KATHOLISCHE LEBENSWERTE

Dr. Bernhard Bartmann

Maria im Lichte des Glaubens und der Frömmigkeit

DUNS
SCOTUS
COLLEGE
DETROIT
DEUS
EX LIBRIS

James Leukert
5026

Katholische Lebenswerte

Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben

Achter Band

Paderborn
Druck und Verlag der
Bonifacius-Druckerei
Druckerei des Heiligen
Apostolischen
Stuhles
1922

Maria
im Lichte des Glaubens und der Frömmigkeit

Von

Dr. Bernhard Bartmann
Professor der Dogmatik

1. und 2. Aufl. 1.—7. Tausend

Paderborn
Druck und Verlag der
Bonifacius-Druckerei
Druckerei des Heiligen
Apostolischen
Stuhles
1922

Germany

LIBRARY OF
DUNS SCOTUS COLLEGE
DETROIT, MICHIGAN

DIGITIZED
FROM
UNIVERSITY OF DAYTON
ROESCH LIBRARY

IMPRIMATUR.

Paderbornae, d. 4. m. Januarii 1922.

Vicarius Generalis
Rosenberg.

J.-Nr. 26.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1922 by Bonifacius-Druckerei.

92 10823

Vorwort.

Daß in einem Sammelwerk über „Katholische Lebenswerte" eine Schrift von Maria nicht fehlen darf, versteht sich für den Katholiken von selbst. Ihr Erscheinen dürfte auch jenen Nichtkatholiken, bei denen diese Lebenswerte in Gunst stehen, nicht unerwartet kommen. — Schon bei der Abfassung der Schrift: „Christus ein Gegner des Marienkultus?" (1909) stieg der Gedanke in mir auf, einmal den gesamten marianischen Stoff in einem Werk aufzuarbeiten. Dabei sollte die Darstellung so gehalten sein, daß sie trotz fester Gebundenheit an das Dogma die ungewohnte Sprache der Theologie vermied, um für weitere Kreise lesbar zu werden. Den damals gefaßten Plan habe ich in vorliegendem Buche zu verwirklichen gesucht. Daß ich mit innerer Hingabe an die Sache gearbeitet habe, wird man bei der Lesung hoffentlich noch empfinden. Daß ich dabei aber von Überschwenglichkeiten und Übertreibungen, vor denen seit der Hochscholastik ernste Theologen immer und immer wieder warnen mußten, mich fernzuhalten habe, galt mir als eine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit, an der nie und nirgend gerüttelt werden dürfe. „Kraftlos ist die Frömmigkeit, wenn sie ohne Wahrheit ist", sagt Suarez. Nur die aus der göttlichen Offenbarung geschöpfte Erkenntnis kann haltbare Grundlage für eine gediegene Marienverehrung bilden, nicht krankhafte Gefühle, die in unserer Zeit draußen und oft auch drinnen unklar und undurchsichtig

durcheinanderwogen. Gesunde Empfindungen sind bei uns die Begleiterscheinungen der Frömmigkeit, nicht aber ihre Ursachen und noch weniger ihr Ziel. Jene, die uns in unserem Kultleben von draußen beobachten, irren sehr, wenn sie meinen, Stimmung und Sturm, Rhythmus und Schwung, Form und Farbe trieben uns zur Kirche, sammelten uns um die Altäre und gäben Text und Takt zu Lied und Gebet: der Glaube an das katholische Dogma allein ist überall die unsichtbare Triebfeder, die das reiche, vielräderige Werk unseres Gottesdienstes in flottem Gang erhält. Ohne diesen Dogmenglauben stände es bald ebenso still wie anderswo auch. Der Marienkultus hat ja seit dem Mittelalter recht reiche und bunte Gestalt angenommen; er hat sich im Volke scheinbar wie eine religiöse Eigenbildung und Sondererscheinung geformt, die sich gleichsam auf eigenem Stamm entwickelte. Aber wer genauer nach den Ursachen forscht und tiefer nach den Wurzeln gräbt, findet auch hier wie stets in der katholischen Frömmigkeit den einen, gleichen, treibenden Keim des lebendigen Glaubens an das Dogma. In der katholischen Mariologie pulsieren überall die Gedanken und Kräfte der katholischen Christologie. Der lapidare Satz des apostolischen Kredos: Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau, wirft seinen vollen Schein auf alle verzweigten Gebiete unserer Mariologie. Wer an jenem urchristlichen Satze festhält, kann unmöglich der katholischen Mariologie seine Zustimmung verweigern.

Pfingsten 1922.

Der Verfasser.

Maria
im Lichte des Glaubens und der Frömmigkeit

1. Eingang.

„Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!"
(Luk. 1, 42.)

„Ich hätte euch noch vieles zu sagen; aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, dann wird er euch die ganze Wahrheit lehren; denn er wird nicht aus sich selber reden, sondern alles, was er hört, das wird er reden, und das Zukünftige wird er euch verkünden."[1]) „Von dem Meinigen wird er es nehmen und es euch verkünden."[2]) So sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er vor seinem Tode von ihnen Abschied nahm. Das sind mehr als für den Augenblick bemessene Worte des Trostes an die Seinigen. Es sind auch Richtlinien, gegeben für die ganze künftige Kirche, Leitpunkte für die vorausgesehene Entwicklung seiner Lehre. Jesus hatte mit der doppelten harten Tatsache zu rechnen, daß seine Sendung an sein Volk nicht den zu hoffenden Erfolg hatte, und daß sein Lebenswerk gerade deshalb einen jähen, vorzeitigen Abschluß in einem gewaltsamen Tode finden werde. Aber die vollkommene Freude an dem Gelingen seiner Aufgabe konnte ihm dadurch nicht zerstört werden. Er weiß, daß das Feuer, das er vom Himmel auf die Erde gebracht hat, dennoch weiterbrennen wird.[3]) Sein Vater will das, und er selbst will es auch. Und beider

gleichem Willen kann kein ohnmächtiger Menschenwille widerstehen. Der Heilige Geist, den er vom Vater senden wird, wird auf Erden unsichtbar das weiterführen, was er sichtbar begonnen hat. Nicht etwas ganz Neues wird er unternehmen, sondern das angefangene Werk wird er vollenden. Nicht eigene Fundamente wird er legen, das wäre unmöglich; denn „niemand vermag einen anderen Grund zu legen, als der schon gelegt ist, nämlich Jesus Christus.“[4]) Aber aufbauen wird er auf dem vorhandenen und von ihm als echt und fest anerkannten. „Von dem Meinigen wird er es nehmen und es euch verkünden.“ Mit diesen wichtigen Worten gibt der Herr das innere Verhältnis der Kirche des Heil. Geistes mit der von ihm selbst erbauten Kirche an: es werden nicht zwei Kirchen sein, sondern es wird nur eine Kirche sein. Es ist unmöglich, den Herrn zu trennen von dem Geiste, den er selbst sendet. Der Vater sendet den Sohn, der Sohn sendet den Heiligen Geist: und alle drei führen gemeinsam auf Erden durch, was ihre unendlich gütige und unbegreiflich mächtige Weisheit von Ewigkeit beschlossen haben.

Es liegt aber auf der Hand, daß das, was in Gott selbst von Anfang an eine einheitliche, fertige Größe ist, auf Erden in seiner Verwirklichung eine *Entwicklung* haben muß, worin der eine Teil des Ganzen auf den andern folgt, eine Entwicklung sowohl in bezug auf die *Ausdehnung* als auf die *Verinnerlichung*. Beides lehrt der Herr mit klarsten Worten. Wir denken an seine zwei kleinen Gleichnisse vom Senfkörnlein und vom Sauerteig. Er spricht: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, das ein Mann nahm und auf seinen Acker säte. Es ist zwar das kleinste unter allen Samen-

körnern; ist es aber aufgewachsen, dann ist es das größte aller Gartenkräuter, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen." Man erkennt leicht, daß hier von der äußeren Ausbreitung seines Reiches die Rede ist. Ebenso leicht ersieht man aus der sofort folgenden Gleichnisrede, daß in ihr die innere Mehrung und Stärkung, das geistige Wachstum des Himmelreiches geschildert werden soll: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und mit drei Maß Mehl vermengte, bis es ganz durchsäuert war."[5]) Nicht rasch und auf einmal dringt der Sauerteig in die ganze Masse des Mehles. Er braucht Zeit zur Gärung. Aber nachdem diese Gärung angefangen hat und eingeleitet worden ist, wird sie fortdauern, bis alles eine einheitliche und gleiche Masse ist. Das ist ein anschauliches Bild von jener Entwicklung, die Christi Wahrheit und Gnade in denen, die sich ihnen völlig ergeben, durchmachen wird.

Zu dieser Entwicklung gehört auch jene Lehre, die in der theologischen Wissenschaft als Mariologie oder Marienlehre ihre besondere Stellung gewonnen hat. Wenn wir heute zurückblickend ihre ganze Geschichte überschauen, dann gewahren wir, wie auch dieses Dogma gleich allen anderen innerlich sich entfaltete und äußerlich sich seinen Weg bahnte. Beides durch die Tätigkeit menschlich-kirchlicher Organe; beides unter der unsichtbaren Leitung dessen, der die Kirche „in alle Wahrheit einführen sollte". Wie überall, so entstand aber auch hier das volle Leben aus einer Urzelle. Und diese schuf Gott selbst, wie stets, so auch hier in der Tatsache der Menschwerdung seines Sohnes. Sie ist der Urkeim,

woraus sich die ganze Marienlehre entfaltet hat. Alles, was die Kirche später in Lehre und Kultus, in Andacht und Brauch über Maria zu sagen und zu bieten weiß, das liegt keimhaft vorgeformt in den Worten des Johannesevangeliums: „Und das Wort ist Fleisch geworden." Die Mariologie wird zu einer Ergänzung der Christologie. Die Sohneslehre heischt zur Vollendung die Lehre von der Mutter. Das empfand schon der Irrlehrer Nestorius, obschon er gerade in der Marienlehre bedenkliche Ansichten entwickelte. Er sagt: „Daß die Liebhaber Christi denen Beifall spenden, die eine Lobrede auf Maria halten, ist nicht zu verwundern."[6] Ganz gewiß ist das nicht zu verwundern. Ähnlich drückt sich Harnack, ein moderner Gegner unserer Marienlehre, aus. Trotz aller Abneigung muß er doch der Wahrheit entsprechend bekennen: „Ihre Stellung im Symbol (dem apostolischen Glaubensbekenntnis) neben dem Heiligen Geiste sicherte ihr für alle Zeiten hohe Bedeutung. Aber ihre wichtigste, geradezu dogmatische Bedeutung erhielt Maria dadurch, daß das Inkarnationsdogma das Zentraldogma wurde."[7] Das ist ganz richtig geurteilt. Nur steckt ein böser Fehler in der Auffassung; er liegt in dem Wörtchen „wurde". Die Menschwerdung des Sohnes Gottes oder die Inkarnation „wurde" nicht Zentraldogma der Christenheit, sondern „war" es oder „ist" es von Anfang an. Und ohne dieses Dogma ist das ganze Christentum nicht zu begreifen. Und so kam auch Maria von diesem Dogma her zu ihrer ehrenvollen Stellung im Kredo neben den Heiligen Geist. Aber der sie hineinbrachte, war niemand anders als der Erzengel Gabriel mit seiner Offenbarung: „Der Heilige Geist wird über dich kommen."[8]

Eine besondere Förderung erhielt die Marienlehre schon sehr früh dadurch, daß man Maria in Gegensatz zu Eva brachte. Hier war der hl. Paulus von Einfluß gewesen. Er hatte im Römerbrief[9]) die Nebeneinanderstellung von Christus und Adam vollzogen und beide in gegenseitige Beleuchtung gestellt. Das versuchten nun die Väter schon vom zweiten Jahrhundert an auch von den beiden Frauen, die in der Heilsgeschichte eine so große entgegengesetzte Bedeutung haben. Der Vergleich geht beidemal auf die allgemeine Erfahrung zurück, daß Gegensätzliches durch Gegenüberstellung leichter begriffen wird als in getrennter Einzelbetrachtung. Der berühmte Philosoph und Kirchenvater Justin macht mit dieser Darstellungsweise den Anfang. „Eva hat", so schreibt er um 150, „das Wort der Schlange in sich aufgenommen und Sünde und Tod geboren. Die Jungfrau Maria hingegen hörte mit heiliger Freude auf die frohe Botschaft des Engels Gabriel und empfing den Sohn Gottes."[10]) Von da ab wird diese Parallele Eva-Maria eine geläufige bei fast allen Vätern. Noch Thomas von Aquin verwendet sie. Hören wir noch einige Variationen über sie aus frühen Jahrhunderten. Irenäus (200) schreibt eine Art Volkskatechismus und sagt darin in sehr erhabenen Wendungen: „Wie der Mensch durch eine ungehorsame Jungfrau zu Falle gebracht wurde, stürzte und starb, so empfing der Mensch durch eine Jungfrau, die dem Worte Gottes gehorchte, das Leben durch das von neuem in ihm entwickelte Leben.[11]) Und wie das Menschengeschlecht durch eine Jungfrau mit dem Tode behaftet wurde, so wird es auch gerettet durch eine Jungfrau. Gleichmäßig aufgehoben wurde der Ungehorsam der Jungfrau durch den Gehor-

sam der Jungfrau. Die Klugheit der Schlange wurde besiegt durch die Einfalt der Taube und gelöst wurden die Bande, wodurch wir mit dem Tode verbunden waren."[12]) „Maria wirkte mit dem Heilsplane (Gottes) mit, indem sie ihren Sohn von ihm empfing.[13]) So wurde sie für sich und das gesamte Menschengeschlecht zur Ursache des Heiles (causa salutis)."[14]) Ein anderer Zeuge aus jener frühen Zeit, Tertullian,[15]) kann gelegentlich der Erklärung der Menschwerdung des Herrn die hl. Jungfrau in den höchsten Ausdrücken feiern: „Christus ist aus dem Fleische der Jungfrau, so daß diese Jungfrau durch Christus unsere von allen Makeln gereinigte heilige Wiedergeburt werde."

Das sind Ausdrücke, die fast so stark klingen als jene, womit Schrift und Tradition unsere Erlösung von Christus, dem „einzigen Mittler"[16]) ableiten. Die Väter der Kirche wollen mit solch kräftigen Wendungen vor allem die grundlegende Wahrheit aussprechen, daß Maria die Mutter unseres Erlösers ist, diesen geboren hat und dadurch unser Heil verursachte. Nicht aber wollen sie Maria zu unserer Erlöserin machen.

Ein lebendiger Lebenskeim treibt aus sich selbst in die Höhe; ein kranker stirbt ab. Der marianische Gedanke quoll zu klar aus den Tiefen der göttlichen Offenbarung, als daß er hätte wieder untergehen können. Gerade dadurch, daß er in seiner Entwicklung Hindernissen begegnete, erstarkte er am Widerstande. Seit Jahrhunderten war es in der Kirche üblich gewesen, Marias Verhältnis zu Christus durch den Ausdruck „Gottesgebärerin" zu bezeichnen. Dagegen trat eines Tages der griechische Patriarch Nestorius mit unverstandenem Eifer auf. Er meinte, die Christenheit sinke dadurch ins

Heidentum zurück, wenn sie glaube, daß Maria Gott geboren habe. Maria sei ein Geschöpf, Gott aber sei der ewige Schöpfer von allem. Diese Einwendung mochte gut gemeint sein, legte aber dem allgemein gebräuchlichen Titel einen gänzlich falschen Sinn bei. Nicht das, was Nestorius meinte, verstanden die frommen Marienverehrer seiner Zeit, wenn sie Maria Gottesgebärerin nannten. Nicht hat Maria der Gottheit Dasein und Leben gegeben, was schier undenkbar ist, aber sie hat den geboren, der Gott und Mensch in einer einzigen Person ist; und dieserhalb konnte und durfte man ihr jene berühmte Ehrenbezeichnung beilegen. Deshalb hatte die Kirche ein Recht, jenen Titel, der von der marianischen Frömmigkeit in verschiedenen Zeiten und Kirchen frei gebraucht worden war, jetzt, durch den Kampf der Gegner veranlaßt, förmlich und feierlich für alle Zukunft auf dem Konzil zu Ephesus (431) allen Gläubigen als Dogma vorzuschreiben und den von sich zu stoßen, der ihn ablehnen würde.[17]) Das katholische Volk, das am Tage der Konzilssitzung bis spät in die Nacht hinein auf die Entscheidung der Bischöfe wartete, nahm voller Begeisterung ihren endlich kundgegebenen Beschluß von der Gottesgebärerin entgegen, zündete Rauchfässer und Fackeln an und begleitete damit die Bischöfe nach Hause. Man versteht es leicht, daß die Entscheidung des Konzils von Ephesus der praktischen Marienverehrung sehr zugute kommen mußte. Die Gläubigen freuten sich, daß sie bei ihrem alten Gebetsbrauche bleiben durften, und daß dieser, weit entfernt, mißbilligt zu werden, nun eine streng dogmatische Rechtfertigung erhalten hatte.

Man könnte denken, daß der marianische Glaube eine besondere Eigentümlichkeit der morgenländischen

Kirche gewesen sei und auf irgendwelche persönliche Anregung eines einflußreichen Kirchenvaters zurückzuführen sei. Das wäre aber eine sehr falsche Annahme. Vielmehr ist es sehr bemerkenswert, daß der Marienglaube sehr früh und bestimmt Gemeingut der ganzen damaligen Christenheit war. In Syrien und Palästina bezeugt ihn Justin, in Afrika Tertullian, in Rom der Papst Hippolytus, in Lyon Irenäus. Diese Zeugen lebten alle gegen Ende des zweiten Jahrhunderts. Der Marienglaube war also sofort ein wahrhaft katholischer Glaube. Und in diesen Glauben war in gewisser Weise auch schon ein Marienkult eingeschlossen. Oder kann es einen höheren Kultakt geben als das feierliche Bekenntnis des Glaubens an die Geburt Christi „aus Maria der Jungfrau" im apostolischen Glaubensbekenntnis? Man arbeitet in neuerer Zeit mit dem Spaten daran, die Denkmale der Marienverehrung in Nordafrika, dem Lande Tertullians, Cyprians, Augustins, wo einst ein solch blühendes Christentum bestand, aus Schutt und Sand bloßzulegen und sieht die Mühe durch allerlei Funde von marianischen Inschriften aus Bildern herrlich belohnt. Maria mit dem Kinde auf dem Schoße, in ihrer Nähe den Propheten Isaias, ihren alttestamentlichen Herold, das ist die Darstellung der ältesten Zeit, auf deren Spuren die Forscher überall in der alten christlichen Welt sich stützen. Und auch schriftliche Funde fördert man ans Licht. Ein ganzer Band „Äthiopische Marienhymnen" konnte kürzlich herausgegeben werden. Sie stammen aus einem Lande, das noch südlich von Ägypten liegt und geben den Beweis von der frühen und weiten Verbreitung des Marienglaubens und der Marienverehrung. Und überall und immer

ist es derselbe Grundgedanke, der in allen marianischen Denkmälern und Dokumenten der vergangenen Zeiten zutage tritt.

Wenn wir einen Überblick über die Entwicklung der Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten gewinnen wollen, dann müssen wir auch der Kirchenväter gedenken, die zu dieser Entwicklung vielfachen Anstoß gegeben haben. Ihr Interesse an marianischen Fragen entsprang entweder der Liebe zur hl. Gottesmutter an und für sich, besonders so beim heiligen Ambrosius, Augustinus, Ephräm und später bei Anselmus und Bernhardus, oder sie empfingen die besondere Anregung dazu von außen durch Irrlehrer, die sich an der Ehre der Mutter oder Jungfrau vergriffen hatten. So in den ältesten Zeiten die bereits genannten Irenäus und Tertullian, später Hieronymus, Epiphanius. Die mittelalterlichen Marienmaler sind deshalb von einem gesunden Gefühle geleitet, wenn sie ihren Madonnenbildern gern den einen oder andern Kirchenvater mit der Geste des Lehrers beifügen. Die Väter führen durch ihre Unterweisungen das christliche Volk auf lichtem Weg und sicherem Steg zu ihrer Mutter hin. Dem Überschwang des Gefühls, dem die schlichte Volksseele hier leicht erliegen kann und dann und wann wirklich zu erliegen droht, setzen sie überall als reife, abgeklärte Männer die nüchterne Wirklichkeit des katholischen Dogmas entgegen. Selbst der hl. Bernhard, der allgemein als der glühendste Marienverehrer und Marienlehrer der Kirche gilt, läßt sich niemals aus dem festen Rahmen des Dogmas locken und beobachtet mit großem Mißtrauen fromme Andachtsübungen, die sich in diesen seinen dogmatischen Rahmen nicht einfügen lassen.[18])

Freilich ist es wahr, daß die Marienfrömmigkeit im Mittelalter, die damals einen großen Aufschwung nahm, nicht immer durch Schriften von führenden Kirchenmännern eingeleitet und gefördert wurde. Vielfach, ja meist ging jetzt der Anstoß dazu von privaten Kreisen aus; besonders haben die Klöster beiderlei Geschlechtes starke Anregungen zur marianischen Frömmigkeit in das katholische Volk hineingetragen. Doch handelte es sich dabei nicht mehr um dogmatische Fragen, sondern um Dinge praktischer Übung: um Feste und Gebete, um Wallfahrtsorte und Gnadenbilder, um Legenden und Lieder, um Bräuche und Darstellungen. Daß auch hier, wie man sagt, nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß die allzeit geschäftige religiöse Phantasie hier fast immer den Vorsprung hat und behält vor der langsam und vorsichtig vorwärtstastenden Theologie, liegt in der Natur der Sache und ist dem geschulten Katholiken weiter nicht verwunderlich. Er weiß ja, daß ihm sein Glaube in dieser Hinsicht keinerlei Lasten auflegt. Welche er nicht auf sich nehmen will, darf er ruhig liegen lassen. Die offizielle Kirchenvorschrift lautet hier durchaus zurückhaltend und genügsam. Das Konzil von Trient[19]) war keineswegs taub gegen verständige Ausstellungen, die man vom Standpunkte der nüchternen Glaubenslehre an dem damaligen Marienkult wie Heiligenkult überhaupt machen konnte. Daß durchaus nicht alles wahr und recht war, was besonders von Klosterleuten an Gnadenbildern und Reliquien ausgestellt, über Wundererzählungen und Gebetserhörungen gepredigt, an praktischen Übungen empfohlen und gefordert wurde, gibt das Konzil nicht nur zu, sondern ist bemüht, jedem Aberglauben auf diesem Gebiete die Türe

fest zu verschließen. Es rechtfertigt zunächst den Brauch der Verehrung und Anrufung der Heiligen und hält ihn als „gut und nützlich" aufrecht. Diejenigen, die dies als „Götzendienst" bezeichnen, denken gottlos. „Ferner sind Bildnisse Christi, der jungfräulichen Gottesgebärerin und anderer Heiligen vorzugsweise in den Kirchen aufzustellen und beizubehalten, und es soll ihnen die schuldige Hochachtung und Verehrung erwiesen werden. Nicht als ob angenommen werde, es liege in ihnen irgendetwas Göttliches oder eine Kraft, um derentwillen sie zu verehren seien, oder als ob von ihnen etwas zu erbitten sei, wie es einst von den Heiden geschah, die ihre Hoffnung auf die Götzen setzten, sondern weil die Ehre, die ihnen erwiesen wird, auf die Urbilder sich zurückbezieht, die sie vorstellen, so daß wir durch die Bilder, die wir küssen, und vor denen wir das Haupt entblößen und niederknien, Christum anbeten und die Heiligen verehren, deren Abbild sie darstellen."

Dann mahnt die Kirchenversammlung ernstlich alle Bischöfe, das Volk in diesen Dingen gründlich zu belehren. In dem bald nachher im Auftrage des Konzils herausgegebenen „Römischen Katechismus" wurde der Seelsorgsgeistlichkeit, zumal den Pfarrern, ein Mittel an die Hand gegeben, in Predigt und Katechese besser ihre Pflicht tun zu können, wie es in der Vergangenheit da und dort geschehen sein mochte. Denn wäre hier von oben immer nach dem Rechten gesehen worden, dann wären die nun folgenden Rügen unnötig gewesen. Das Konzil fährt nämlich fort: „Sollten aber in diese heiligen und heilsamen Beobachtungen (observationes) irgendwelche Mißbräuche (abusus) sich eingeschlichen haben, so verlangt die heilige Synode entschieden (cupit

vehementer), sie durchaus abzustellen. Es soll jeder Aberglaube bei der Anrufung der Heiligen, bei Verehrung der Reliquien und beim frommen Gebrauche der Bilder beseitigt werden; es soll aller schmählicher Gewinn ferngehalten werden, und es soll endlich alles Schlüpfrige vermieden werden. Auch sind keine neuen Wunder anzunehmen und keine neuen Reliquien aufzunehmen, außer nach Untersuchung und Genehmigung des Bischofs, der, sobald er über solche Sachen etwas erfahren hat, sich mit Theologen und anderen frommen Männern beraten soll, und dann tun möge, was er mit der Wahrheit und mit der Frömmigkeit übereinstimmend erachtet." Daß auch heute noch die Kirche diesen vorsichtigen und dogmatisch genauen Standpunkt beobachtet, ergibt sich aus ihren Vorschriften, die sie in dem von Papst Benedikt XV. am 15. September 1917 feierlich für die ganze Kirche verordneten Kirchenrecht gegeben hat. Der erste hier entscheidende Kanon lautet: „Der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihren einzelnen Personen, Christus, dem Herrn, auch unter den sakramentalen Gestalten, gebührt der Kult der Anbetung (cultus latriae), der seligen Jungfrau Maria der Kult der außerordentlichen Verehrung (cultus hyperduliae), den übrigen mit Christus im Himmel Herrschenden der Kult der einfachen Verehrung (cultus duliae)."[20] Das ist die gewohnte Klarheit und Bestimmtheit der katholischen Lehre. Eine andere wichtige Vorschrift wird erneuert: „Die Ortsoberen (Bischöfe usw.) sollen darüber wachen, daß die Anweisungen der heiligen Kanones betreffs des heiligen Gottesdienstes eifrig beobachtet werden, und besonders daß nicht in diesen Gottesdienst, sei er öffentlich oder privat, oder in das tägliche Leben der Gläubigen irgendwelche aber-

gläubische Praxis eingeführt oder irgendetwas zugelassen wird, was dem Glauben fremd ist, der kirchlichen Tradition nicht entsprechend, oder was den Schein schmählichen Gewinnes an sich trägt."[21])

Wenn wir am Schluß dieser Übersicht noch einmal rückwärts schauen bis auf den biblischen Anfang, dann sehen wir und wir werden es im folgenden noch besser verstehen, daß die marianischen Dogmen untereinander innig zusammenhängen, und daß sie nur Ausflüsse sind aus dem zentralen Christusdogma von der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Wer hier das Ganze festhält, dem ergeben sich die Teile von selbst. Das wird auch von den Gegnern des katholischen Marienkultus anerkannt. Weiter gewinnen wir aus der gegebenen Übersicht den Eindruck, daß nicht nur das marianische Dogma sich entfaltet hat, sondern daß auch die marianischen Feste und vor allem die Verehrungsformen im Laufe der Jahrhunderte stark zugenommen haben. Diese Andachtsformen sind gleich den bunten Blumen der Natur, die im Laufe des Kirchenjahres gepflückt und vor den Bildern der hl. Jungfrau aufgestellt werden. Unser katholischer Gedankengang ist dabei folgender: Wir wissen Maria im himmlischen Jenseits; wir möchten uns von ihr gern eine Vorstellung machen und verfahren wie Waisenkinder, die nie ihre Mutter gesehen haben: wir erdenken uns von ihr ein Bild und stellen es auf; nicht irgendwo und irgendwie, sondern möglichst an einem geeigneten, sichtbaren Platze, wir schmücken es dann mit Blumen, weil dadurch ihr Wesen schön und anziehend für uns wird; wir zünden Kerzen davor an, weil deren Licht das Bild für die Sinne lebendiger macht, ihre Gegenwart uns gleichsam beleuchtet. Und wenn wir dann, angezogen

und eingeladen durch den Gedanken ihrer Festfeier, durch den Klang ihrer zarten Lieder, durch den Glanz ihrer geschmückten Statuen zu ihr gleichsam äußerlich gelangt sind, dann schließen wir Aug' und Ohr und suchen und finden sie droben in ihrer uns unzugänglichen Seligkeit. Dann öffnen wir Herz und Mund und reden mit ihr, als wäre sie gegenwärtig. Wir freuen uns dann, daß wir katholisch geboren und erzogen sind und zu Maria beten können. Wir würden einen Andersdenkenden, der uns in solchen Augenblicken mit krittligem Bedenken und spitzigen Einwänden unterbrechen wollte, mit bittender Geduld bedeuten, er möge uns mit uns allein lassen, weil wir uns in religiösen Dingen so mündig fühlen, wie nur sonst irgendeiner. Und wenn er dennoch mit zudringlichem Eifer uns seine überlegene Weisheit aufreden wollte, dann soll er im voraus wissen, daß alles und jedes, was er uns sagt, an uns abfließen wird wie Wasser an der Marmorsäule. So fest ist jeder von uns von der Berechtigung unserer Marienverehrung überzeugt!

2. Ewig erwählt.

„Von Ewigkeit her bin ich gesetzt."
(Spr. 8, 23.)

„Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet mit allem geistlichen Segen des Himmels in Christus! Er hat uns ausgewählt in ihm vor Gründung der Welt, daß wir seien heilig und unbefleckt vor ihm in Liebe." Mit diesen herrlichen Worten beginnt Paulus seinen Brief an die Epheser. Er will mit den Gläubigen Gott Lobpreis und Dank darbringen für das große Geschenk der ewi-

gen Berufung zur Wahrheit und Gnade, die uns durch Jesus Christus geworden ist. Er will der Christengemeinde erklären, daß ihr Glaube und ihr Christenstand vor allem Wirkung ewiger Liebe Gottes, nicht etwa eigenes Werk ist.

Wenn diese ewige Erwählung bei jedem einzelnen Gläubigen geschehen muß, damit er zum Glauben und zu der ihm eigenen Stellung im Christentum gelangt, dann trifft das sicher bei Maria zu. Alles Große und Wichtige hat Gott vorherbestimmt, und je bedeutender und wertvoller es ist, mit desto größerer Liebe und Sorgfalt hat er sich von Ewigkeit her mit ihm beschäftigt. Dann aber muß Gott mit der Person und den Lebensumständen Mariens sich ganz besonders beschäftigt haben. Denn ihre Person und ihr Leben hängt so innig mit dem Erlöser und den Erlösungstatsachen zusammen, daß diese, falls sie in der uns bekannten, geschichtlichen Weise verwirklicht werden sollten, ohne Maria überhaupt nicht geplant werden konnten. Zu einem menschlichen Sohne gehört eben eine menschliche Mutter. Hat Gott, wie Paulus sagt, von Ewigkeit unsere Erlösung geordnet, dann auch den Erlöser, dann aber auch des Erlösers Mutter. Deshalb wendet hier die Kirche Worte, die vom Sohne gelten, in etwas freier Weise auch auf die Mutter an: „Von Ewigkeit her bin ich gesetzt.“[1]) Sie gelten ja zuletzt von uns allen.

Denken wir uns den göttlichen Erlösungsratschluß, der in seiner Ausführung so verschiedene und manchfache Einzeltatsachen enthält, wie ein großes, abgerundetes Gesamtbild, dann ist zweifellos der menschgewordene Gottessohn darin die Hauptfigur. Aber sein Erscheinen in dem Bilde ist keinen Augenblick begreiflich ohne die

Nebenfigur der Mutter. Hier bei den ersten ewigen Anfängen unserer Erlösung, die wir nur erst rein gedankenmäßig zu fassen vermögen, da sie noch keine irdische Wirklichkeit haben, zeigt sich schon das überall hervortretende Gesetz: Mutter und Sohn gehören zusammen. Und der göttliche Ratschluß über den Sohn muß den über die Mutter mit einschließen. Deshalb kann auch die menschliche Betrachtung hierin keine völlige Scheidung vornehmen. „Was Gott verbunden hat", kann man auch hier sagen, „das soll der Mensch nicht trennen."[2]) Die Mariologie wird zum notwendigen Anhang der Christologie. Das Vaterunser endet in der tiefbedeutsamen Bitte: „Erlöse uns von allem Übel."[3]) Das Gegrüßet seist du, Maria, das wir Katholiken hinzufügen, erklärt, daß diese Erlösung von allem Übel, von allem Bösen, nicht anders geschieht als durch „die gebenedeite Frucht deines Leibes", Jesus. Es wendet sich dann an Maria, durch ihre Fürbitte uns zu unterstützen, damit die Erlösungsgüter im Leben und Sterben uns nicht ermangeln möchten. Das ist alles so einfach, so umfassend, so harmonisch und so katholisch, daß man schlechr versteht, wie man in diesem Punkte uns nicht verstehen kann.

Der hl. Bernhard, der begeisterte Marienverehrer des Mittelalters, nennt Maria das göttliche negotium omnium saeculorum.[4]) Er will damit sagen, Gott habe sich in allen vorhergehenden Zeitaltern mit ihr befaßt und ihren Eintritt in die Welt vorbereitet. In diese ewige Vorbereitung fällt aber wie bei jedem Christenmenschen nicht nur die Gnade, sondern auch schon die Naturanlage der Erwählten. Schon deshalb, weil die Gnade die Natur voraussetzt, an sie anknüpft,

sich mit ihr verbinden will, in ihr leben und mit ihr wirken muß. Es ist weiter einleuchtend, daß auch die äußeren Zeitumstände, in denen der Mensch auftritt, nicht gleichgültig für sein Gnaden- und Berufsleben sind; daher müssen auch sie ein Glied in der ewigen Erwählung Mariens bilden. Diese natürlichen Dinge im Gesamtbilde der ewig Erwählten sollen den ersten Gegenstand unserer marianischen Gedankengänge bilden.

Von Ewigkeit bin ich geplant! Das betrifft zunächst die Zeit, in der Maria geboren wurde. Weil ihr Leben so enge mit dem ihres Sohnes verknüpft ist, so müssen wir beide im gleichen Lichte betrachten. So tut es schon der hl. Paulus. Er schreibt: „Als aber die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, gebildet aus dem Weibe.“[5]) Was für eine Zeit war das, die erfüllt werden mußte, ehe beide in die Welt kamen? Wir wissen es; es war die Zeit des Harrens und Hoffens, der Sehnsucht und des Verlangens. Es war die Zeit, in der die Besten im Alten Bunde mit dem greisen Simeon „auf den Trost Israels warteten“.[6]) Es war die Zeit, worauf Jesus sein Volk hinwies mit dem Rufe: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes hat sich genaht!“[7]) Schon in den Tagen Adams hatte Gott den Rahmen dieser Zeit und die Hauptmomente ihrer Entwicklung festgelegt, als er sprach: „Einer von den Nachkommen des Weibes wird dir den Kopf zertreten.“[8]) Damals tauchte der Kern der für die gefallene Menschheit berechneten Offenbarung des göttlichen Heilsplanes zum erstenmal am Horizonte der Geschichte auf. Noch in jahrtausendeweiter dunkler Entfernung, aber immerhin für den Glauben in trostvoller Gewißheit. Denn Gott hatte feierlich sein Wort gegeben: „Ich will es!“ Was denn?

„Feindschaft setzen". Zwischen der Menschheit und dem Satan. Worauf es uns hier ankommt, ist dies, daß der zukünftige Erlöser in jenem ersten Urbilde nicht ohne seine Mutter erscheint. Der Sohn kann nicht ohne die Mutter kommen, nicht einmal verheißen werden! Die zeitliche Ankunft der Mutter ist in der des Sohnes mitbestimmt. An diese Urzeit und ihre Frohbotschaft (Protoevangelium) werden wir besonders am Geburtsfeste der hl. Jungfrau erinnert. Der eine Teil jener uralten göttlichen Verheißung wurde an diesem Tage erfüllt. Noch nicht der gottmenschliche Schlangenzertreter erscheint, aber die Mutter desselben wird bereits geboren. Der Sonne geht die Morgenröte voraus und kündet den neuen Tag an. Die Kirche wendet in ihren Festgebeten ein Wort des Hohenliedes[9]) auf Maria an: „Wer ist jene, die da hervortritt, aufglänzend wie die Morgenröte?" Die Morgenröte glänzt nicht in eigenem Glanze, sondern in jenem, den sie von der Sonne empfängt. So ist es auch mit Maria: sie leuchtet in jenem hellen Scheine, den Jesus, „die Sonne der Gerechtigkeit",[10]) über sie ausgießt. Aber deshalb ist die Morgenröte dennoch schön und lieblich, verheißungsvoll und tröstlich. Frage den Kranken, der in langer Nacht sich in seiner Qual windet, wie sehr er sich nach dem Anbruch des Tages sehnt. Das ist ein Bild von den Völkern vor Christus. Ein geistiges Unbehagen lag auf ihnen allen, eine religiöse Unbefriedigtheit, ein Suchen nach tieferen Quellen, eine Sehnsucht, wie sie für Israel der Prophet Isaias in die poesievollen Worte knüpft: „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab, die Erde öffne sich und sprosse den Heiland hervor."[11]) Adventsstimmung herrschte in der ganzen damaligen Mensch-

heit, besonders in den Gebieten des weiten Römischen Reiches. Nicht nur in Israel, auch in der Heidenwelt hofft man den Anbruch eines neuen Zeitalters, das man das „goldene" nannte. „Jetzt ist die letzte der Zeiten sibyllinischen Weistums erschienen, und von neuem beginnt der Jahrhunderte mächtige Kette. Jetzt kehrt auch die Jungfrau zurück, Saturnus Herrschaft kehrt wieder. Schon kommt ein neues Geschlecht herab aus himmlischen Höhen." So ein römischer Dichter, Vergil, um 40 vor Christus. Wer will es auffallend finden, wenn die alten Kirchenväter in solchen Worten heidnische „Weissagungen" auf die Ankunft Jesu fanden. Uns aber sind sie neben so manchen anderen Äußerungen jener Tage ein Beweis, daß Gottes Vorsehung das Los der Menschheit in den langen dunklen Zeiträumen vor Christus aus ihren festen Händen nicht verloren hatte, sondern jene Völker heranreifen ließ für die Saat des Evangeliums. Christus ist die „Erfüllung" der Sehnsucht der damaligen Völker. Maria aber ist, rein zeitlich genommen, der erste liebliche Klang dieses Evangeliums der neuen Zeit!

„Von Ewigkeit bin ich geplant"; das bezieht sich auch auf den völkischen Ursprung Marias. Salus ex Judaeis, spricht der Herr in feierlichem Tone zur Samariterin am Jakobsbrunnen: „Das Heil stammt aus den Juden."[12]) Nicht als wenn das Judenvolk aus sich selbst das Heil bringen sollte; aber aus ihm als dem auserwählten Volke sollte geschichtlich jener hervorgehen, der zum Weltheiland bestimmt war. Daraus ergab sich, daß auch Maria als Tochter Israels in die Welt eintreten mußte. Sogar als Tochter des israelitischen Königshauses David. Hatte doch schon der

größte Prophet Israels, Isaias, Jahrhunderte vorher diesen ihren Ursprung angedeutet: „Ein Reis wird aus der Wurzel Jesse hervorgehen und eine Blüte aus der Wurzel aufsteigen.“[13]) Jesse aber war der Vater Davids. Er ist die Wurzel, aus der Reis und Blüte hervorging. „Mit Reis“, sagt der hl. Augustin, „bezeichnet der Prophet die Jungfrau Maria, mit der Blüte des Reises den Sohn der Jungfrau, den Herrn Jesus Christus.“ Und er fügt dann hinzu: „Das lasen die Juden schon bevor es geschah.“[14])

„In deinem Samen sollen alle Völker der Erde gesegnet werden.“[15]) So hatte Gott zu Abraham, dem Stammvater Israels, gesprochen. Mit Marias Geburt beginnt jener Segen greifbar zu werden. „Viele werden kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen.“[16]) Die ganze Welt mit all ihren Völkern soll an dem Segen Abrahams teilnehmen; denn dieser Samen Abrahams ist „das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“[17]) Aber dabei bleibt doch bestehen, was der Herr am Jakobsbrunnen verkündet: „Das Heil ist aus den Juden.“ Maria aber ist die irdische Brücke, auf der das Heil aus dem Judentum zu allen Völkern als Segen Gottes gekommen ist. Es gibt manche berühmte Abrahamstochter im Alten Bunde, aber den Glanz, womit Gott Maria bekleidet, erreicht keine ihrer Genossinnen. Und es gibt manche kraftquellende Sprossen Davids, aber das Reis, das in Maria aus der Wurzel Jesse entsproß, trägt in sich einen Segen und eine Fruchtbarkeit, die ohne jeden Vergleich sind. So das Urteil der kirchlichen Vergangenheit.

„Von Ewigkeit bin ich geplant.“ Das betrifft nicht nur die äußeren Lebensumstände der allerseligsten Jung-

frau, sondern auch ihre innere Wesensbeschaffenheit, die Natur ihres Leibes und ihrer Seele.

Jedes Menschen Leib ist von Gottes Allmacht gebildet. Von den ersten Menschen heißt es: „als männlich und als weiblich schuf er sie".[18]) Diese Verschiedenheit ist wichtig für das natürliche Leben. Für das übernatürliche gilt das Wort des Apostels, daß in übernatürlichen Dingen des Heiles kein Unterschied sei zwischen Mann und Frau.[19]) Aber die äußere Stellung im Reiche Gottes ist doch verschieden. Der eine soll Gott in der Kirche dienen als Priester, der andere als Laie; der eine in der Ehe, der andere im jungfräulichen Stande; der eine als Mann und Vater, die andere als Frau und Mutter. Solche Unterschiede sind von Gott gewollt und wie alles von Ewigkeit von ihm geplant und geordnet.

Von Ewigkeit hatte Gott auch das Kind geplant, das den Eltern Joachim und Anna geboren wurde, daß es im Reiche Gottes erscheine und darin Dienste leiste, nicht als Mann, sondern als Frau, als Jungfrau und Mutter. Wir wissen schon, wie das zu verstehen ist und werden es später genauer bestimmen. Es ist auffallend und doch in gewisser Hinsicht auch wieder natürlich, daß die Kirche in ihren liturgischen Gebeten so oft den „Leib" der hl. Jungfrau erwähnt. Nicht an und für sich als einfaches stoffliches Gebilde erscheint er ihr so wertvoll, sondern weil der Sohn Gottes aus ihm „Fleisch geworden ist". Mehr noch als Adam von der Eva sagte: „das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein,"[20]) konnte Maria von ihrem Sohn diese Worte gebrauchen. Wir wissen, welche Bedeutung „Fleisch und Blut" des Sohnes in der Zukunft für die

Erlösung wie für das sakramentale Leben der Gläubigen haben wird. „Er trug unsere Sünden selbst an seinem Leibe auf das Holz (des Kreuzes)“, sagt der hl. Petrus.[21]) „Nehmet hin und esset; dies ist mein Leib.“[22]) „Das Brot aber, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“[23]) Im Lichte solcher inhaltsschweren Worte verstehen wir, wie die Kirche dazu kam, auch den Leib der Mutter des Erlösers in den Kreis ihrer religiösen Verehrung zu ziehen. Sie wendet die Worte der Frau aus dem Evangelium auf Maria an und zwar in einem höheren Sinne, als sie damals gemeint waren: „Glückselig der Leib, der dich getragen und die Brüste, die dich genährt haben.“[24]) Jene Frau war bei ihrer Seligpreisung nur von rein natürlichen Empfindungen beseelt. Die Kirche aber erinnert sich dabei voll Glauben an die geheimnisvollen Worte des Engels: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten, darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden.“[25]) Wenn schon jeder Menschenleib im Schöpfungsplane Gottes eine Stelle hat, dann erst recht der Leib der heil. Jungfrau: er sollte im Reiche Gottes eine ganz einzige Aufgabe haben. Deshalb empfing er auch eine ganz einzige Ausrüstung von der göttlichen Weisheit und Güte. Gottes Gabe entspricht des Menschen Aufgabe; die Mittel entsprechen dem Zweck. Der Qualm der Sinnlichkeit und das Feuer der Leidenschaft hat den Leib Marias nie entweiht. Man stellt sich den Leib der hl. Maria gern als ein Gebilde prächtigster natürlicher Schönheit und Harmonie vor. Mittelalterliche Maler haben ihre besten Kräfte angestrengt, ein körperlich-geistiges Ideal von

ihr zu entwerfen. Man hat sogar die fromme Meinung in Umlauf gesetzt, daß schon Lukas die Züge Mariens im Bilde festgehalten habe. Wenn all das nun auch ohne jeden geschichtlichen Rückhalt ist, so versteht man doch, daß gläubige Kunst und fromme Andacht miteinander wetteifern, den Körper Mariens recht herrlich zu gestalten, der eine so große religiöse Bedeutung in der Erlösung erlangt hat.

„Von Ewigkeit bin ich geplant!" Das bezieht sich auch vor allem auf die Seele der hl. Jungfrau. Unter allen irdischen Geschöpfen steht die Menschenseele an der Spitze. Woher stammt dieses wunderbare Wesen mit seinem Reichtum von Anlagen und seiner Fülle von Kräften für das Wahre, Gute und Schöne, für Religion und Sittlichkeit, für Gnade und Seligkeit? Der Apostel Jakobus sagt: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben, vom Vater des Lichtes."[26] Wenn jede gute Gabe von oben kommt, dann gewiß auch das vollkommene Geschenk der Seele, wodurch sich der Mensch am meisten von allen anderen Geschöpfen unterscheidet. Die Schöpfungsgeschichte erzählt uns: Gott bildete den Leib aus Erde, „und er hauchte in sein Antlitz den Odem des Lebens."[27] Das ist ein lichtvolles Bild: die Seele ein „Hauch Gottes"; gleichsam ein Stück von ihm. Nicht so, als sei sie wirklich göttlicher Geist, ein Teil von Gott: Gott ist unteilbar und unmitteilbar. Die Seele ist nur ein Geschöpf Gottes; aber sie hat doch die größte Ähnlichkeit (Ebenbildlichkeit) mit dem göttlichen Geiste. So ist es zu verstehen, wenn wir sagen: sie ist Geist von Gottes Geist. Und sie wird auch zu Gott wieder zurückkehren. Der hl. Augustin hat deshalb das tiefe Wort gesprochen, daß „Gott der Ort

der Seele ist", d. h. ihr Ursprung, ihre Heimat und ihr Wohnplatz.[28])

Wie Gott aber trotz aller Gleichheit schon Unterschiede in den menschlichen Leibern bewirkt, so auch in den Seelen. In der Austeilung des Maßes seiner Gaben ist der Schöpfer frei. Er schafft nicht nur die Seele des Mannes verschieden von der der Frau; er bringt auch Unterschiede in die Einzelseelen hinein. Ein Blick in die Schöpfung zeigt es uns: Gott will und liebt die Verschiedenheit seiner Geschöpfe, weil dadurch der unendliche Reichtum seiner Weisheit und Güte am besten offenbar wird. Die Seele der Gottesmutter schuf er als Frauenseele. Er schenkte ihr jene Weichheit des Gemütes, jene Zartheit der Empfindung, die edlen Frauen eigen ist. In der neugeschaffenen Seele Mariens sollen später die innigsten und glühendsten Gefühle der natürlichen Mutterliebe wach werden, und sie sollen nie wieder darin erlöschen. Welche Kraft und Widerstandsfähigkeit aber das für diese Seele bedeutet, das sei hier nur erst angedeutet. Nur erinnern wollen wir an Simeons tiefes Wort: „Deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen."[29]) Wie stark muß diese Seele sein, wenn sie daran nicht verbluten will. Aber diese Seele soll nicht nur ein Wunder der Natur sein, sondern auch der Übernatur. Gott will Großes in ihr bewirken, wie es die Welt noch nie erfahren hat. Sie soll ein tabernaculum Dei werden, eine „Wohnung Gottes" auf Erden. Dafür muß sie schon von Natur veranlagt und empfänglich gemacht werden.

Jesus tröstet einmal seine Jünger mit dem Gedanken: „Alle Haare eures Hauptes sind gezählt."[30]) Er will sagen, daß nicht nur die Gaben der Übernatur, sondern auch die der Natur von Gott im einzelnen für

uns erdacht, gewollt und bestimmt sind. Er ordnete alles nach „Maß, Zahl und Gewicht“.[31]) Wenn das für alle Geschöpfe zutrifft, für alle Menschen, dann erst recht für die Großen in seinem Reiche. Und die Größte der Großen ist diejenige, wodurch er als durch eine Mutter ins irdische Leben eintrat. Er ordnete schon von weitem die äußeren Umstände ihres Lebens: bestimmte die Zeit ihrer Geburt, die Geschlechter ihrer Abstammung, das Volk ihres Ursprungs. Man wähne nicht, daß diese rein äußeren Umstände belanglos seien. Wieviel hängt oft für den einzelnen davon ab, wann und wo er geboren wird, wie sein Eintritt ins Leben beschaffen ist. „Die Gnade setzt die Natur voraus“, sagt die katholische Glaubenslehre. Und Jesus schildert, wie Gott seine übernatürlichen Gaben den natürlichen anpaßt: „Dem einen gab er fünf Talente, dem anderen zwei, dem dritten eins, *jedem nach seiner Fähigkeit*.“[32]) Gott nimmt zweifellos Rücksicht auf die Natur des Menschen bei der Verleihung seiner Gnade. Die Jugend bedarf anderer Gnade als das Alter, der Mann anderer wie die Frau. David konnte nicht in der Rüstung Sauls kämpfen.[33]) Er bedurfte einer, die ihm *paßte*.

Im Leben der hl. Jungfrau erkennen wir, daß Gott alles von Ewigkeit geplant und geordnet hat; die Ausführung und Verwirklichung im einzelnen fällt in die Zeit. *Seine ewige Vorherbestimmung erreicht sicher und mit natürlichen Mitteln schon einen Teil ihrer Absichten.* Wir verehren im Leben Mariens Gottes mächtige und weise Güte, die so unfehlbar in der Zeit erreicht, was sie in der Ewigkeit geplant hat. Denken wir dabei aber auch an unsere eigene ewige Berufung zum Christenstande. Es

gibt freilich nur eine, die zur Mutter Gottes bestimmt wurde, aber zahllos viele, die mit ihr zum Glauben berufen sind. „Wer immer den Willen meines Vaters tut", sagt Jesus, „ist mir Bruder und Schwester und Mutter."[34]) Zu dieser geistigen Verwandtschaft mit Jesus sind wir alle berufen. „Befleißiget euch um so mehr, ihr Brüder", mahnt uns der hl. Petrus, „euren Beruf und eure Auserwählung durch eure guten Werke zu befestigen!"[35])

3. Immaculata.

„Voll der Gnaden" (Lk. 1, 28).

Schon das natürliche Wesen der hl. Jungfrau fanden wir sehr der Beachtung wert. Es bildete ja einen Gegenstand der ewigen göttlichen Planung; wieviel mehr erst ihr geistiges, übernatürliches Wesen. Ein Mensch, der nur für ein natürliches Leben veranlagt wäre, wäre für ein nur halbes Leben bestimmt; ja, nachdem die Menschheit in Adam gefallen ist, für ein höchst unglückliches Leben. Jesus sagt einmal in einem Gleichnis, daß eine Mutter nach der Geburt eines Kindes sich freut, „daß ein Mensch zur Welt geboren wurde."[1]) Aber diese natürliche Freude muß durch eine übernatürliche durchaus ergänzt werden; denn derselbe Heiland hat auch gesagt: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen."[2]) Zu der Geburt muß die Wiedergeburt treten. Die Freude über die empfangene Taufe ist im Lichte des Glaubens größer als die über die leibliche Geburt. Der hl. Paulus sagt: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen

und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in einem gesündigt haben."[3]) Wir kennen die Verkettung der in diesem wichtigen Satze liegenden einzelnen Momente: Mensch, Sünde, Tod — allgemeine Erkrankung und Ansteckung der Menschheit. Das Geheimnis, das diese paar Worte in sich schließen, nennen wir Erbsünde. Wie eine schmutzige Schlammflut wälzt sich von den gefallenen Stammeltern her der Strom der Sündhaftigkeit durch die Menschheit. Mit einer Notwendigkeit, der nichts entweicht, zieht er jedes neue Menschenwesen in seine unreinen Fluten. Die Sünde blieb nicht an der einzelnen Person des ersten Menschen haften, sie wurde zur Krankheit der ganzen menschlichen Natur. Alles, was menschliche Art von den Eltern empfängt, empfängt damit auch diese Sünde. Mit der Natur wird zugleich ihre böse Krankheit fortgepflanzt. Derselbe Apostel, der dies allgemeine Gesetz der Sünde so stark hervorhebt, hat aber auch gelehrt, wie man ihren bösen Wirkungen wieder entzogen wird. Die Taufe stellt den Menschen wieder in seiner ursprünglichen Reinheit her: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes."[4])

Im Jahre 1854 hat es die Kirche feierlich als Glaubenslehre erklärt, daß Maria von diesem allgemeinen Gesetze der Sündenvererbung eine Ausnahme macht.[5]) Sie lehrte: „Die allerseligste Jungfrau Maria ist im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis durch ein ganz einziges Gnadenprivileg des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu,

des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeder Makel der Erbsünde rein bewahrt geblieben." Jedes Wort in diesem Glaubenssatze ist bedeutungsvoll. Die Kirche glaubt, daß die hl. Jungfrau erlösungsbedürftig war gleich allen anderen Menschen; aber sie glaubt, daß sie die Erlösungsgnade auf eine ganz einzige Weise empfangen hat, indem alle anderen Menschen als Erbsünder geboren und durch die Taufgnade davon gereinigt werden, die hl. Jungfrau aber von Anfang an diese Erlösungsgnade empfing; nicht in der Form einer Reinigung, sondern einer Bewahrung. Wer vor dem Schmutze der Sünde bewahrt wird, bedarf nachher nicht der Reinigung von ihm. Das ist für Maria eine große Auszeichnung, die Kirche nennt es mit Recht eine gnadenvolle Ausnahme oder ein „Gnadenprivileg." Erhalten hat Maria diese Gnade im ersten Augenblick ihres Daseins, als sie empfangen wurde. Maria hat daher nie in der Erbsünde gelebt. Wir sagten vorhin, daß sich von Adam an die Sünde wie eine verunreinigende Flut durch die Menschheit ergossen habe: vor Maria machte diese Flut Halt! Gott erfaßte sie gleich im ersten Augenblicke ihres Daseins mit seiner Erlösungsgnade und hob sie hinauf zu sich in eine sittliche, heilige Höhe, an die jene Flut nicht mehr heranzureichen vermochte. Würde Gott nicht auf außerordentliche Weise eingegriffen haben, dann würde auch Maria dem allgemeinen Gesetze der Sünde erlegen sein. Sie war eine natürliche Tochter Adams, und jenes Strafurteil, das Gott im Paradiese über Adams Nachkommenschaft aussprach, lautete ganz allgemein und grundsätzlich. Deshalb sagt die Theologie, daß es auch auf Maria

seine Anwendung gefunden hätte, wenn Gott sich ihrer nicht in Gnaden angenommen hätte. Hatte ja auch der hl. Paulus wiederholt die Notwendigkeit der Erlösung für alle Menschen hervorgehoben: „Es gibt einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen Jesus Christus.“[6]) An diesen Mittler sind alle gewiesen, auch Maria. Insofern macht sie keine Ausnahme von der menschlichen Gesamtheit. Die Kirche hebt diesen wichtigen Punkt in ihrer Glaubenserklärung, wie wir sahen, ausdrücklich hervor. Maria hat sich also nicht selbst erlöst — ein Ungedanke —, sondern sie ist von ihrem Sohne erlöst. Maria hat auch diese Erlösung nicht als Lohn oder Verdienst empfangen, sondern als reine Gnade. Ein Verdienst war ja schon deshalb unmöglich, weil sie vor dieser Gnade noch gar kein Dasein hatte. Verdienste können dem Dasein nur folgen, nicht aber vorhergehen. Außerdem setzt Verdienst stets auch die Gnade voraus. Niemand der Sterblichen vermag aus eigenem Können seinen Flug nach Gott hinauf zu vollziehen. Das erkannten sogar schon die Heiden.

Man sieht bei dieser kirchlichen Erklärung, daß Maria uns nicht, wie so oft eingewendet wird, als eine über die Menschheit wesentlich erhobene „Göttin“ erscheint, sondern als natürliche Adamstochter, die wie alle anderen auf die Gnade Gottes angewiesen war, wenn sie heilig und selig werden sollte. Ihre Ausnahmestellung besteht, wie wir sehen, in der besonderen Zuwendung der Erlösungsgnade: sie empfing diese nicht wie wir, nach der Bemakelung erst später in der Taufe, sondern gleich im ersten Augenblick ihrer Erschaffung und ihres Daseins. Und wenn wir alle mit dem Psalmisten[7]) gestehen müssen: „Siehe, in Ungerechtigkeit bin ich emp-

fangen, und in Sünden hat mich meine Mutter geboren," dann kann Maria in Wahrheit bekennen: „Siehe, in Heiligkeit bin ich empfangen, und in Gerechtigkeit bin ich geboren." Sie weiß von keiner Ungerechtigkeit; denn Gott hat sie gnädig davor bewahrt. Gott verfuhr mit Maria wie mit dem ersten Menschen im Paradies: er ließ sie rein aus seiner Hand hervorgehen!

Die Kirche hält diese Wahrheit von der unbefleckten Empfängnis für eine offenbarte und hebt das ausdrücklich hervor. Sie weist mit Recht zunächst auf jenes göttliche Urevangelium im Paradiese hin, in dem, wenn auch nur erst in dunklen Andeutungen, vom Erlöser der Welt die Rede ist. Christus erscheint dort als der Nachkomme des Weibes, der der Schlange, welche die Menschheit ins Verderben stürzte, den Kopf zertreten wird. Schon die ältesten Väter empfinden es, daß im Protoevangelium Sohn und Mutter zu einer gewissen Einheit zusammengefaßt werden, die dem Teufel gegenübergestellt wird. So schreibt Irenäus (200): „Der Teufel biß und tötete den Menschen, bis der verheißene Same kam, der Sprößling Marias."[8] Diese beiden hat er also nicht getötet. Und wenn Tertullian sagt, daß „die Jungfrau durch Christus unsere von allen Makeln gereinigte, heilige Wiedergeburt wurde", dann liegt auch diesem starken Gedanken die Voraussetzung zugrunde, daß Mutter und Sohn dem Teufel gegenüber eine geschlossene Einheit bilden. Diese Vorstellung läßt sich leicht bei den Vätern weiter verfolgen. Wenn aber Sohn und Mutter dem Teufel gegenüber eine sieghafte sittliche Einheit bilden, dann kann die Mutter so wenig ihm jemals unterlegen sein wie der Sohn. Das lehren dann auch die Väter, ohne die Erbsünde dabei be-

sonders zu erwähnen: sie denken überhaupt an die Reinheit von Sünde, von jeder Sünde, wobei wir die Erbsünde mit Recht einschließen dürfen. So sagt Ephräm in einem Gebete an den Herrn: „Du und deine Mutter, ihr seid die einzigen, die in jeder Hinsicht ganz schön sind; denn an dir, o Herr, ist kein Flecken, und an deiner Mutter ist keine Makel.“[9])

Den eigentlichen und tiefsten Grund aber gab der große hl. Augustin der Kirche an die Hand. Wie in so vielen anderen Dingen, so steckte er ihr auch hier ein Licht auf, das nicht wieder erloschen ist. Er sagt: „Wenn von Sünden die Rede ist, dann will ich durchaus nicht, daß auch nur irgendwie Maria dabei in Frage kommt, und zwar wegen der Ehre des Herrn.“ Das war ein wie von tiefem Christusglauben, so auch von heller theologischer Einsicht eingegebener Gedanke. Er wurde zum Keime, aus dem unser Glaubenssatz von der Unbefleckten Empfängnis herausgewachsen ist. Es ist eine ganz richtige Empfindung, daß die Ehre, die dem Sohne gebührt, es nicht verträgt, daß ein Schatten von Sünde auf die Mutter fällt. Mutter und Sohn decken sich gegenseitig mit ihrer Ehre. Des Sohnes Heiligkeit ist „die Sonne der Gerechtigkeit“. Der Mutter Makellosigkeit ist dazu der blanke Rahmen. Von Adam sprach Gott in der Schöpfung: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die ihm ähnlich ist.“[10]) Dies Wort läßt sich auch auf Maria anwenden. Sie soll die „Gehilfin“ „des Gottmenschen“ werden. Sie soll ihm Mutterdienste leisten, daß er zur Welt geboren werde. Deshalb sprach sie: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinen Worten.“ Je größer wir von Gott zu denken gewohnt sind, desto höher müssen wir die Mut-

ter erheben, aus der er Fleisch annahm. Je reiner wir den Glanz der Heiligkeit des Herrn empfinden, desto makelloser wird uns sein irdischer Tempel erscheinen. Wollte Gott dem Sohne eine Gehilfin geben, dann durfte sie seiner nicht unwürdig sein. Die Ehre des Herrn stand bei der Mutter auf dem Spiele. „Es schickte sich so", sagt der selige Kirchenlehrer Anselmus, „daß in einer Reinheit, die nach Gott nicht größer gedacht werden kann, jene Jungfrau erglänzte, der Gott Vater seinen einzigen Sohn, den er aus seinem innersten Wesen sich gleich gezeugt hatte, und den er wie sich selbst liebte, so zu schenken beschloß, daß er der eine natürliche gemeinschaftliche Sohn Gottes, des Vaters, und der Jungfrau sei."[11]) Diese religiöse Empfindung herrschte weiter in der Kirche und wuchs sich immer mehr aus. Man bemaß die Größe Mariens nicht nach dem rein natürlichen Anteil, den sie als Mutter an der Menschheit Christi hatte, sondern vielmehr nach der Heiligkeit und Reinheit des ganzen Gottessohnes, der in ihr Wohnung nehmen wollte. Man empfand es überall, daß die Botschaft des Engels: „Du bist voll der Gnaden", die natürliche, aber auch unerläßliche *Voraussetzung* der folgenden war: „Du wirst empfangen und einen Sohn gebären."

Nur in einem Punkte erlitt dieser an sich so gesunde Gedanke eine Zeitlang in seiner Entwicklung und Triebkräftigkeit eine gewisse Stockung. Die kirchlichen Lehrer waren sich nicht klar darüber, *wo* sie die von Gott der hl. Jungfrau zugedachte Reinheit ansetzen sollten. Daß sie schon *vor* ihrer Geburt statthatte, darüber konnte ein Zweifel unter ihnen nicht bestehen. Man sah aus dem Evangelium, daß Gott den Johannes schon im

Schoße der Mutter mit der Freude des Heiligen Geistes erfüllt hatte. Sollte er das nicht viel mehr auch bei Maria getan haben? Eine solche Schlußfolgerung lag nahe. Und wirklich haben große Kirchenlehrer und glühende Marienverehrer sich die Sache so gedacht. Aber ein dunkler Punkt blieb in dieser Erklärung bestehen: sie reichte nicht heran an das Ideal, das man sich von der Reinheit derjenigen machen mußte, von der Anselm sagte, daß sie im Glanze gleich nach Gott erstrahlen mußte. Man bedenke wohl: es blieb bei dieser Erklärung die unerträgliche Vorstellung, daß nach ihr Maria, die später die gebenedeite Wohnung des Sohnes Gottes sein sollte, vorher schon einmal die Höhle Satans gewesen wäre. Denn nach der Lehre der Kirche ist der erbsündliche Mensch nicht Gott zugewandt, sondern dem Teufel, er hat kein Anrecht auf den Himmel, weil er ohne die heiligmachende Gnade vor Gott steht. Diese üble Vorstellung mußte aus der Erklärung der marianischen Heiligungslehre beseitigt werden. Aber wie kann einer die göttliche Heiligung erfahren, wenn er noch gar nicht im Dasein ist? Das war eine Frage, die immer von neuem wiederkehrte und keine Antwort fand. Setzte man aber die göttliche Reinigungstat, wenn auch noch so früh, aber doch an der bereits bestehenden Existenz Marias an, dann ging notwendig der erbsündliche Zustand, wenn auch von noch so kurzer Dauer, vorher. Gott und Satan wechselten dann ab im Besitz der Seele Marias. Endlich gelang es dem Scharfsinn des Skotus, eines Theologen aus dem Franziskanerorden, der Schwierigkeit Herr zu werden. Er verlegte ihre Heiligung in ihre Erschaffung. So war es ja schon bei dem ersten Menschen gewesen; Gott schuf ihn und senkte

ihm zugleich den Keim des übernatürlichen Lebens ein. Es will uns jetzt bei dieser leichtverständlichen Erklärung verwunderlich erscheinen, daß man nicht schon früher zu dieser Lösung gelangte; denn sie ist so einfach und einleuchtend, daß sie jeder sofort versteht. Im Alten Testamente liest man in dem Liede, das Moses zum Siege über die Ägypter anstimmte, daß auf den „Hauch" Gottes „die flutende Woge" des Meeres „stille stand" und Israel trocknen Fußes hindurchzog.[12]) Warum sollte Gott nicht auch dem flutenden Sündenstrome ein Halt zurufen können, damit die hl. Jungfrau reinen Fußes hindurchziehen und unversehrt ins menschliche Dasein treten konnte.

Die Freude über die Lösung, die der Franziskaner Skotus gegeben hatte, war groß, und rasch schlossen sich die Lehrer aus den übrigen Ordensgesellschaften ihm an. Und wenn jene alten Marienverehrer, die diese einfache Erklärung noch nicht kannten und deshalb unentschlossen blieben, wie der hl. Bernhard, der hl. Thomas, der heil. Bonaventura, noch gelebt hätten, sie würden begeistert in ihre Reihen eingetreten sein. Denn ihnen allen war Maria das strahlende Ideal der Reinheit und Heiligkeit gewesen. Sie hätten sich um so leichter angeschlossen, als auch ein zweites Bedenken nun bald und rasch seine Lösung fand, das Bedenken, wie Maria ihren Gnadenvorzug einzig und allein dem verdankt, der aller Menschen Heil und Erretter geworden ist. Nun war die ganze Frage, die anfangs so verwickelt erschien und die frömmsten und gelehrtesten Männer der Kirche mit einer gewissen Lebhaftigkeit und Unruhe beschäftigt hatte, deutlich und durchsichtig. Kein vernünftiger Gläubiger kann darin mehr einen Widerspruch finden. Maria bil-

der keine Ausnahme von der Erlösungsbedürftigkeit, auch keine Ausnahme von der Erlösungswirklichkeit, nur eine Ausnahme von der Erlösungsweise: Sie empfing die Erlösungsgnade als Bewahrung von der Sünde, wir anderen als Reinigung von ihr. Sie war von der Ansteckung bloß bedroht, aber bewahrt; wir anderen erlagen ihr wirklich und wurden dann von ihr gereinigt.

Um die marianische Glaubenslehre zu verstehen, muß man den Glauben an die Gottheit Christi besitzen; das eine ergibt sich aus dem andern. Weil wir katholisch sind, verstehen wir im Lichte unseres Christusglaubens, wie die Kirche die Unbefleckte Empfängnis als Glaubenslehre verkündigen konnte. Was denen, die draußen stehen, eine Sache schweren Begreifens ist, das ist uns, man könnte fast sagen, Sache selbstverständlicher göttlicher Anordnung. Der von Anfang an in der Kirche feststehende Glaube an die Reinheit der hl. Jungfrau mußte im Lichte der Christologie konsequent verfolgt, nach rückwärts wie vorwärts angewendet und durchgedacht werden, dann mußte die volle Einsicht in diese Reinheit trotz ernstlicher Schwierigkeiten sich mit der Zeit von selbst einstellen. Die ganze Marienlehre ist ja nichts anders als die Folgerung aus der Christuslehre.

Wir freuen uns, daß die Kirche durch die feierliche Erklärung der Unbefleckten Empfängnis einen neuen Edelstein in die Krone der „Gnadenvollen" gefügt hat; in jene Krone, die kindliche Frömmigkeit und ernster Christusglaube seit Jahrhunderten für sie geflochten haben. Wir begrüßen die Immaculata, wenn sie auf erhabenem Sockel von den Altären der Kirche oder von hohen Säulen der öffentlichen Plätze auf uns im Vor-

übergehen herniederschaut. Ein andächtiges Gefühl zieht dabei durch unsere Seele wie ein guter Geist aus einer reineren Welt! Wir erinnern uns dabei an unsere eigene Bestimmung: „Seid heilig; denn ich bin heilig, ich, der Herr, euer Gott.“[13]) „Gottes Wille, das ist eure Heiligkeit!“[14]) Möge es auch unser eigener Wille sein! Er wird es sein, wenn wir den Wert seiner heiligmachenden Gnade erkennen und ihre Bedeutung für unser geistiges Leben begreifen.

Wir danken dem Vater, daß er dem Sohne den Weg zum Eintritt in diese Welt so glänzend machte und einen solch würdigen Tempel erbaute. Mit der Gnade der Unbefleckten Empfängnis legte er den ersten festen Grundstein zu diesem Tempel. Sie bildet gleichsam dessen Fundament. Als Noe in der Sündflut daran dachte, aus der Arche zu steigen, ließ er eine Taube fliegen, um zu sehen, ob sie einen Ort fände, wo ihr Fuß ruhen könnte. Sie fand keinen und kehrte zurück.[15]) So wäre es auch Gottes Sohn bei der Menschwerdung ergangen, wenn nicht der Vater ihm in der Unbefleckten einen Ort der Ruhe und der Erquickung in Maria bereitet hätte. Maria ist die „Würde der Erde“ (dignitas terrae), sagt der hl. Augustin.[16]) Sie vertrat die Menschheit, als Gottes Sohn darin seinen Einzug hielt.

4. Botschaft Gottes.

„Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und du wirst seinen Namen Jesus nennen“ (Lk. 1, 31).

Der größte katholische Dichter des Mittelalters, Dante, schildert in seinem berühmten Werke, „Die Göttliche Komödie“, wie er unter Führung eines jenseitigen

Geistes eine Reise durch die Räume der Ewigkeit machte. Zuletzt gelangen sie in den Himmel. Der Himmel aber hat nach der Lehre des göttlichen Meisters „viele Wohnungen“.[1]) Alle Himmel durchwandern sie, immer höher und glänzender weiten sich die Räume. Zuletzt gelangen sie in die Nähe Gottes, und der hl. Bernhard, der große mittelalterliche Marienverehrer, erhält hier das Amt der Führung und Belehrung. Dante vernimmt auf einmal, wie ein seliger Geist das Ave Maria singt; es ist der Engel Gabriel, „der dabei vor Maria die Flügel ausbreitet“, und der ganze Chor der Seligen stimmt ein in sein Lied. Dante fragt den hl. Bernhard, der mit einer Liebe ohnegleichen seinen Blick auf die Königin des Himmels richtet, nach dem Engel und empfängt die Belehrung: „Dieser war es, der einst den Lilienstengel trug zu Maria, als der Sohn des Herrn auf sich die Last nahm unserer schweren Schulden.“[2]) Die religiöse Kunst des Mittelalters hat sich selten so oft und mit so glänzenden Erfolgen bemüht, christliche Geheimnisse darzustellen, als in der „Verkündigung Mariens“. Diese Szene war ja auch im Leben der hl. Jungfrau der Höhepunkt; sie war für sie, was für den Sohn der Tabor war. Wer für religiöse Empfindungen ein Organ besitzt, der muß bei gläubiger Erwägung dieses Ereignisses warm werden. Das Evangelium erzählt es in schlichten Worten. Die ganze Szene ist ein Meisterstück zarter religiöser Darstellung.

„Es ward aber der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt Galiläas, die Nazareth hieß, zu einer Jungfrau, die verlobt war mit einem Manne aus dem Hause Davids, der Joseph hieß; und der Name der Jungfrau war Maria. Und der Engel trat zu ihr und

sprach: Gegrüßet seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern."[3])

Mit diesen Worten leitet der Evangelist seinen Bericht ein. Schon einmal hat Gabriel einen göttlichen Auftrag auf Erden entrichtet. Sein Name heißt soviel als „Vertrauter Gottes". Er ist schon längst von Gott in die Geheimnisse der Erlösung eingeweiht. Dem Propheten Daniel hatte er die tiefere Erklärung von messianischen Gesichten, die ihm geworden waren, geben müssen,[4]) und dem Priester Zacharias muß er die Geburt des Vorläufers vorhersagen.[5]) Jetzt empfängt er den höchsten Auftrag: Er soll den Herrn selbst ankündigen; denn die Zeit ist erfüllt. Nie bekam ein Engel einen solch erhabenen und göttlichen Auftrag.

Als Gabriel zum Priester Zacharias gesandt wurde, führte ihn der Weg nach Jerusalem, der Hauptstadt des Landes, und nach seinem berühmten Heiligtum, dem Tempel. Diesmal ist es ganz anders. Ein kleines, unbekanntes Städtchen, Nazareth,[6]) ist das Ziel seiner Sendung. Und in dem kleinen Ort ein geringes Haus, worin eine schlichte israelitische Jungfrau lebt, die Verlobte eines Zimmermanns. Nicht im Mittelpunkt jüdischen Wesens und Lebens, draußen, weit davon hat Gott jene erkoren, der diesmal seine Botschaft gilt. Dort soll auch der Sohn Gottes im Fleische dreißig Jahre einsam und verborgen leben. Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus; erst recht die großen Geheimnisse unserer Religion. „Er kam von Gott gesandt", sagt der Evangelist; er kam nicht im eigenen Namen; und was er zu sagen hatte, waren nicht eigene Entschlüsse. Er sprach im Namen des Allerhöchsten. Wenn man einen Höheren vertritt, genießt man auch von dessen Ehren.

War es so auch bei Gabriel der Fall? Die mittelalterliche Frömmigkeit stellt den erhabenen Engel in geneigter, ehrfürchtiger Haltung vor Maria dahin, als wollte sie sagen: Gabriel sieht in Maria nicht mehr nur die fromme israelitische Jungfrau, sondern weit mehr, er verehrt in ihr schon die Mutter des Sohnes Gottes und die Königin, der alle Engel einmal ihre Huldigung darbringen werden.

Bevor der Engel seine eigentliche Botschaft ausrichtet, sagt er der Jungfrau den Gruß von oben. Sein „Ave", das in der Folgezeit so oft wiederholt wurde, stammt „von Gott", der ihn sandte. Ein Gruß vom Allerhöchsten aus Engelsmund, was kann einem Menschen auf Erden Freudigeres und Ehrenvolleres zuteil werden? Aber der Engel erklärt und begründet das göttliche Ave noch näher: „Du bist die Gnadenvolle." Das Füllhorn seines Segens und seiner Liebe hat Gott längst über sie ausgegossen, und nun ruht sein ganzes Wohlgefallen auf ihr. Nicht des allmählichen Werdens und Wirkens der Gnade gedenkt der Engel, nicht jenes fernen ersten Anfangs, wovon bereits die Rede war, er spricht von der Fülle, worin sie *jetzt* besteht. Der Herr im Himmel ist mit ihr, und er wird dafür Sorge tragen, daß sie auch auf Erden die Gepriesene und Gebenedeite wird. Es wird nicht mehr lange dauern, da wird ihr aus dem Munde Elisabeths die gleiche Lobpreisung entgegentönen: „Gebenedeit bist du unter den Weibern."

Übersehen und überlegen wir das alles, was sich in ein paar Augenblicken vor Maria zugetragen hatte: die plötzliche Erscheinung des Engels aus der andern Welt, sein Gruß im Namen des Herrn, die Versicherung ihrer Gnadenfülle, die Andeutung einer Zukunft ohnegleichen,

begreifen wir leicht, was der Evangelist hinzufügt: „Maria erschrak und dachte nach, was das für ein Gruß sei." Echte Demut erschrickt, wenn sie gelobt wird. Wahre Demut beugt sich um so tiefer, je mehr sie erhöht wird. Maria ist die Königin der Demütigen. Ihre Demut ist so groß wie ihr Glaube. Der Glaube macht demütig und ehrfürchtig vor Gott und seinen Offenbarungen, weil er den Abstand kennt zwischen Gott und Mensch. Maria erschrak; sie erschrak in Ehrfurcht und Anbetung vor Gott und seinen Plänen, nicht in Furcht vor seinen Gerichten oder vor seinem Wesen. Marias Frömmigkeit ist nicht von der dunklen Furcht des Alten Testamentes regiert; sie steht schon seit langem unter dem milden Einfluß der Liebe und der Gnade des Neuen Bundes. Dennoch erschrak sie und dachte nach.

Daß Maria nachdenkt über die ihr werdende Offenbarung Gottes, lesen wir öfter im Evangelium. Das Behalten und Überdenken der himmlischen Wahrheit ist die natürliche Folge der Ehrfurcht, die man vor ihr hat. Echte Religiösität beruht auf Nachdenken. Sie ist nicht blind und überschwänglich, sie bleibt besonnen und überlegend. Wahre Frömmigkeit wandelt im Lichte der Glaubenseinsicht. Beide gehen in die Tiefe. Marias Frömmigkeit ist kluge Frömmigkeit. Sie baut sich nicht auf leichtbeweglichen Empfindungen auf, sondern auf klaren Erkenntnissen. Sie dachte nach; das ist die rechte Verfassung des Herzens, nun kann Gott sein volles Licht hineinleuchten lassen in die nachdenkliche Seele. Und er ließ es leuchten, und zwar in einer Fülle, wie es noch nie einem Menschen zuteil geworden ist. Gabriel spricht zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast Gnade gefunden bei Gott! Siehe, du wirst empfangen und

einen Sohn gebären, und du wirst seinen Namen „Jesus“ nennen. Dieser wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein!“ Mit dieser wuchtigen Offenbarung hat der Engel den Kern seiner Botschaft erledigt. Er soll der hl. Jungfrau zweierlei verkünden: erstens, daß Gottes Sohn kommen wird, um sein ewiges Reich auf Erden aufzurichten; und zweitens, daß er durch sie selbst seinen Eintritt in die Welt nehmen wird.

Diesmal lesen wir nicht mehr von Mariens Furcht, obschon die Enthüllungen riesengroß vor ihr aufleuchten. Der Engel hat die Furcht verscheucht, und noch einmal versichert er: „Du hast Gnade gefunden bei Gott.“ Die Gnade macht aus dem Menschen, was ihr gefällt; sie fordert nur, daß man an sie glaubt und ihr vertraut. Und Maria glaubt und vertraut. Und weil sie es tut, fragt sie nur nach der Art und Weise der Ausführung des Gnadenplanes. Sie fühlt sich als Jungfrau, und die Botschaft lautet auf Mutterwürde! Wie wird geschehen können, was der Engel zu ihr spricht? Es wird geschehen können; denn so will Gottes Sohn auch ihr Sohn werden, daß er keinen Menschen zum Vater hat: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten: darum wird auch das Heilige, das aus dir wird geboren werden, Sohn Gottes genannt.“ Hier liegt der Ursprung des zweiten und dritten Glaubensartikels: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau.“ Wahrhaft Sohn Marias, aber

doch wird sein Name gemäß seiner höheren Herkunft „Sohn Gottes", „Sohn des Allerhöchsten" genannt werden.

Jetzt hat Maria den ganzen Auftrag des Engels verstanden. Wenn sie auch das Geheimnis, das Gott in ihr wirken will, nur mit menschlicher, vom Glauben erleuchteter Erkenntniskraft durchdringen kann, so weiß sie doch, was Gott will und stellt sich ganz in seinen Dienst. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte." In demselben Augenblicke vollzieht Gottes Sohn seinen Eintritt in die Menschheit. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." So beschreibt das Johannesevangelium das geheimnisvolle Ereignis.[7]) Wir werden noch einmal darauf zurückkommen, wenn von der Gottesmutter zu handeln sein wird. Hier möchten wir nur noch auf einen wichtigen Punkt hinweisen: auf die Fülle der neuen Offenbarungen, die durch den Engel der hl. Maria gebracht wurden. Sie hatte bisher in der Religion ihrer Väter gelebt. Sie hatte geglaubt an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hatte die Erinnerungen bewahrt an die großen Taten, die Jehova seinem auserwählten Volke erwiesen hatte, wußte auch von den tröstlichen Verheißungen, die er ihm gegeben hatte. Jetzt aber hat sich in der Unterredung mit dem Engel auf einmal der Kreis ihrer religiösen Kenntnisse gewaltig erweitert. Sie ist von ihm mitten in das Herz des Christentums geführt. Sie weiß jetzt nicht nur, daß es einen Gott gibt, sondern auch, daß Gott einen Sohn hat, und daß dieser Gottessohn durch die Kraft des Heiligen Geistes Mensch geworden ist. Das sind die zwei wichtigsten Grundwahrheiten des Christentums: die Dreifaltigkeit

Gottes und die Menschwerdung des Sohnes. Gott selbst hat durch seinen Engel die israelitische Jungfrau in die Kenntnis dieser zwei größten Geheimnisse eingeführt. Und der Heilige Geist, der sie überschattete, verleiht ihr im selben Augenblicke die innerliche Erleuchtung zur äußerlichen Belehrung. Die Erleuchtung, daß dieser Engel wirklich der Bote Gottes ist und die weitere Erleuchtung über den inneren Zusammenhang und die Tiefe seiner Rede.

Beides ist von hoher Bedeutung. Der hl. Paulus sagt einmal: „Satan selbst kleidet sich (bisweilen) in einen Engel des Lichtes.“[8] Und der Apostel Johannes mahnt: „Geliebte, nicht jedem Geiste glaubet, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!“[9] Maria war dieser Pflicht der Prüfung überhoben. Gottes Geist selbst bezeugte ihr innerlich, daß der mit ihr redende Engel ein wirklicher himmlischer Geist sei. Freilich wäre ein böser Geist auch unfähig gewesen, Aufschlüsse über so hohe Geheimnisse, wie Gabriel sie mitteilte, zu geben. Gott benutzt keinen bösen Geist zum Boten und Zeugen der Wahrheit. „Der Teufel“, sagt der Heiland, „war von Anfang an ein Lügner.“[10]

Der andere Punkt betrifft die Fülle der neuen Gottesoffenbarung. Mit Recht kommt der hl. Ambrosius bei der Erklärung der Verkündigung auf die heilige Dreifaltigkeit zu reden; denn alle drei Personen treten in der Botschaft und Belehrung des Engels hervor: der Vater, in dessen Namen der Engel kommt, der Sohn, der jetzt seine Menschwerdung vollzieht, der Heilige Geist, der mit seiner Kraft auch dort Leben schafft, wo die natürlichen Vorbedingungen dafür fehlen. Nicht nur

erschien der israelitischen Jungfrau der alte Gottesgedanke auf einmal in ganz neuem, hellem Lichte, indem er sich erweiterte zu dem christlichen Begriff des dreifaltigen Gottes, sondern ihr eigenes Verhältnis zu Gott mußte ihr plötzlich in neuem Lichte klarer und deutlicher werden. Die alten Maler haben Maria in der Verkündigung vielfach mit einem Buche dargestellt; sie liest in den Propheten, besonders im Buche des großen Isaias. Er hatte geschrieben: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird seinen Namen Emmanuel, Gott mit uns, nennen."[11]) Alles das, was die Propheten vom Erlöser vorhergesagt hatten, wurde in der Verkündigung auf einmal mit einem neuen Lichte übergossen. Maria sieht sich tief in das Mysterium des Christentums eingetaucht. Und es ist nicht Zufall, wenn die heiligen Väter hier an den starken Glauben erinnern, womit Maria diese geheimnisvollen Wahrheiten in sich aufnimmt. Die Väter sehen es wohl ein, daß Maria in der Menschwerdung des Sohnes Gottes nicht einfach als ein physisches, bloß leibliches Werkzeug, wodurch er Fleisch annimmt, dienen soll, wie die Protestanten annehmen, sondern daß sie zugleich und vor allem den eingeborenen Sohn Gottes in ihrem Schoße mit einer sittlichen Würde umgibt, die der seinigen nach Möglichkeit entsprechen muß. Und diese ihre Würde wurzelt im Glauben, der sich in ihrer Antwort auf Gottes Botschaft offenbart. Daher das Wort des hl. Augustin, daß Maria den Sohn Gottes eher im Glauben empfing als im Mutterschoße.[12]) Weil der Glaube die unerläßliche Vorbedingung für die göttliche Mutterschaft war, so sagen die Väter auch vielfach, daß Maria durch ihr „Ohr empfangen habe", und die marianische Kunst versucht

dann danach auch Darstellungen zu entwerfen. In Wirklichkeit handelt es sich um den tiefen Gedanken Augustins, daß der Glaube die durch das Gehör in die Seele dringende Botschaft an- und aufnimmt, sich mit ihr zu einer geistigen Einheit zusammenschließt und jenes neue Leben in sich herstellt, das als reine Wiege des Gottessohnes notwendig und unerläßlich ist.

Maria erlebte in der Verkündigung zweifellos ihr Taborglück und ihre Taborseligkeit! Eine wunderbare himmlische Kraft und ein unbeschreiblich duftiges Gefühl mußte in ihrer Seele walten, als sie mit dem Engel Gottes sich über die größten Geheimnisse der Erlösung unterhielt und endlich mit ihm vollständig einig war und harmonisch mit ihm zusammenstimmte. Besteht doch das höchste Glück jedes religiösen Menschen in dem Bewußtsein, daß er sich mit Gott eins weiß. Dieses Bewußtsein macht den ganzen Reichtum jener aus, die Jesus die Armen im Geiste nennt. Maria war mit Gott völlig eins geworden, und der Engel konnte bei seiner Rückkehr dem himmlischen Auftraggeber die gänzliche Unterwerfung der Magd des Herrn berichten. Lukas schließt seinen kurzen Bericht mit dem kleinen Satz: „Und der Engel schied von ihr!" Wir aber meinen, es fehlte noch ein Stück: ein feierlicher Ausklang, worin Maria mit dem Engel im gemeinsamen Liede die Güte und Größe Gottes preisen. Allein so naheliegend ein solcher Gedanke auch ist, man versteht es dennoch, daß die Seele der hl. Jungfrau gleichsam erst wieder zu Atem kommen mußte, um Wort und Weise zu einem Dank- und Anbetungsliede zu finden. Später, im Hause der Elisabeth, werden wir näher erfahren, wie Marias Seele im Augenblick der Menschwerdung gestimmt war. Das

Magnifikat ist die Ergänzung der Verkündigung. Es ist die gläubige Antwort auf des Engels Botschaft!

In der Verkündigung erlebte Maria ihr Taborglück; in der Verkündigung erlebt der Katholik auch seinen Marienglauben. Hier liegen dessen starke Wurzeln, hier quillt ihm die nie ersterbende Kraft zur Marienverehrung. Wenn die Kirche später die „Theotokos", die „Gottesgebärerin", zum förmlichen Glaubensbilde erhob, so hat sie die Farben dazu aus der Verkündigung entnommen. Solange die Kirche besteht, solange wird auch der Marienglaube sich am Berichte des Lukasevangeliums beleben und erheben, begeistern und kräftigen, erleuchten und erwärmen. Daran wird kein Einspruch der Gegner etwas zu ändern vermögen. Er mag uns vorhalten, daß wir die Grenzen zwischen Maria und ihrem Sohne verwischten; wir glauben es nicht, weil wir an das Lukasevangelium glauben, das beide durch klare Vorstellungen trennt: dort Filius Altissimi — hier ancilla Domini! Diese Grenze hat die Kirche stets beobachtet und wird sie beobachten. Das erste Wort vom „Sohne des Allerhöchsten" kam aus Engelsmund, das zweite von der „Magd des Herrn" kam aus Mariens Mund. Die zweimal betonte Versicherung: „Du bist voll der Gnaden", „du hast Gnade gefunden vor dem Herrn", ist die Brücke zur Verbindung beider Worte und zum Verständnis des katholischen Marienglaubens.

„Teil mit uns, vrowe, dinen segen,
den dir der engel brahte,
da dich begoz der saelden (des Glückes) regen:
zen selben saelden hilf uns stegen."
(13. Jhdt.)

5. Heiligenbesuchung.

„Gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit die Frucht deines Leibes“ (Lk. 1, 42).

„In jenen Tagen machte sich Maria auf und eilte aufs Gebirge nach einer Stadt in Juda. Sie trat ein in das Haus des Zacharias und begrüßte die Elisabeth. Und es geschah, sobald Elisabeth den Gruß Mariens hörte, hüpfte das Kind in ihrem Schoße auf; und Elisabeth ward erfüllt vom Heiligen Geiste. Und sie rief mit lauter Stimme: „Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Woher geschieht mir dies, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Denn siehe, sobald die Stimme deines Grußes an mein Ohr drang, hüpfte das Kind freudig auf in meinem Schoße. Selig bist du, daß du geglaubt hast; denn was dir vom Herrn gesagt ist, wird in Erfüllung gehen.“ So berichtet uns der hl. Lukas weiter in seiner Jugendgeschichte Jesu.[1]) Der hl. Bernhard[2]) faßt den religiösen Gesamteindruck dieses biblischen Abschnittes zusammen in die kurzen Worte: „Wunder fügt sich zu Wunder, und Freude vollendet die Freude.“ Das Wunder wirket Gott, die Freude ist der Widerhall, den es in den Herzen der Beteiligten hervorbringt. Vom Heiland heißt es einmal, daß er in einer gewissen Gegend keine Wunder wirken konnte, weil man nicht an ihn glaubte.[3]) Wunder haben also einen sittlichen Zweck, sie wollen die Menschen in ihrem geistigen Leben fördern und reifen. Wo sie diesen Zweck wegen Unglaubens nicht erreichen können, da sind sie unnütz, Verschleuderung der göttlichen Perlen;[4]) deshalb auch unmöglich. Wo sie aber gläubige Herzen finden, da lösen sie die

vollkommene Freude aus; denn sie sind ja Zeichen und Beweis für die Nähe des Allmächtigen und für die Bereitwilligkeit seiner Erbarmung. Wie von selbst zerlegt sich die Erzählung des Evangelisten in zwei Teile: sie will uns eine doppelte Begegnung mitteilen: die Begegnung der Mütter und die Begegnung der Kinder.

Die Begegnung von Maria und Elisabeth. Der Pinsel der Maler hat sie oft genug im Bilde geschildert. Die Hauptzüge des Bildes aber bleiben dieselben. Die beiden von Gott so wunderbar gesegneten Frauen begegnen sich am Eingang des priesterlichen Hauses. Sie fallen sich in die Arme und begrüßen sich. Der Heilige Geist aber vermittelt die Offenbarung des Geheimnisses. Eine übernatürliche Klarheit und Innigkeit liegt auf dem Antlitze der beiden Frauen, und tiefer Friede verklärt ihr Wesen. So stellte sich das fromme Mittelalter an der Hand des Evangeliums die Begegnung von Maria und Elisabeth vor. Und die großen Meister wetteiferten, ihren Bildern etwas von den religiösen Empfindungen mitzugeben, von der sie selbst als echte Kinder ihrer Zeit und ihrer Kirche beseelt waren. Sie geben Maria ein Spruchband in die Hände mit der Aufschrift: Magnificat; und Elisabeth mit der ihrer Begrüßung: Benedicta tu in mulieribus. „Du bist die Gebenedeite unter den Weibern." Von allen Künstlern wird Maria trotz ihrer Jugend und Demut als die Erhabenere, Überragendere dargestellt, vor der Elisabeth sich verehrungsvoll verneigt, bisweilen sogar auf ein Knie niedersinkt. So die Sprache der Kunst.

Was sagt die Sprache der Heiligen Schrift? Worte sind deutlicher als bildliche Zeichen. Und die Worte

sind hier besonders klar. Kaum hat Maria die Schwelle des Hauses betreten und Elisabeth begrüßt, da wird diese vom Heiligen Geiste erfüllt. Trotz äußerer Wunder und Zeichen, die vor den Augen sichtbar werden, muß, wie immer, der Heilige Geist durch seine innere Erleuchtung die letzte Erklärung und Belehrung geben. Ohne sein Licht bleiben alle Sterne dunkel. Maria hat seine Wirkung in der Empfängnis so reich erfahren wie nie ein anderes Menschenherz. Ihren Geistbesitz setzt der Evangelist deshalb als selbstverständlich voraus; Elisabeth aber empfängt ihn für diese feierliche Gelegenheit in besonderer Weise. Der Heilige Geist gibt Licht, er gibt Kraft, er füllt die Seele und dehnt sie aus durch seine Fülle. Wir lesen es oft in der Schrift, daß die, welche voll des Heiligen Geistes sind, dadurch in solche Spannung versetzt werden, daß sie in stärksten Äußerungen und lauten Worten sich gleichsam Luft machen müssen. So auch hier: Elisabeth „rief mit lauter Stimme"! Die Stärke ihrer Stimme entsprach der Höhe und Fülle der ihr gewordenen Offenbarung. „Du bist gebenedeit unter den Weibern." — Woher kommt mir die Ehre des Besuches „der Mutter meines Herrn"! Wir staunen über die rasche und sichere Erleuchtung von oben. Elisabeth wußte bisher noch nichts von dem Ereignis von Nazareth. Aber wie der Blitz die Dinge der Nacht, die vordem kein Auge erblickte, mit seinem grellen Scheine plötzlich taghell beleuchtet und sichtbar macht, so liegt das Geheimnis der Menschwerdung vor der Seele Elisabeths, die die Mutter des Vorläufers werden sollte. Ihre Aussagen sind so genau, daß wir glauben möchten, sie wäre selbst stille Zeugin der Verkündigung gewesen. Und doch war sie weit davon ent-

fernt, räumlich und zeitlich. Der Engel hatte zu Maria gesprochen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Was alles Gott möglich ist, sieht man auch hier. Elisabeth wird zur Prophetin, die mit schnellem Blick und Griff die Kernpunkte des Geheimnisses heraushebt: Maria „Mutter des Herrn“. „Gebenedeit in der Frucht ihres Leibes.“ Maria „selig“ in ihrem „Glauben“ an Gott!

Elisabeth ist die erste unter den Menschenkindern, die der Heilige Geist antreibt, die „Mutter des Herrn“ zu preisen. Als Prophetin erkennt sie das innere Recht und die Pflicht dazu; als Prophetin weiß sie auch, daß sie zukünftig nicht allein von Marias Größe weiß. Die kommenden Geschlechter werden davon erfahren und mit ihr einstimmen: Benedicta tu in mulieribus! Es ist das der Wille Gottes, der Wille des Heiligen Geistes, und keine Macht der Welt wird es hindern können. Denn wenn Gott etwas beabsichtigt, findet sein starker Wille auch die Wege zum Ziele. Wenn er etwas will, findet er auch Menschen, die es mit ihm wollen. Die katholische Kirche erkannte zu allen Zeiten diesen Willen Gottes. Es ist verwunderlich, wie man ihr daraus einen Vorwurf machen kann, wenn sie erfüllt, was der Heilige Geist vorhergesagt hat!

Die Begegnung Jesu mit Johannes. Wie der Heilige Geist zum erstenmal Maria und Elisabeth zusammenführt, so auch den Herrn und seinen Vorläufer. Beide noch nicht geboren, aber beide schon vom Himmel vorherbestimmt, sogar bis auf ihren Namen: Jesus und Johannes. Jesus heißt „Gott ist der Helfer“, Gott ist der Heiland; Johannes heißt „Gottesgeschenk“ oder „Gnadengeschenk“. Beide Kinder sind Geschenke Gottes. Und doch, wie verschieden gerade als

Gottesgeschenke. Johannes durch Erneuerung der natürlichen Lebenskräfte der bereits im hohen Alter stehenden Eltern; Jesus durch einerseits gänzliche Umgehung elterlicher Mitwirkung. Später wird Johannes in hartem, entsagungsvollem Leben dem Herrn als dem Höheren die Wege bahnen; er wird eine große Bußbewegung in Israel einleiten, er wird mit lauter Zeugenstimme auf den hinweisen, dem er die Schuhriemen aufzulösen sich nicht für würdig hält, ja, er wird ihn sogar taufen und dabei die Stimme vernehmen: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe."[5]) Umgekehrt wird er von seinem Herrn für seine Dienste mit den höchsten Lob- und Ehrensprüchen bedacht werden. Dieser wird ihn eine „brennende Leuchte" nennen, einen „Propheten". „Fürwahr, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet; denn dieser ist es, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, daß er deinen Weg vor dir bereite."[6]) Wenn er aber dem Herrn im irdischen Leben als Wegebahner gedient hat, dann wird er demütig, wie er immer war, für sich selbst nichts mehr suchen, er wird seine um sich gescharten Jünger an den Herrn selbst weisen, als an den, dem die ganze Zukunft gehört: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."[7]) Der hl. Bernhard nennt Johannes den Repräsentanten aller vorhergegangenen Propheten. Als solcher gibt er dem Herrn sein Zeugnis und besiegelt damit die Weisfagungen der ganzen prophetischen Kette, deren letztes Glied er ist. Jesus wird in seinem messianischen Amte an seinem Volke, menschlich gesprochen, eine große Enttäuschung erleben, aber den einen Trost wird er doch haben, daß die Besten in Israel seine treuen Zeugen für die damalige wie für alle

spätere Zeit sein werden. Die vom Geiste Gottes erleuchteten und geführten Männer werden ihm nie untreu, werden ihm nie ihr volles Zeugnis versagen. Die Kirche ist „aufgebaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten, Christus Jesus selbst ist der Eckstein", sagt Paulus.[8]) „Der feste Grundbau Gottes bleibt bestehen."[9]) Was aber Johannes, den Elias des Neuen Bundes,[10]) betrifft, so muß er auf Antrieb des Heiligen Geistes seinen Herrn schon begrüßen und bezeugen, noch ehe er geboren ist.

Die Heimsuchung Mariä ist mehr als der freudige Austausch der geheimnisvollen Erlebnisse der beiden gottgesegneten Mütter, sie ist auch die vom Heiligen Geiste beabsichtigte erstmalige Begegnung des Herrn mit seinem Vorläufer. Welche göttlichen Absichten können dabei gewaltet haben? Zweierlei: die eine gibt das Evangelium an, die andere suchen die heiligen Väter zu erraten. Jesus sagt einmal zu seinen Aposteln: „Selig die Augen, die da sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch: viele Propheten und Könige wünschten zu sehen, was ihr sehet, und sie sahen es nicht."[11]) Johannes aber, der letzte der Propheten, er sah mit leiblichen Augen, was die Vorgänger vergebens zu sehen gewünscht hatten: das Heil Gottes und den Tag der Erlösung. Deshalb jubelt er auf und legt vor seiner Mutter, die ihn trägt, das Zeugnis seiner Freude ab. Die Kirchenväter aber ahnen noch eine zweite göttliche Absicht: Johannes empfängt schon vor seiner Geburt die Weihe des Heiligen Geistes zu seinem Berufe, jene Reinheit der Lippen, die allen ziemt, welche Zeugen Christi sein wollen. Der Heilige der Heiligen kann ein Zeugnis aus unheiligem Munde nicht annehmen.

Übersehen wir das ganze Bild der Heimsuchung, so wie es Lukas uns schildert, noch einmal, so sehen wir, wie geistvoll und tief die Unterschrift ist, die der heil. Bernhard dem Bilde gegeben hat: miraculum miraculo additur, gaudium gaudio cumulatur. Das Wunder von Nazareth fügt sich zum Wunder im Hause der Elisabeth, und die Freude über die Empfängnis des Herrn krönt und vollendet die Freude über die Empfängnis des Vorläufers. Im Apostolischen Glaubensbekenntnis beten wir: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen." Die Heiligen stehen zueinander in innerem geistigem Verbande, weil sie in innerer geistiger Verwandtschaft stehen. Wir sehen das klar an dem kleinen Kreis der Heiligen im Hause der Elisabeth. Da ist mehr als bloße Blutsverwandtschaft; da ist Seelenharmonie, wie sie hergestellt wird durch Christus und seinen Geist. Paulus vergleicht diese Gemeinschaft der Heiligen mit einem lebendigen Leibe, von dem Christus das Haupt und alle Heiligen Glieder sind. Aber der Apostel setzt seinem Vergleiche nachdrücklich die Einschränkung hinzu, daß man aus der Einheit der Glieder am Leibe des Herrn nicht schließen dürfe auf ihre volle Gleichheit. „Wären sie alle nur ein (gleiches) Glied, wo bliebe dann der Leib. So aber sind viele Glieder, aber doch nur ein Leib."[12]) Wenden wir dieses Bild auf den kleinen Kreis der Heiligen im Hause Elisabeths an. Christus ist das Haupt, Maria des Hauptes vorzüglichstes Glied. Wer sich davon nicht überzeugen kann, der frage Elisabeth und Johannes. Beide gehen in der äußeren Geschichte des Heiles voran, und dennoch beugen beide sich als mindere Glieder am mystischen Leibe des Herrn vor den edleren: Johannes

vor seinem Herrn, Elisabeth vor der Mutter des Herrn. Man müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn man das verkennen könnte.

Wir aber beugen uns mit Johannes in Anbetung vor dem Herrn; und wir neigen uns in Verehrung vor der Mutter des Herrn. So wahr uns der eine das Haupt des Leibes ist, so wahr ist uns die andere dieses Leibes vorzüglichstes Glied. Wir alle aber hoffen mehr und mehr reine, würdige Glieder dieser heiligen Gemeinschaft zu werden.

6. Gottes Mutter.

„Das Wort ist Fleisch geworden."
(Joh. 1, 14.)

Die wärmsten marianischen Töne schlägt die Kirche von jeher in der Weihnachtsliturgie an. Und ihre schönsten Marienpredigten haben die großen Kirchenväter auf Weihnachten gehalten. Wir begreifen leicht, worin das seinen Grund hat. Weihnachten ist das Fest der Geburt des Herrn. Von dieser Geburt aber kann man unmöglich reden, ohne der Mutter zu gedenken, die geboren hat. Aber Kirche und Väter bleiben dabei nicht stehen, sie steigen in ihrer Betrachtung höher hinauf: von der Geburt des Sohnes in der Zeit aus der irdischen Mutter zu der Geburt des Sohnes in der Ewigkeit aus dem himmlischen Vater. Erst so haben sie den Rahmen für Mutter und Kind weit genug gespannt, daß alle Vorstellungen unseres Glaubens darin ihren Platz finden können. Denn nicht nur die religiöse Bedeutung des Kindes geht weit über den Bereich der Zeit hinaus, sondern viel mehr noch sein Wesen. Schon

Johannes[1]) gibt in der Einleitung seines Evangeliums für die Betrachtung der Geburt des Herrn den rechten Gesichtspunkt an: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Die Kirche verliest dieses Evangelium in der dritten Weihnachtsmesse. Sie spricht hier ihr letztes und tiefstes Wort von der Geburt Christi aus. Sie will sagen: Siehe, derjenige, der nach dem Evangelium der Engel-Messe und der Hirten-Messe aus Maria geboren ist, der ist nach dem Johannesevangelium vor aller Zeit auch aus Gott geboren. „Als die Zeit erfüllt war“, so predigte einmal der große Papst Leo I.,[2]) „da trat Jesus Christus in die Niedrigkeit der Welt ein, indem der Sohn Gottes von seinem himmlischen Sitze herniederstieg, ohne freilich des Vaters Herrlichkeit aufzugeben, und er wurde nach einer neuen Ordnung und in einer neuen Geburt gezeugt.“ Also zweimal ist Gottes Sohn geboren: einmal ewig aus dem Schoße des himmlischen Vaters, das anderemal zeitlich aus dem Schoße der irdischen Mutter. Als Gott hatte er keine Mutter, als Mensch keinen Vater.

Diese wichtigen Wahrheiten betreffen zunächst die Person Jesu Christi, das sieht man sofort. Aber sie werfen auch ihr helles Licht auf Maria, und auch das begreift man leicht. Im Lichte dieser Wahrheit hat die Kirche der hl. Maria den dogmatischen Titel: Mater Dei, „Mutter Gottes“, Dei genitrix, „Gottesgebärerin“ gegeben, ein Titel, worin die ganze katholische Marienlehre enthalten ist.

Wir nannten diesen Titel soeben einen dogmatischen, das will sagen, daß wir ihn im Glauben fest-

halten müssen; er enthält ein Dogma. Titel der heil. Jungfrau gibt es zweierlei: solche, an die wir glauben müssen, und solche, wodurch wir sie ehren wollen. Mit den ersteren müssen wir es genauer nehmen als mit den letzteren. Die ersteren hat die Kirche amtlich formuliert und feierlich ausgesprochen: die Mutter Gottes, die immerwährende Jungfrau, die unbefleckt Empfangene; die anderen hat die christliche Frömmigkeit erdacht, um damit ein religiöses Gefühl, eine fromme Empfindung und Vorstellung auszusprechen. Aus solchen Andachtstiteln ist der größte Teil der Lauretanischen Litanei zusammengesetzt.

Maria „Gottesgebärerin", ist der älteste, wichtigste und fundamentalste Glaubensartikel, den die Kirche der hl. Jungfrau verliehen hat. Wie kam sie dazu? Welche äußere Veranlassung hatte sie dafür? Feierliche Erklärungen, das wissen wir, gibt die Kirche über den Glauben meist nur dann, wenn dieser irgendwie angegriffen und entstellt wird. So war es auch hier der Fall. Aber es ist bemerkenswert, daß die von den Katholiken stets hervorgehobene Tatsache auch hier zutrifft, daß der Glaube an den Sohn mit dem Glauben an die Würde der Mutter so unlösbar zusammenhängt, daß beide miteinander stehen und fallen. Hören wir die Erklärung der Kirche, und es wird uns das sofort klar. Sie sagt: „Wenn jemand nicht bekennt, daß der Emmanuel (Christus) Gott sei und deshalb die hl. Jungfrau wahrhaft Gottesgebärerin (Theotokos) — sie gebar ja dem Fleische nach das fleischgewordene Wort Gottes —, der sei ausgeschlossen."[3])

Der feste Punkt, von dem die Kirche auf dem Ephesinum ausgeht, ist also die Gottheit Christi; Christus

ist der fleischgewordene Sohn Gottes. Diesen aber hat Maria geboren. Sie hat ihn dem Fleische nach geboren, sie hat ihn der Menschheit nach für ihren Teil erzeugt. Als Gott stammt er vom Vater; aber der von Ewigkeit aus dem Vater und in der Zeit von Maria geboren ist, ist *ein und derselbe*, es sind *nicht zwei Personen*, die sich später irgendwie, etwa in Liebe und Gnade, vereinigten, es ist *einer*. Solange der Sohn in der Ewigkeit war, war er allein Sohn des Vaters, hatte in der Gottheit keine Mutter — „Göttermütter" sind Fabeln der Heiden —, als er aber in die Zeit eintrat, da wurde er dem Fleische nach auch der Sohn Mariens, und umgekehrt wurde Maria dadurch die Mutter des Sohnes Gottes. Es hat keinen Zeitpunkt in seinem irdischen Leben gegeben, in dem er nicht Mariens Sohn gewesen wäre, wie es denn auch seitdem keinen Zeitpunkt mehr geben wird, wo er als Sohn und Maria als Mutter dieses Merkmal der Sohnschaft und der Mutterschaft in ihrer gegenseitigen Beziehung wieder verlieren könnte.

Nur durch zwei üble Kunstgriffe kann man Maria den Glaubenstitel Mutter Gottes abstreiten: entweder durch Leugnung der Gottheit Christi — und hiergegen hatte die Kirche schon auf dem Konzil zu Nizäa (325)[4] in der feierlichen Erklärung der Gottheit Christi einen festen Damm geschaffen — oder dadurch, daß man unterstellt, Maria habe nur einen Menschen geboren, womit sich später die Gottheit gnädig in Liebe vereinigt hätte — und diese Meinung tauchte hundert Jahre nach dem Nizänum auf in der Irrlehre des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel. Gegen ihn richtet sich die vorhin angegebene Erklärung der Kirche auf dem Konzil von Ephesus (431).[5]

Aus dem Gesagten ergibt sich die hohe Bedeutung des Titels Gottesmutter für den Glauben. Nicht einen Ehrentitel wollte die Kirche für Maria schaffen, nicht eine Art Anrufung um ihre Fürbitte anordnen, sie wollte den Glauben an ihre Mutterwürde retten. Dieser stand und fiel mit dem Glauben an Christi Gottheit. Wie man von Christus das Höchste aussagt, wenn man ihn Gottes Sohn nennt, so sagt man von Maria das Höchste aus, wenn man sie als Mutter dieses Sohnes bezeichnet. Und diese Benennung ist alt, uralt. Wir finden sie inhaltlich und sachlich schon im Munde des Engels bei der Verkündigung. Oder ist es nicht dasselbe, wenn der Engel zu Maria spricht: „Das Heilige, das aus dir wird geboren werden, wird Sohn Gottes genannt werden," als wenn wir sagen: Mutter Gottes oder Gottesgebärerin? Sagt nicht auch Elisabeth, erfüllt vom Heiligen Geiste, dasselbe, wenn sie Maria als „Mutter meines Herrn" anredet? Sagt nicht auch der hl. Paulus dasselbe, wenn er schreibt: „Christus stammt dem Fleische nach aus den Juden, er, der da ist Gott, hochgelobt in Ewigkeit."[6]) Wir wissen, wie Christus aus den Juden stammt: durch die Geburt aus Maria; also dürfen wir sie auch Gottesgebärerin nennen; denn der als Mensch aus ihr entstammt, ist Gott hochgelobt in Ewigkeit. Und wenn die Heilige Schrift so oft Maria „Mutter Jesu" nennt, so braucht man sich nur im Glauben kurz zu fragen, wer dieser Jesus ist, und man gelangt zu der Einsicht, daß Mutter Jesu soviel als Mutter Gottes ist. Die Väter haben es schon früh gewagt, alle diese biblischen Aussagen in den kurzen bedeutsamen Titel Gottesgebärerin zusammenzufassen. Mindestens schon zweihundert Jahre vor dem Ephesinum war

diese Benennung im frommen Gebrauch der Kirche. Hatte man doch schon im Glaubensbekenntnis der Apostel gebetet: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau." Es verschlägt wenig, daß wir nicht sicher wissen, wer zuerst den förmlichen Titel „Theotokos", Gottesgebärerin, geprägt hat. Es geschah in der Kirche von Alexandrien um 200. Deshalb liegt der eigentliche Entstehungspunkt noch weiter zurück. Es genügt uns, daß die Kirche auf dem Konzil zu Ephesus amtlich den Glauben der vergangenen Zeiten in diesem Titel zum dogmatischen Ausdruck brachte.

Wer über Maria als Gottesmutter spricht, muß sich auf Widerspruch gefaßt machen. Es ist gut, schon in der Erklärung dieser Glaubenslehre solchen Einsprüchen zu begegnen. Die rechte Erklärung der Glaubenslehre ist ja immer ihre beste Verteidigung. Es macht keinen Eindruck auf uns, wenn man uns sagt: ist Maria Gottesmutter, dann hat sie Gott selbst erzeugt, hervorgebracht, muß also älter sein als der Ewige und mit Gott gleicher Natur und Wesenheit. Der katholische Glaube weist solche Folgerungen als sinnlos einfach ab. Jeder von uns weiß, daß Gott der Eine und Dreifaltige keinen Anfang genommen hat und nicht haben kann; er wäre sonst ein Geschöpf, nicht der ewig durch und in sich seiende Gott. Aber Maria hat dem Fleische nach den geboren, der zugleich Gott war, und dieser ist Einer in zwei Naturen. Maria ist deshalb auch nicht gleicher Wesenheit mit Gott und ist nie in der Kirche von irgend einem dafür angesehen. Wenn nun der Einfältigste bei uns solches weiß, dann gehört mehr als Einfältig-

keit dazu, aus unserem Dogma solchen widersinnigen Schluß zu ziehen. Würde die Kirche Maria die göttliche Natur zuschreiben, so triebe sie die ärgste Abgötterei, die sich denken läßt. Das ist freilich schon so oftmals gesagt, daß es verdrießlich ist, es immer noch einmal sagen zu müssen. Aber es ist eine, wenn auch noch so verdrießliche Notwendigkeit.

Zur Zeit des hl. Augustin machten Irrlehrer von einer anderen Seite her den Versuch, die Mutterwürde Marias zu bestreiten, ja gänzlich zu beseitigen. Die Manichäer, so hießen sie, waren Verächter des Stoffes und der Körperwelt. Sie behaupteten, daß der Sohn Gottes unmöglich einen wahren Menschenleib hätte annehmen können, und daß er seinen Leib deshalb vom Himmel her mitgebracht und durch Maria einfach seinen äußeren Durchgang hätte nehmen lassen. Wäre das der Fall, dann wäre die Beziehung zwischen ihr und dem Sohne Gottes nicht die lebendige Verbindung von Mutter und Kind, sondern so äußerlich etwa wie die zwischen Monstranz und Hostie. Wie alle Irrlehrer, so suchten auch sie ihre falsche, unhaltbare Ansicht auf das Evangelium zu stützen. Christus habe ja auf der Hochzeit zu Kana zu Maria gesprochen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“[6]) Als hätte er sagen wollen, wir sind gänzlich fremd miteinander, ich bin nicht wahrhaft dein Sohn, und du bist nicht wahrhaft meine Mutter. Die angeführten Worte Jesu werden uns später noch beschäftigen, aber jeder sieht sofort ein, daß dies ihr Sinn unmöglich sein kann. Sagt doch der Evangelist Johannes selbst und zwar gleich zu Anfang seiner Erzählung: „Und die Mutter Jesu war dort“ auf der Hochzeit.[7])

Was will die Kirche damit sagen, wenn sie erklärt: Maria war „wahrhaft und eigentlich" Mutter Gottes? Nichts anderes will sie betonen, als daß Maria bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes diesem dieselben mütterlichen Dienste leistete wie auch jede andere Mutter, wenn sie einem Kinde das Leben gibt. Und wenn auch die Empfängnis ihres Sohnes, soweit die Mitwirkung des Heiligen Geistes dabei in Frage kommt, völlig wunderbar war, so war sie doch, soweit sie selbst dabei mitwirkte, ebenso völlig natürlich, so daß sie eben kraft dieser ihrer Mitwirkung wahrhaft und eigentlich, man muß sagen, in natürlichem Sinne Mutter war und zwar dessen, der nach der dogmatischen Erklärung der Kirche Gott und Mensch in einer Person ist.

Aber, so entgegnete der manichäische Irrlehrer Faustus[8]) dem hl. Augustin, wie kann denn der unendliche, schrankenlose Gott als Kind in den Schoß einer Mutter eingeschlossen werden? Die Antwort fiel dem heiligen Kirchenlehrer nicht schwer. Wo lehrt denn die Kirche eine solch widerspruchsvolle Lehre? Gott blieb, so erwidert er, was er immer war und ist, der unendliche Herr Himmels und der Erde, der durch nichts, am wenigsten durch ein Geschöpf begrenzt und eingeschlossen werden kann, auch nicht durch den Schoß einer Mutter. Aber dieser unendliche Gott nahm im Schoße einer Mutter die menschliche Natur an und wohnte in dieser Vereinigung von Gott und Mensch nur in ihr. Deshalb sagt Paulus: „Gott sandte seinen Sohn, gebildet aus dem Weibe."[9]) Er war schon ewig sein Sohn, aber er wurde in der Zeit auch eines Weibes Sohn, jedoch so, daß er seine vorzüglichste Sohn-

schaft, die göttliche, weder *veränderte*, noch *schwächte*, noch *aufgab*!

Es ist allgemeine Sitte, daß wir jemand nach dem einen Namen geben, was in ihm das Vorzüglichste, Wertvollste ist. Und so nennen wir Jesus den *Sohn Gottes* und nennen Maria die *Mutter Gottes*, obschon wir wissen, daß in dem Worte Jesus auch die angenommene Menschheit enthalten ist, und daß in dem Worte Mutter Gottes nicht die ewige, sondern die zeitliche Geburt ihren Ausdruck findet. Auch hier wirkt die gläubige Vorstellung vom Sohne auf die von der Mutter. Jesus ist mehr Gott, als er Mensch ist, nicht bloß deshalb, weil Gott ohne Vergleich erhabener ist als Mensch, sondern auch schon rein der äußeren Ordnung und Zahl der Teile nach; denn er ist göttliche Person und göttliche Natur; aber er ist nicht auch menschliche *Person*, sondern besitzt nur die menschliche *Natur*. Gott ist er in Person und Natur, Mensch ist er nur in der Natur. Ist es da nicht folgerichtig, daß wir auch Maria als Mutter nach dem benennen, was in dem Sohne das Wertvollste, Höchste, Vollkommenste ist? Dieser Ansicht war die alte Kirche im Morgen- wie im Abendlande, und deshalb erhob sie die Gottesgebärerin zum Glaubenssatz. Wie sehr sie aber damit dem Herkommen Rechnung trug und der marianischen Frömmigkeit des Volkes entgegenkam, wurde bereits im Eingang hervorgehoben.[10])

Zweierlei ergibt sich aus unserer Darlegung: wie berechtigt die Kirche war, die Gottesgebärerin förmlich zum Glaubenssatze zu erheben, und wie unvernünftig der Eifer derjenigen ist, die diesen Glaubenssatz bekämpfen und noch gar bekämpfen, wie sie sagen, um die Ehre des

Sohnes zu retten. Die ganze alte Kirche war der Meinung, daß die Ehre des Sohnes geschützt werde durch die Ehre, die man der Mutter erweist. „Die du verachtest, die ist meine Mutter!“ So läßt Augustin[11]) den Herrn selbst zu einem marienfeindlichen Irrlehrer seiner Zeit sprechen. Dieses treffende Wort möchten wir auch heute den Mariengegnern unserer Zeit entgegenhalten: Die du lästerst, die ist Mutter des Sohnes Gottes. Wie kannst du glauben, durch die Erniedrigung der Mutter den Sohn zu ehren? Es ist ein Wahn, der dich leitet, kein Christusglaube. Dein marienfeindlicher Geist stammt aus einem finsteren Irrgeist, nicht aus dem hellen Lichte, das von oben strömt.

Die Geschichte hat es längst bestätigt, daß wir im Rechte und die Marienfeinde im Unrechte sind. Wo wird denn heute der Glaube an die Gottheit des Sohnes festgehalten, dort, wo man die Mutter Jesu schlicht und verächtlich „die Maria“ nennt oder dort, wo man sie als „Gottesgebärerin“ und „Mutter Gottes“ bezeichnet? Wo betet man das Vaterunser mehr, dort, wo man das Gegrüßet seist du, Maria damit verknüpft oder dort, wo man dies temperamentvoll davon trennt?

Die Geschichte beweist, daß wir im Rechte sind; denn von den ersten Vätern an hat man in Maria diejenige anerkannt, die dem Sohne Gottes das Gewand der Menschheit schenkte, als er Fleisch werden wollte. Vestivit Deum, sagt der hl. Augustin: Maria hat Gott in die Menschheit eingekleidet, hat ihm das Gewand der menschlichen Natur dargeboten. Das wird ihr von denen, die sich durch diese menschliche Natur erlöst wissen, ewig gedankt werden. Wenn die Kirche in ihren

liturgischen Gebeten sich an Maria wendet, dann tut sie es stets unter Berufung auf ihre göttliche Mutterschaft: „Heilige Maria, Mutter Gottes." Sie glaubt ihren Namen nicht nennen zu können, ohne den Glauben an die Gottesmutterschaft dabei lebendig werden zu lassen.

7. Jungfrau der Jungfrauen.

„Es gibt Enthaltsame um des Himmelreichs willen." (Matth. 19, 12)

Es gibt Früchte, die nur in einem Paradiese gedeihen! In rauher, unwirtlicher Gegend kommen sie nicht auf, mag man sie auch noch so sehr pflegen und hegen. So ist es auch mit der christlichen Jungfräulichkeit. Sie gedeiht nicht auf jedem Boden; sie verlangt einen sonnigen Himmel und ein besonderes Erdreich. Der Heiland sagt: omnis plantatio quam non plantavit Pater meus coelestis, eradicabitur: „Jede Pflanzung, die nicht mein himmlischer Vater gepflanzt hat, wird entwurzelt werden."[1]) Sie hat keinen Halt und keinen Bestand. Das gilt in hohem Maße auch von der Tugend der Jungfräulichkeit. Sie muß von Gott selbst gepflanzt werden. Er muß Keim und Kern dazu der Menschennatur einpflanzen; er muß ihr Sonnenschein und Wärme geben; er muß zur rechten Zeit Regen und Segen seiner Gnade verleihen; er muß ihr die Richtung und Leitung, den Zug nach oben geben; kurz, er selbst muß dieser Tugend ständiger, liebevoller Gärtner sein — sonst gedeiht sie nicht!

Die Jungfräulichkeit wächst nur auf dem sonnigsten Boden der Pflanzung Gottes. Außerhalb des Christen-

tums hat es noch nie wahre, echte Jungfräulichkeit gegeben, kann es nicht geben. Diese Tugend mutet der menschlichen Natur zuviel zu. Opfer, die gerade gegen die Natur sind und von ihr deshalb besonders gescheut und gemieden werden. Jesus sagt einmal von der jüdischen Ehe, die durch leichtfertige Scheidung vielfach entweiht worden war: ab initio non fuit sic, „von Anfang an war es nicht so" mit ihr bestellt; im Paradiese war sie rein und unentweiht. Das gilt von der menschlichen Natur und ihren Kräften überhaupt: im Anfang war sie anders, ungeschwächt und ungebrochen. Im Paradies war der Mensch zu den höchsten Idealen fähig; ohne Widerstand seiner Natur hätte er auch die schöne Tugend der Jungfräulichkeit üben können. Ein mit der Gnade gefaßter Willensentschluß würde die folg- und fügsame Natur leicht am Zügel der Entsagung geführt haben. Da kam der Sündenfall, und der Mensch sank, an Leib und Seele verdorben, von seiner Stufe hinab. Die böse Begierde fuhr und wühlt in ihm wie ein böses Fieber. Wir alle wissen, welche Verheerungen ihr unreines Feuer im Menschen anrichten kann; leider nicht selten anrichtet. Weil diese Krankheit gerade im Fleische ihr schlimmes Wesen offenbart, nennt Paulus den ganzen Menschen „fleischlich und verkauft an die Sünde".[2])

Und dennoch ist in dem ganzen Menschengeschlechte wenigstens die Erinnerung an die erste lichte Zeit erhalten geblieben. Die Vorstellung von einem verlorenen Paradies begleitete alle Geschlechter der Menschen, und nicht nur das: es blieb auch der süße Traum, daß es noch einmal zurückkehren werde, daß der goldene Anfang noch einmal wiederkehre, neue Zeiten und neue Menschen, neue Zustände und neue Ideale herbeiführe. Die Sehn-

sucht wenigstens nach jenen leuchtenden Tagen ist dem Menschen geblieben. Und soweit sie auf Erden erfüllbar ist, sollte sie im Christentum gestillt werden! Zu diesen paradiesischen Idealen, für welche auch der gefallene Mensch noch das Gefühl der Wertschätzung und Hochachtung behalten hat, gehört vor allem die Jungfräulichkeit. Das Christentum ist der Garten Gottes, in dem auch diese Blume unter der besonderen Pflege der Gnade gedeiht, nicht selten ganz wunderbar sich entwickelt.

Was verstehen wir unter Jungfräulichkeit im Sinne der christlichen Tugend? Christus gibt uns eine kurze, klare Antwort: „Es gibt Enthaltsame um des Himmelreiches willen."[3]) Die Jungfräulichkeit ist das Opfer des Leibes, Gott dargebracht um des Reiches Gottes willen. Nicht die Enthaltsamkeit an sich ist die ganze Tugend; es kommt auf ihre Beweggründe an. Auch hier gibt Jesu Wort die rechte Klarheit: „Gehorsam ist besser als Opfer."[4]) Die Gesinnung macht das Opfer aus, nicht die Gabe. So gibt auch die Absicht erst dem Opfer des Fleisches die rechte Weihe und Kraft. Echte Jungfräulichkeit stammt von oben, nicht von unten; ihr Quellgrund liegt im Himmelreich, nicht in dieser Welt. In dieser Welt, sagt der Apostel, da wohnt die „Fleischeslust".[5]) Die Kräfte der Jungfräulichkeit strömen aus einer anderen Welt. Sie hat etwas Engelhaftes in ihrem Wesen. Von oben her mußte sie auf Erden eingebürgert werden!

Der Sohn Gottes, der von sich sagte: „Ich bin von da oben,"[6]) er hat sie als ein paradiesisches Ideal mitgebracht, bei seiner Menschwerdung in seiner Mutter erstmalig und wunderbar verwirklicht. „Die Würde der

Jungfräulichkeit", sagt der hl. Augustin, „hat ihren Anfang genommen mit der Mutter des Herrn."[7]) Die Welt vor und neben ihr kannte keine echte Jungfräulichkeit. Um von den Heiden ganz zu schweigen, so war nicht einmal das auserwählte Volk Israel für diese Tugend empfänglich. Kaum der Gedanke und Begriff von ihr findet sich bei ihm. Wegen seines stark im Irdischen wurzelnden Sinnes nahm auch seine Religiösität irdischen Charakter an. Man freute sich über den Besitz des Gelobten Landes; eine reiche Kinderschar als Erben dieses Besitzes galten als der größte Segen Jehovas. Bei solcher Gesinnung mußte Ehelosigkeit wie Kinderlosigkeit in Verachtung stehen. Von ihrem Volke konnte Maria den Gedanken der Jungfräulichkeit nicht empfangen. Und doch faßte sie ihn. Gott hat sie dazu erwählt, diese Tugend auf Erden zu begründen. Ein Neues soll durch sie werden. Wann Gott so ihren Geist zu lenken begann, läßt sich geschichtlich nicht feststellen. Alte Überlieferungen meinen, sie sei als Kind von ihren Eltern nach Jerusalem gebracht, um beim Heiligtum gleich einem Samuel bei der Stiftshütte ihre Jugend zu verbringen. Wenn das mehr als Legende sein sollte, könnte man vermuten, daß dort der Gedanke an ein jungfräuliches Leben in ihrem kindlichen Herzen aufkeimte und wach wurde.

Die Verkündigungsszene gibt uns genaueren Aufschluß. Der Engel spricht zu ihr von der Geburt eines Sohnes. Sie aber erwidert: nescio virum „ich weiß von keinem Manne". Geburten werden durch eheliche Verbindungen begründet. Die Gedankenwelt, die Gabriel ihr zu eröffnen schien, war es nicht gewesen, in der sie bisher gelebt hatte. An solche Dinge hatte sie nicht gedacht; sie

sind ihr fremd. Die mittelalterlichen Maler suchen das bisweilen in ihren Verkündigungsbildern in der Weise zum Ausdruck zu bringen, daß sie Maria in abwehrender Geste dem Engel gegenüberstellen: sie weist von sich, was er ihr in Aussicht stellt. Manche Kirchenväter sind sogar mit dem hl. Augustin der Ansicht, Maria habe ein „Gelübde" immerwährender Keuschheit abgelegt.[8])

Maria ist aber nicht nur die erste christliche Jungfrau, sie ist auch diejenige, in deren Leben die Jungfräulichkeit am vollkommensten sich verwirklichte. Jede andere Jungfräulichkeit findet, wenn sie nicht als Lebensstand erwählt wurde, ihr natürliches Ende in der Mutterschaft. Bei Maria aber wurde durch eine besondere Gnade wie die geistige so auch die leibliche Unversehrtheit bewahrt. Die heiligen Kirchenväter sehen diese Wahrheit schon in der Verheißung des Propheten ausgesprochen, der da sagt: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären."[9]) An diese Worte erinnert sich schon der erste Evangelist, als er die Geburt des Herrn erzählt: „Alles dies aber ist geschehen, damit in Erfüllung gehe, was vom Herrn gesagt ward durch den Propheten, der da spricht: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären."[10]) Keine Wahrheit ist in den Evangelien, in der Väterlehre und in den Erklärungen der Kirche so deutlich ausgesprochen, als daß Jesus auf wunderbare Weise vom Heiligen Geiste von seiner jungfräulichen Mutter empfangen und geboren worden ist. Es ist unnötig, das im einzelnen für die christlichen Jahrhunderte hindurch zu beleuchten. An der Spitze dieser Jahrhunderte leuchtet der Satz des apostolischen Kredos: „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau." Der Vorder-

satz von diesem Bekenntnisse erklärt den Nachsatz, und der Nachsatz ergänzt den Vordersatz. Alle Mütter empfangen ihre Kinder von Gott, „dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde"; aber so vollständig wie Maria verdankte nie eine Mutter ihr Kind Gott, nach Leib wie nach Seele.

Es macht auf uns keinen Eindruck, wenn der Unglaube sich an diesen Glaubensartikel stößt und sein Kredo dagegen aufrichtet, daß eine wunderbare Empfängnis unmöglich sei. Wies doch diesen Einwurf schon der Engel selbst gleich bei der Verkündigung zurück, indem er die göttliche Allmacht als letzten Grund seiner Aussage geltend machte: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich."[11]) Die Ungläubigen unserer Zeit aber wollen wissen, was bei Gott möglich und unmöglich ist. Aber, so erwidert man, Jesus heißt doch selbst im Evangelium ausdrücklich „Sohn des Joseph".[12]) Gewiß heißen ihn alle so, die von seiner übernatürlichen Herkunft nichts wissen. Und Jesus hat kein Interesse daran, den Schleier über seinen Ursprung zu lüften; er war zunächst darauf bedacht, dem Volke das Reich Gottes zu bringen und die Bedingungen des Eintritts in dasselbe einzuschärfen. Dann folgte die Predigt über seine Person als Messias und Gottessohn. Alles andere mußte er einer späteren Zeit überlassen. Die Juden hielten ihm, als er seine göttliche Herkunft hervorhob, entgegen: „Von diesem wissen wir ja, woher er ist; wenn aber der Christus kommt, dann weiß niemand, woher er ist." Dazu bemerkt der Evangelist: „Da rief Jesus im Tempel laut aus und sprach: Ihr kennet mich also und wisset, woher ich bin, und doch bin ich nicht von mir selbst aus gekommen, aber der ist wahrhaft, der mich gesandt hat, den ihr nicht ken-

net."[13]) Was konnte die Offenbarung seiner wunderbaren Geburt denen nützen, die nicht einmal an seine göttliche Sendung glaubten! Jesus mußte darauf bedacht sein, seine Predigt an das Volk einfach und schlicht zu gestalten, in ihren Hauptpunkten sie herauszustellen und nicht mit zu vielen Einzelheiten zu belasten. Wer ein Gebäude aufrichtet, der legt zuerst die festen Grundsteine. So machte es der Herr. Eine spätere Zeit wird dann weiterbauen — auf seinem Fundamente.[14]) Es wäre wirklich zuviel der Offenbarungen auf einmal gewesen, wenn Jesus auch seine irdische Mutter in seine Verkündigung hätte aufnehmen wollen. Auch die Apostel mußten sich in ihrer Predigt an die Heiden vorläufig auf die Gottheit Christi beschränken, zumal die Vorstellung der Geburt des Sohnes Gottes aus einer menschlichen Jungfrau in den Köpfen der armen Heiden die übelste Verwirrung anrichten konnte. Angedeutet hat der Völkerapostel sie dennoch, wenn er sagt: „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, gebildet aus dem Weibe."[15]) Nämlich „dem Fleische nach", wie er anderswo deutlich hervorhebt.[16])

Wir wundern uns nicht darüber, daß die Jungfrauschaft Mariens, besonders ihre Empfängnis vom Heiligen Geiste, auch heute in unserer aufgelösten Zeit ihre Gegner hat. Nein, nicht nur Gegner, Feinde schlimmster Sorte. Man behandelt das Geheimnis nicht nur als eine Wahrheit, über die man Fragen und Erörterungen anstellen kann — das ist niemand verboten —, sondern als ein Bild, von dem man weiß, daß es der Kirche heilig ist, und das man gerade deshalb besudeln möchte. Wir können nur andeuten, was wir meinen, so gemein sind die Schriften, die man gegen diese zarte Wahrheit zu

schreiben wagt. Wenn irgendwo die Pest oder Cholera ausbricht, sperrt man die Grenzen ab und *isoliert* die Kranken. Der Seuche der Irreligiösität stehen leider im Namen der Freiheit bei uns Türen und Tore offen. Es gehört zu den traurigsten Pflichten des katholischen Priesters, solchem Schmutz nachzugehen, um ihm den rechten Erkennungszettel aufzukleben. In unserer in religiöser Hinsicht wild gewordenen Zeit darf man über Christus die unsinnigsten und widerspruchsvollsten Dinge verkünden, man findet Beifall. Tritt da einer auf mit der sinnlosen Behauptung, Jesus habe nie auf Erden gelebt, rasch findet er seinen Anhang. Wie einfach ist dann das ganze Christentum aus der Welt geschafft! Tritt ein anderer auf mit der Nachricht von Jesu rein natürlicher Herkunft, sofort sind ganz dieselben, die soeben seine Existenz leugneten, bereit, auch dieses anzunehmen; denn auch dann wissen sie, daß sie das Christentum in seinen Wurzeln benagen. Wie kann man einer Bewegung gründlicher schaden, als wenn man sie in ihrer Quelle tötet. Daß die christliche Bewegung nun nicht zu sterben gewillt ist, hat sie bisher gezeigt. „Ich bin vom Himmel gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und *ich will, daß es brenne.*“[17]) Und siehe, es brennt und wird brennen: das Feuer der Liebe zur freiwilligen Jungfräulichkeit. Es wird brennen in der Kirche immerdar, denn die allerseligste Jungfrau mit ihrem leuchtenden Beispiel wacht als treue Hüterin an seinem Opferherde.

Aber eine wichtige religiöse Pflicht ergibt sich aus diesen gegenwärtigen wilden Zuständen doch für jeden katholischen Christen: wir müssen zur Selbsthilfe schreiten und der religiösen Seuche die Tore verriegeln.

Freilich ist das nicht so leicht. Der hl. Paulus sagt den Christen seiner Zeit, es sei unmöglich, allen Versuchungen und Anfechtungen zu entgehen, „sonst müßtet ihr ja", so setzt er hinzu, „aus dieser Welt gehen".[18]) Aber wir müssen doch achthaben, daß der notwendige Umgang mit den Ungläubigen nicht zum Einlaßtor für den Unglauben wird! Wer seine Arbeit in gifterfüllter Luft verrichten muß, trägt eine Gasmaske, damit ihm die Giftdünste nicht schaden. Wir bewegen uns und leben in einer Luft, die durch die geistigen Ausatmungen christusfeindlicher Menschen bis zum Ersticken unrein und schmutzig geworden ist; wir müssen zu Absperrungsmaßregeln greifen. Und da äußere Scheidung unmöglich ist, so muß die innere, geistige, um so kräftiger einsetzen. Bücher, Broschüren, Romane, Zeitschriften, Zeitungen mit antichristlicher Richtung sollen in unseren Familien keinen Platz finden!

Je schamloser die Feinde des Christentums den Anfang des Lebens Jesu zu bemakeln suchen, je reiner erscheint er dem Glauben, je freudiger bekennt sich der wahre Christ zu dem uralten Kredo: „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau." „Das haltet unerschütterlich und beharrlich fest, wenn ihr Katholiken bleiben wollt", so mahnt Augustin in einer seiner letzten Predigten die Gläubigen seiner Gemeinde, „daß Gott Vater in der Zeit Gott den Sohn aus einer Jungfrau bildete. Als Gott den Sohn erzeugte, brachte er ihn aus sich ohne eine Mutter hervor; als die Mutter den Sohn gebar, da gebar sie ihn als Jungfrau, nicht von einem Manne."[19])

Die Kirche aber betet bis zum Ende der Zeiten: Beata Mater et intacta Virgo, gloriosa Regina mundi,

intercede pro nobis ad Dominum. „Glückselige Mutter und unberührte Jungfrau, glorreiche Königin der Welt, lege Fürbitte für uns ein beim Herrn."

8. Immerwährende Jungfrau.

„Jungfrau der Jungfrauen." Liturgie.

„Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich zum Reiche Gottes."[1]) Wer sich einmal für das Gute entschlossen hat und dann mutlos wieder davon abläßt, ist des Guten unwert und unwürdig. Die im Rücktritt bekundete Schwäche lag schon im guten Anfang vor. Der Anfang war kein voller, ganzer, nur ein halber gewesen. „Sie waren nicht aus uns", sagt der hl. Johannes von denen, die treulos und unbeständig sind; „denn wären sie aus uns gewesen, dann wären sie gewiß auch bei uns geblieben."[2])

So gab es um 400 in der Kirche einen Mönch, Jovinian, der seines freigewählten Standes überdrüssig wurde. Er verließ das Kloster, predigte gegen die Jungfräulichkeit, setzte sie herab und suchte sie auf alle Weise um ihren bisher in der Kirche genossenen Ruhm zu bringen. Jeder Gläubige wußte aber, daß als die vorzüglichste Vertreterin der Jungfräulichkeit die hl. Maria verehrt wurde. Der hl. Ambrosius nannte sie deshalb virginitatis magistra, „Lehrerin der Virginität".[3]) Jetzt vergriff sich der abtrünnige Mönch sogar an Maria. Wollte er als Christ gelten, dann durfte er den Glaubensartikel: „Geboren aus Maria der Jungfrau" nicht leugnen. Das wagte er denn auch nicht; aber er bestritt ihre immerwährende Jungfräulichkeit. Maria habe *nach* der Geburt des Herrn mit Joseph in der Ehe ge-

lebt und noch weitere Kinder geboren. So hoffte er sein eigenes unjungfräuliches Leben rechtfertigen zu können.

Die Kirchenväter rüsteten sich sofort, diesen Angriff auf die allerseligste Jungfrau mit kräftiger Entschiedenheit zurückzuweisen. Jeder der großen Lehrer hielt es für eine Ehrenpflicht, Maria zu verteidigen. Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Epiphanius sind die vorzüglichsten unter ihnen, Hieronymus in diesem Falle der ausführlichste. Dreierlei tritt in diesem Kampfe der Väter deutlich hervor: 1. Sie halten die Ehe für gut und weisen den Vorwurf weit von sich, sie sei eine verächtliche oder gar böse Einrichtung. Sie würden sich ja auch schwer an der Offenbarung vergriffen haben: Gott hatte die Ehe deutlich im Paradiese eingesetzt, Christus hatte sie geehrt durch sein erstes Wunder in Kana und in hartem Streit mit den Juden ihre Einheit und Unauflöslichkeit verteidigt. Wie hätten die Kirchenväter es wagen können, sie zu verachten! Aber ebenso bestimmt behaupten sie 2., daß die Jungfräulichkeit sittlich als Tugend vor Gott höher steht als die Ehe. Und auch in diesem Punkte konnten sie nicht irregehen, denn er war zu klar im Evangelium ausgesprochen. Hatte der Herr nicht deutlich eingeladen, den jungfräulichen Stand zu ergreifen „wegen des Himmelreiches"; und hatte nicht Paulus diese Einladung — er nennt sie einen „Rat" — wiederholt, indem er sagte: „Wer seine Jungfrau verheiratet, tut wohl, wer sie nicht verheiratet, tut besser."[4]) „Die Jungfrau sorgt für das, was des Herrn ist, auf daß sie heilig sei an Leib und Geist, die aber verheiratet ist, denkt an die Dinge dieser Welt, wie sie ihrem Manne gefalle."[5]) Wenn die Worte der Offenbarung über die Ehe nicht mißzuverstehen sind, dann doch auch

gewiß nicht die über die Jungfräulichkeit. Endlich hoben die Väter z. hervor, daß Maria nicht von der anfänglichen Höhe der Jungfräulichkeit heruntergestiegen und mit Joseph als Ehefrau gelebt habe, sondern daß sie auf dieser Höhe verblieben und ihre ursprüngliche Vollkommenheit bis zum Ende bewahrt habe. Auch die schärfsten Gründe, welche die Gegner anführten, konnten die Kirchenväter nicht bewegen, ihren Glauben an die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens preiszugeben. So sehr war dieser Glaube festgewurzelt in der katholischen Kirche, daß die gegenteilige Lehre schon von Origenes um 250 als „Wahnsinn" (insania) bezeichnet wird. Und der hl. Epiphanius beklagt „die unsinnige Neuerung" derer, die die jungfräuliche Ruhmeskrone Mariens antasten möchten. Wie kann man sich an die makellose Jungfrau wagen, die gewürdigt ward, Wohnung des Sohnes Gottes zu sein, und die gerade dadurch unter den Myriaden der Töchter Israels auserwählt wurde, um Gefäß und Wohnung *für die göttliche Geburt allein zu sein*."[6]) Weil Maria keine anderen Söhne hatte, deshalb, so führen die Kirchenväter aus, übergibt sie ihr einziger, am Kreuze sterbender Sohn einem Apostel in Hut und Pflege, und unter den Aposteln nicht dem Petrus, obschon er der Fels der Kirche war, sondern dem Johannes, weil er jungfräulich war. „Vom jungfräulichen Herrn wird die jungfräuliche Mutter dem jungfräulichen Jünger anvertraut", sagt Hieronymus.[7]) Denn Jungfräulichkeit ist der beste Hort der Jungfräulichkeit. Wir sagten schon, daß der hl. Augustin sogar die Meinung vertritt, Maria habe bereits in früher Jugend die immerwährende Jungfräulichkeit Gott in einem *„Gelübde"* zum Opfer gebracht. Er weiß wohl,

daß er dafür weder Zeit, noch Ort, noch Wort angeben kann, aber er liest es aus der Antwort an den Engel: „ich kenne keinen Mann". Es sind viele Heilige und Gelehrte, die ihm in der Auslegung dieser Bibelstelle gefolgt sind. Aber war Maria denn nicht mit Joseph, wie die Schrift ausdrücklich sagt, „verlobt"? Gewiß war sie das; aber wenn nun Joseph nach der Offenbarung des Engels, daß seine Verlobte vom Heiligen Geiste empfangen habe, aus Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis auf seine Rechte verzichtete und ebenfalls zu einem jungfräulichen Leben sich entschloß, was könnte man dann gegen eine solche Auslegung einwenden?

In der Tat bringt auch hier wieder der rechte Christusglaube das volle Licht in das geschichtliche Dunkel. Es ist doch so, wie es schon der hl. Kirchenvater Basilius sagt, „daß es die Ohren der Gläubigen nicht anhören können, Maria habe aufgehört Jungfrau zu sein".[8]) Wenn der Apostel Paulus den Eheleuten anbefiehlt, sie möchten schon wegen des Gebetes eine Zeitlang Enthaltsamkeit üben,[9]) offenbar weil das Gebet als Gottesdienst höher steht als Fleischesdienst, und beides in vollkommener Weise kaum vereinbar ist, wie groß mußte dann die Ehrfurcht der hl. Jungfrau vor ihrem Körper sein, der solch erhabenen Gottesdienstes gewürdigt worden war. Und wie sehr mußte der hl. Joseph von dieser Ehrfurcht vor Maria miterfüllt sein, da er doch vom Himmel selbst in ihr Geheimnis eingeweiht war. Wir nennen Maria „die Arche des Bundes", weil sie denjenigen in sich beschloß, der in seinem Blute den neuen Bund der Menschheit mit Gott schloß. Die Bundeslade des Alten Testamentes beherbergte nur die zwei Tafeln der Gebote vom Sinai und wurde schon dieser-

halb von den Juden so verehrt, daß keiner sie auch nur anzurühren wagte, aus Furcht, von Gott mit dem plötzlichen Tode gestraft zu werden. Wird Joseph nicht vor der Arche des Neuen Bundes, die nicht nur zwei steinerne Gesetzestäfeln, sondern den Gesetzgeber selbst in sich beschloß, nicht eine noch größere Ehrfurcht gehabt haben, zumal es sich hier nicht um äußere, liturgische Würdigkeit, sondern bei der Arche Maria wie bei Jesus, ihrem Inhalte, um wahre, eigentliche Heiligkeit handelte? „Du hast den Tempel des menschlichen Leibes des Herrn angetastet, das Heiligtum des Heiligen Geistes befleckt", so ruft Hieronymus[10]) dem Jovinian entgegen.

Aber konnte sich dieser nicht doch auf die Heilige Schrift stützen, die ja an mehreren Stellen von „Brüdern und Schwestern Jesu" spricht? Die Kirchenväter kannten diese Stellen früher noch als ihre Gegner, und die ganze alte Kirche vorher kannte sie, und doch wurden sie dadurch nicht irre in ihrem Glauben an Marias stete Jungfräulichkeit. Wir wissen es, daß die Juden auch leibliche Verwandte entfernteren Grades mit dem Namen Brüder und Schwestern bezeichneten. Abraham sprach zu Lot: „wir sind ja Brüder,"[11]) obschon sie nur Vettern waren. Hieronymus aber, der im Morgenlande wohnte und aus dem Abendlande stammte, somit die Tradition der ganzen Kirche beherrschte, fand in den alten Geschichtsbüchern, daß schon Hegesipp († 180) über „Vettern Jesu" geschrieben hatte. Und er erklärte die Bibelstellen im Lichte dieser alten Nachrichten: „Die Brüder des Herrn sind auf dieselbe Weise zu verstehen, wie Joseph sein Vater heißt. Ich und dein Vater, spricht Maria, haben dich mit Schmerzen gesucht! Gib mir Antwort, wie Jesus der Sohn Josephs war, da er

doch bekanntlich (nach demselben Evangelisten Lukas) vom Heiligen Geiste gebildet war? War Joseph der wirkliche Vater? So töricht du auch sonst bist, das wirst du doch nicht zu behaupten wagen. Oder wurde er dafür bloß gehalten? Nun, dann sollen auch seine Brüder auf gleiche Weise wie sein Vater beurteilt werden."[12]) Hieronymus will sagen, so wenig man daraus, daß Joseph in der Schrift der Vater Jesu heißt, schließen dürfe, er sei der leibliche Vater — und diesen Schluß wagten auch seine Gegner nicht—, so wenig dürfe man schließen, daß die von der Schrift erwähnten Brüder und Schwestern als Geschwister Jesu im leiblichen Sinne zu verstehen seien. Und dieser Vergleich hat offenbar wie seine gute Berechtigung, so seine starke Beweiskraft. Immer wieder wiesen die Kirchenväter darauf hin, daß Maria unmöglich vom Kreuze herab dem Jünger zur Mutter gegeben werden konnte, wenn Maria noch Mutter über so und soviel wirkliche Kinder gewesen wäre. Unter dem Kreuze empfangen wir aus dem Munde Jesu den Eindruck: der einzige Sohn sucht sterbend nach einem Stellvertreter für die Pflege der nunmehr verwaisten Mutter. „Wenn Maria einen Mann, ein Haus, Kinder besaß, dann wäre sie doch zu ihren Eigenen, nicht zu einem Fremden gegangen", ruft der hl. Epiphanius aus.[13]) Dazu bemerkt er noch, daß die ganze alte Überlieferung nichts von einer Ausübung der Ehe mit Joseph etwas weiß. Origenes hält diese Meinung, wie wir schon hörten, für Wahnsinn, und er kannte bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit die ganze alte Literatur. Hegesipp († 180) hält die Brüder Jesu für Kinder eines Klopas, des Bruders des hl. Joseph. Niemals heißen denn auch die Brüder Jesu in der Schrift

„Kinder Mariens".[14]) Wie denn auch das ganze Altertum von Kindern Mariens lediglich nichts weiß. Das hebt schon der gelehrte Origenes[15]) hervor: „Beweismaterial für ihre gegnerische Meinung", so schreibt er, „haben sie nicht . . ., und es gibt keine Schrift, die Derartiges berichtet."[16]) Vielmehr lautet der alte, stets mit besonderem Nachdruck gebrauchte Titel Mariens: „Immerwährende Jungfrau". „Wo und wann", ruft Epiphanius aus, „hat es jemand gewagt, den Namen Maria auszusprechen, ohne sofort, wenn man ihn fragte, beizufügen „die Jungfrau"?[17]) Weder die Kirche des Morgenlandes noch die des Abendlandes weiß hier etwas anderes als die stete Jungfräulichkeit Mariens.

Daher auch die auffallende allgemeine Hochschätzung der Jungfräulichkeit in der Kirche jener Tage mit ausdrücklicher Berufung auf das Beispiel Mariens. „An Maria hängen", wie der heil. Athanasius sagt, „fortan alle Jungfrauen wie jungfräuliche Schößlinge als an ihrer Wurzel."[18]) Dazu tritt das Beispiel Jesu Christi, „den leiblich die heilige Jungfräulichkeit geboren hat", schreibt Fulgentius,[19]) „dem die heilige Jungfräulichkeit sich vermählt, von dem die heilige Jungfräulichkeit fruchtbar gemacht wird, damit sie unberührt bleibe." Man sieht, daß das alles mit Hinblick auf das Musterbild der allerseligsten Jungfrau gesagt ist.

Umgekehrt beweist die Kirchengeschichte, daß mit der Herabsetzung und Verachtung der Jungfräulichkeit durch die Irrlehrer die Herabsetzung und Verachtung der hl. Maria Hand in Hand geht. Es wäre das leicht nachzuweisen. Für unsere Zeit ist es nur allzubekannt. Der deutsche Protestantismus, der doch an Kaiser und

Könige so bereitwillig und reichlich weltliche und sogar religiöse Titel verteilte, hält für die Mutter Jesu das Wort „heilig" für eine Verschwendung und begnügt sich mit dem nackten, würdelosen Ausdruck „die Maria", den man in feinfühligen Kreisen keinem Dienstmädchen zu bieten wagt.

Dignitas terrae, „Schmuck der Welt", nennt Augustin, wie wir schon hörten, in einem geistvollen Worte die hl. Maria. Zierde der Menschheit ist sie als Mutter Gottes. Aber neben der Mater Dei wird für alle Zeiten auch die Virgo virginum, die „Jungfrau der Jungfrauen" stehen. Ragt sie als Mutter Gottes über alle Menschen hinaus, dann tritt sie als Jungfrau wieder neben uns und wird uns zur Führerin und Lehrerin in einer Tugend, deren Höchstmaß auch vielen von uns mit der Gnade Gottes möglich ist. Aber gerade deshalb sieht die gläubige Christenheit in ihr die Lehrmeisterin der Jungfräulichkeit, weil sie nicht zeitweilig und vorübergehend wie so viele christliche Frauen Jungfrau war, sondern weil sie ganze Tugend übte und erreichte. Maria ist kein halbes Ideal, sondern ein ganzes. Sie ist nicht nur vor der Geburt ihres Sohnes Jungfrau, sondern auch nach derselben. Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tauglich zum Reiche Gottes. Wer die Gnade der Jungfräulichkeit empfangen hat,[20]) und sich vor deren Opfern scheut, der war dieser Gnade nicht wert, sie war in ihm, wie Paulus sagt, „leer" verblieben.[21]) Maria gehörte nicht zu jenen Weichen, die einmal „ja" zu Gottes Berufung sagen und später dann „nein"; sie legte die Hand an den Pflug und hielt herzhaft fest. Sie hat Blick und Begierde nie wieder zurückgewandt zu einer Welt, aus der sie die

Gnade Gottes von ihrer Empfängnis an entrissen hatte. Sie war nie ein Kind dieser Welt gewesen, wie hätte sie es später werden können, da sie eine solch erhabene Berufung im Reiche Gottes erfahren hatte. Wenn Paulus später die aus dem Heidentum gekommenen Christen ermahnen mußte: „Wandelt würdig des Berufes, zu dem ihr berufen seid,“[22]) wer will dann von Maria annehmen, daß sie ihres Berufes, zu dem sie berufen war, jemals habe vergessen können! Und wenn der Evangelist wiederholt hervorhebt: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen,“[23]) so konnte er das selbstverständlich nur von Maria selbst erfahren, die allein wußte, was in ihrem Herzen vorging: und nun sollen wir annehmen, daß sie gerade des Besten sollte vergessen haben, ihrer ganz einzigen Stellung zum „Sohne des Allerhöchsten“ und durch ihn zum Vater und Heiligen Geiste! Wer so von der heiligen Jungfrau denken kann, dessen Geistesverfassung steht zu tief, als daß sie von einem religiösen Ideal Ahnungen haben könnte. Von dem, was Augustin „Zierde der Erde“ nennt, ist kein Hauch in seine Seele gedrungen. Er versteht nicht einmal, was Paulus schreibt von einer zeitweiligen Enthaltsamkeit wegen des Gebetes. Niemand darf ein Sklave seines Fleisches werden, au chder nicht, wer in der Ehe lebt. Deshalb mahnt Paulus allgemein, sich auch hier die Herrschaft des Geistes zu bewahren: „Brüder, die Zeit ist kurz; daher sollen auch die, welche Frauen haben, leben als hätten sie keine.“[24])

Man mag in den Evangelien lesen oder in den Schriften der Apostel, überall findet man einen heiligen Idealismus und Optimismus, der die Dinge

dieſer Welt von oben betrachtet, nicht von unten. Die opferſcheuen, der Entſagung abholden Geſtalten findet man erſt in einer ſpäteren Zeit. Dieſe hat der Erdgeiſt bereits faul und krank gemacht. Solche Flüchtlinge ſind nicht damit zufrieden, ſelbſt die Ideale von ſich zu werfen, ſie verſuchen es auch, Bundesgenoſſen unter den Heiligen und Heiligſten des Urchriſtentums zu ſuchen. Es gibt in unſerer Zeit Schriftſteller, die auch das Heiligſte nur in ſexuellen Bildern und Denkformen begreifen können. In die reine, keuſche, weihevolle Atmoſphäre des Evangeliums tragen ſie die ſchwüle, ſchwälige Stimmung des modernen Großſtadtlebens und machen aus dem Reiche Gottes, wofür der Herr mit den Seinigen geſtorben iſt, einen Roman, in denen Johannes der Täufer, die Apoſtel, Jeſus ſelbſt und die frommen Frauen zu modernen Lebe- und Vergnügungsmenſchen herabgewürdigt werden. Wenn auch die chriſtliche Feder ſich ſcheut, dieſe Dinge auch nur anzudeuten, ſo muß es leider dennoch geſchehen, um den Geiſt jener Welt zu kennzeichnen, in der wir heute leben. Es hilft gar nichts, vor ſolchen Zuſtänden die Augen zu verſchließen, ſie exiſtieren und müſſen mit Namen benannt werden. Keine Zeit war weniger geeignet, das Ideal der Jungfräulichkeit zu begreifen als unſere heutige.

Und doch iſt das zuviel behauptet! Wie in den Tagen des Propheten Elias Gott ſich eine Schar übrig behalten hatte, „die ihre Knie nicht beugten vor Baal“,[25]) ſo gibt es auch heute noch Myriaden von katholiſchen Jünglingen und Jungfrauen, die, dem Götzen der Unzucht Opfer zu bringen, mit aller Kraft der Natur und Gnade ſich widerſetzen. In der katholiſchen Kirche ſind „die Geſchlechter“ derer, von denen Maria weisſagte, ſie

„werden mich selig preisen", nicht ausgestorben. Unsere *marianischen Kongregationen* allein schon sind ein lebendiger Beweis dafür. Sie sind auf das Ideal der Jungfräulichkeit eingeschworen und verkünden in allen fünf Weltteilen das Lob der immerwährenden Jungfrau. Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechts stehen ihnen ratend und führend mit ihrem Beispiel und ihrer Kraft zur Seite. Sie bilden mit ihren Kongreganisten die Leibwache der Jungfrau der Jungfrauen! Sie werden es nie dulden, daß Marias Name verachtet, ihr Stern verdunkelt, ihr Gedächtnis ausgelöscht wird!

Freilich mit dem äußeren Bekenntnis zur Fahne Mariens soll es uns nicht genug sein. Zahllos sind die Mahnungen der Kirchenlehrer, daß der äußere Stand der Jungfräulichkeit bedeutungslos ist, wenn nicht die innere Liebe zur Tugend sich damit verbindet. Das rein materielle Opfer des Leibes hat in den Augen Gottes keinen Wert, wenn nicht das Opfer des Geistes hinzutritt. Nach Jesus gibt es sogar eine natürliche Veranlagung und Beschaffenheit für die Enthaltsamkeit.[26]) Auch die törichten Jungfrauen im Evangelium, bemerken die Kirchenväter, waren Jungfrauen, und doch antwortete ihnen der himmlische Bräutigam, als sie um Einlaß anklopften: nescio vos, „ich kenne euch nicht".[27]) Die Jungfräulichkeit ist wie die Religion überhaupt kein mechanisches Verhalten, sondern Geist und Leben. Es muß in ihr etwas von jenem Feuer brennen, das Christus auf die Welt gebracht hat: und das ist die *Liebe*. Ohne diese Liebe ist sie kalt, herzlos, stolz und unerträglich, ein Ärgernis für die Welt und mehr noch für die Kirche, am meisten aber für Maria, die Königin der Jungfrauen, die Jungfrau der Jungfrauen!

Beata Dei Genitrix Maria, Virgo perpetua, templum Domini, sacrarium Spiritus sancti, sola sine exemplo placuisti Domino nostro Jesu Christo, ora pro populo, interveni pro clero, intercede pro devoto femineo sexu. „Glückselige Gottesgebärerin Maria, immerwährende Jungfrau, Tempel Gottes, Heiligtum des Heiligen Geistes, einzig und ohne Beispiel gefielest du dem Herrn Jesus Christus, bete für das Volk, lege Fürbitte ein für den Klerus, sei Mittlerin für das gottgeweihte Frauengeschlecht!"

9. Maria im Gebet.

„Hochpreiset meine Seele den Herrn."
Luk. 1, 46.

Der Katholik denkt sich Maria durchgängig in der Haltung der Andacht; er meint, er könne sie sich ohne die Geste des Gebets und der Versenkung gar nicht vorstellen. So war es die Meinung der Gläubigen von Anfang an. Die beiden ältesten marianischen Katakombenbilder sind Maria mit dem Kinde und Maria als Beterin oder Orante. Als betende Jungfrau steht sie mit ausgebreiteten Armen da und fleht zu Gott. Welchen Sinn wollte die alte Kirche mit diesem Symbol ausdrücken? Das sagen die Oranten-Bilder selber nicht und Unterschriften fehlen ihnen; also müssen wir es erraten. Solche Marienbilder können die altchristliche Vorstellung von der Fürbitte Mariens aussprechen wollen; auch die des frommen Beispieles. Letzteres liegt der ältesten Zeit näher. Die Heiligenverehrung hatte uranfänglich die Bedeutung, sittliche Vorbildlichkeit darzustellen. Wirklich finden wir diese Seite des

Marienkultes auch schon bei den ältesten Kirchenvätern stark betont. Die bei Justin um 150 auftauchende Gegenüberstellung von Eva und Maria ist ganz auf dem Gedanken der sittlichen Vorbildlichkeit Marias gegenüber dem schlimmen Beispiel Evas aufgebaut. Die Urchristenheit hat neben der Gottesmutter mit dem Kinde sich mit Vorliebe die hl. Jungfrau als Beterin gedacht: Maria mit weit ausgebreiteten Armen, in flehentlicher Stellung, den Mantel über das Haupt gezogen, um die Sinne nach außen abzuschließen und den äußeren Menschen nach innen zu kehren: das ist die Darstellung der alten Kirche von der Maria-Orans, von Maria im Gebete!

Diese Vorstellung von der betenden Jungfrau muß auch uns wertvoll sein. Es würde ein Wesensstück in unserem Marienbilde fehlen, wenn in ihm die fromme Beterin fehlte. Hat Maria wirklich gebetet? Eine sonderbare Frage! Was ist das Gebet? Was anders kann es sein als sich geistig mit Gott beschäftigen. Daß aber Herz und Sinn der hl. Jungfrau vor der Verkündigung bei Gott geweilt haben, bezeugt ihr der Engel. Und daß es nachher in noch stärkerem Maße der Fall sein mußte, das bewirkten vor allem die großen Geheimnisse, die Gott durch sie und in ihr vollzogen hatte. Wo ist ein Mensch, der durch solche Gottesoffenbarungen nicht dauernd zur Erinnerung an die höhere Welt gleichsam gezwungen würde! Lukas erzählt uns in der Apostelgeschichte, daß die Apostel und Jünger nach der Himmelfahrt des Herrn sich dessen Anweisung entsprechend auf die Herabkunft des Heiligen Geistes vorbereitet hätten: „Diese alle verharrten einmütig im Gebete mit den frommen Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern.“[1])

So hätten wir sie uns gedacht, auch wenn es der Evangelist nicht berichtet hätte: Maria nach der Auffahrt ihres Sohnes im Kreis der Christusgläubigen, im Mittelpunkt der kleinen Schar, die die Kirche Jesu bildet, mit allen einmütig vereint im Gebete. Welches war der Gegenstand dieses gemeinsamen Vorbereitungsgebetes? Der Geist Gottes mit seinen Gaben! Wenn es sich aber um den Geist Gottes handelte, dann konnte Maria mit eigenen großen religiösen Erfahrungen dienen. Wer hatte Wirkung und Einfluß des Heiligen Geistes so in sich empfangen als sie, zu der Gabriel sprach: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten." Sie war die erste im Neuen Bunde gewesen, die seine Fülle in sich aufgenommen hatte. Sie wußte von seinem himmlischen Einfluß ganz anders als die Propheten des Alten Bundes, ganz anders als der Vorläufer zu erzählen. Und sie hat davon erzählt. Denn wie anders hätte die Kirche später davon wissen können. Es war keine im Urchristentum und keine jemals in der Kirche, die so das Verlangen nach seinem Licht und den Durst nach seinen Wassern so empfunden hätte als sie. „Dem, der Durst hat, will ich von dem Quell des Lebenswassers geben: umsonst", hat Gott verheißen.[2]) Keine bessere, einsichtigere Lehrerin des Gebetes um die Gabe des Heiligen Geistes konnte den Aposteln in jenen wichtigen Tagen zur Seite stehen als Maria.

Wie Maria beten konnte, das ergibt sich aber am besten aus jenem Gebete, das sie im Hause der Elisabeth verrichtete. Wir nennen es nach seinem Anfangsworte „Magnifikat" und kennen es dem ganzen Wortlaute nach aus den kirchlichen Vespergesängen, in denen es

seinen festen Platz hat. Es soll uns Licht und Weisung geben, Geist und Kraft der hl. Beterin Maria kennen zu lernen.

Wenn wir mit gutem Grunde Lob-, Dank- und Bittgebete unterscheiden, dann sieht man auf den ersten Blick, daß das Magnifikat ein Lob- und Dankgebet ist. Wegen des geistigen Schwunges, von dem es getragen ist, und wegen des Reichtums seiner frommen Empfindungen hat man geschlossen, es müsse von Maria mehr gesungen als gebetet worden sein. Man nennt es in der kirchlichen Sprache Canticum, Lobgesang, Hochgesang Marias. Ein alter Spruch sagt: „Zweifach betet, wer gut singt." Das andächtige Lied verdoppelt alle guten Eigenschaften des Gebetes. Hat Maria das Magnifikat gesungen oder gesprochen? Wir vermögen es nicht zu sagen. Ohne Mühe sieht man, daß das Magnifikat sich in drei ziemlich gleiche Teile zerlegt. In dem ersten Teil dankt die hl. Jungfrau Gott für ganz Großes, das er an ihr getan; im zweiten preist sie seine Barmherzigkeit, die er denen erweist, die ihn fürchten; im dritten verkündet sie ihrem Volke die Erfüllung der messianischen Verheißungen, die Gott den Vätern gegeben hatte.

„Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande." Das ist wie Musik für ein religiöses Ohr. Beten heißt sein Gemüt zu Gott erheben. Siehe, wie hoch Seele und Geist der Jungfrau zu Gott erhoben sind! Erhoben sind? Nun, wir können auch sagen, in die Gottheit eingetaucht, untergetaucht sind. Denn beten kann man nach des Apostels Paulus Lehre nur im Heiligen Geiste. Der Heilige Geist aber war über sie gekommen, hatte

Herz und Gemüt ihr erfüllt, alle ihre Kräfte belebt und erquickt: sie „frohlockt in Gott“. Sie weiß es, daß dieser Jubel nicht der Erde, nicht der eigenen Natur entspringt, sondern der Gotteskraft, die sie empfangen hat. „Niemand kann Herr Jesus sagen außer im Heiligen Geiste“, lehrt Paulus.[3]) Maria betet im Heiligen Geiste. Das Gemüt zu Gott erheben, heißt nicht sich örtlich in die Höhe begeben, es heißt nichts anderes, als sich aus der Höhe die Stimmung, das Licht, die Richtung, die Veranlassung und vor allem die Kraft zum Gebete holen. Maria befindet sich im Hause Elisabeths, und doch empfindet sie, daß ihr Geist in Gott jubelt. Sie braucht nicht zu Gott hinaufzusteigen, er kam zu ihr herunter. Wir sind nur dann in der Höhe bei Gott, wenn wir mit ihm innerlich eins geworden sind. Der Besitz der Gnade ist Vorbereitung und Vorbedingung, ist beste geistige Verfassung für ein gutes Gebet. Sie allein gibt unserer Seele die rechte Höhenlage und persönliche Hochstellung im Gebete. Und wenn wir wie Jonas in den Tiefen des Meeres uns befänden, wir wären dennoch in der Höhe bei Gott, wenn wir in der Gnade beten.

Können wir denn nicht als Sünder beten? Es wäre schlimm, wenn wir es nicht könnten! Wir fühlen uns ja so oft sündhaft, wenn wir beten. Und Jesus selbst hat uns auch als Sünder beten gelehrt, wenn er uns anleitet, im Vaterunser zu sprechen: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Aber diese Bitte spricht Jesus nicht für sich aus, nur für uns allein. Er selbst betet nicht so, er nimmt nur Rücksicht auf unsere sittliche Schwäche und Gebrechlichkeit. Sein eigenes Gebet verläuft ganz anders. Ganz anders auch verläuft das Gebet Marias im

Magnifikat. Wer in der schweren Sünde betet, der betet fern von Gott; für ihn passen die Worte des Bußpsalms: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr, Herr, erhöre mein Gebet!“[4]) Wer in der läßlichen Sünde betet, der betet zwar in der Verbindung mit Gott; denn sie trennt nicht von Gott, aber er betet doch, um auch von dieser Sünde rein zu werden. In der Kirche war es Jahrhunderte hindurch üblich, sich durch reumütiges Gebet der Vaterunserbitte: „Vergib uns unsere Schuld“ von den läßlichen Sünden — man nannte sie damals „tägliche“ (peccata cotidiana) — zu reinigen.[5]) Wer aber die volle Reinheit von aller Sünde in irgendeinem Augenblicke seines Lebens erreicht hat, etwa nach einem recht andächtigen Empfang der Sakramente, der betet das Gebet der Heiligen. Und wer eine solche Reinheit dauernd zu bewahren die Kraft hat, der betet wie Maria ihr Magnifikat: in voller Einheit mit Gott.

„Er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd.“ Demut ist die Grundtugend des Christenstandes. Sie war auch jene Tugend, die Jesus durch Wort und Beispiel von sich selbst so stark und so oft hervorhob. Wie könnte es bei Maria anders sein. Sie hört, daß Elisabeth sie als „Mutter des Herrn“ begrüßt; sie weiß auch, „von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“, und dennoch bleibt sie selbst bei jenem Ehrennamen, den sie schon in der Verkündigung des Engels gewählt hat: ancilla Domini, „Magd des Herrn“. Im Verkehr mit Gott ziemt sich die Demut. Ein wahres Gebet muß von der Demut eingegeben werden. So lehrt es Jesus in der Parabel von dem betenden Pharisäer und Zöllner.[6])

Je niedriger Maria sich selbst hält, je höher erhebt sie Gott: „Denn Großes hat an mir getan, der da

mächtig und dessen Name heilig ist". Statt des einfachen Namens Gottes nennt sie ihn mit seinen vorzüglichsten Eigenschaften: Allmacht und Heiligkeit. Maria versteht es, zu beten. Ihr Gebet ist zunächst Danksagung, aber es wird sofort zur Anbetung. Sie bleibt nicht bei dem stehen, was Gott ihr erwiesen hat, sie steigt in ihren Gedanken höher hinauf, zu Gott selbst, der ihr als Inbegriff der Macht und Heiligkeit erscheint. Das sind gerade jene Eigenschaften, deren sich die Menschen erinnern sollen, wenn sie Gott anbeten wollen. Sie sollen sich vergegenwärtigen, daß Gott der ewig in sich selbst ruhende, allmächtige Herr ist, der niemandes zum Dasein und Leben benötigt, aber allem anderen alles, was es bedarf, verleiht. Dadurch wird das Gefühl der Abhängigkeit in dem Beter wach, das für die Anbetung wesentlich ist.

Maria gedenkt auch der göttlichen Heiligkeit. Schauen wir beim Gedanken an die Allmacht auf Gottes starken Arm, so blicken wir bei der Heiligkeit gleichsam in sein leuchtendes Herz. Wie von selbst fallen uns dabei seine vielen Mahnungen an uns ein, auch heilig zu sein und immer mehr es zu werden. „Seid heilig; denn ich bin heilig, ich, der Herr, euer Gott."[7]) „Geheiligt werde dein Name."[8]) „Gottes Wille ist eure Heiligung."[9]) Maria erinnert sich in Frohlocken an Gottes Heiligkeit; wir aber meinen, wir sollten uns vor ihrem Glanze scheu verbergen wie damals Adam im Paradiese. Was ist das Richtige? Wir meinen, uns zieme die Stimmung des Propheten Isaias, dem es dünkte, seine Lippen seien zu unrein, um Gottes Worte auf sie zu nehmen; darauf kommt ein Engel und reinigt sie bildlich durch eine feurige Kohle.[10]) Wenn Gott

selbst uns im Sakrament der Buße gereinigt hat, dann haben wir durch seine Gnade genügende Reinheit, uns ihm in der Anbetung zu nahen. Dann gilt auch uns das Wort: „Ihr seid mir ein heiliges Volk.“[11]) Und jenes andere: „Was Gott gereinigt hat, sollst du nicht unrein nennen!“[12]) Aber es gilt uns freilich auch die Mahnung: „Wer heilig ist, werde noch heiliger; wer gerecht ist, werde noch gerechter!“[13]) *Wir müssen dahin streben und dahin gelangen, daß es uns bei dem Gedanken an Gottes Heiligkeit wohl wird!* Daß wenigstens ein Abglanz jenes sonnigen Gefühles in uns vorhanden ist, das in dem Magnifikat der hl. Jungfrau so hell und anziehend leuchtet.

Maria weiß, daß der Mensch nicht aus sich selbst heilig sein kann. Sie selbst verdankt ihre Heiligkeit dem, „dessen Name heilig ist“. Menschliche Heiligkeit ist göttliche Gnade! Daher fährt sie fort: „Seine Barmherzigkeit währet von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten.“ Barmherzigkeit ist in der Schrift ein anderes Wort für Gnade. Wenn uns unsere Sünden Furcht vor Gott einflößen, dann nahet sich uns Gott in Erbarmung und nimmt Schuld und Furcht von uns hinweg. Und diese „Erbarmung dauert von Geschlecht zu Geschlecht“: immerdar. Wenn uns die Allmacht und Heiligkeit niederdrückt, dann hebt uns die Barmherzigkeit wieder zu sich in die Höhe und gibt uns in Christo Mut, uns Gott zu nahen. Wir haben durch Christus *Zugang* erhalten zur Gnade, sagt Paulus.[14])

Wir kommen zum *zweiten Teil*. Die eigentliche Anbetung und Danksagung hat Maria beendet, das Persönliche ist erledigt. Maria wird zur weissagenden Prophetin. Sie blickt im Geiste in die *Zukunft* und über-

sieht die kommenden Geschlechter, denen Gott in Erbarmung nahen will. Sie zerfallen vor ihrem seherischen Blicke in zwei Teile: in Hoffärtige und Niedrige. Ihre Worte klingen wie eine religiöse Variation zu den zwei Heilandsworten: „Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden." „Weh euch, die ihr satt seid; denn ihr werdet Hunger leiden."[15]) Maria ist zu demütig, als daß sie sich selbst den kommenden Geschlechtern zum Vorbild hinstellt. Aber in der Tat gestaltet sich doch ihr Gebet so, daß sie persönlich wie ein Musterbild erscheint für alle, die auf Gottes Erbarmung hoffen. Sie müssen leer sein, leer von sich selbst und dem Geschöpflichen, sonst hat das Göttliche mit seiner Fülle keinen Raum im Menschen. Gott erwartet nicht unsere Verdienste für die Erteilung seiner Gnade. Gnade ist reines Geschenk seiner Güte. Aber was er erwarten kann und wirklich fordert, das ist die Einsicht in unsere eigene Leerheit, Niedrigkeit, Nichtigkeit: „Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich."[16]) Diese Anerkennung unserer eigenen Armut ist die einzige, aber auch notwendigste Vorbedingung für die göttliche Gnade. Je größer und wahrer dieses religiöse Gefühl ist, desto reicher läßt Gott den Tau seiner Gnade auf die durstende Seele fallen. Auch hier gilt das Wort: „Ein volles, gerütteltes und geschütteltes Maß wird in ihren Schoß geschüttet werden."[17]) Wo diese Empfindung fehlt, wo die Seele satt ist an Gütern dieser Welt und voll ist von ihrem vermeintlichen eigenen Reichtum, da ist für Gott kein Platz. Um so weniger, als er nicht gewillt ist, mit irdischen Götzen sich in den Besitz des Menschen zu teilen. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir

sammelt, der zerstreuet."[18]) „Ich bin der Herr, meine Ehre gebe ich keinem anderen."[19]) Auf dieser wichtigen Wahrheit baut sich der zweite Teil des Lobgesanges der hl. Maria auf: „Er übet Macht mit seinem Arme, zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne. Die Mächtigen stürzt er vom Throne und erhöht die Niedrigen. Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern, und die Reichen läßt er leer ausgehen." Das ist in kurzen Sätzen die ganze christliche Gnadenlehre. Man könnte es auch den Einleitungsgesang zur Bergpredigt Jesu nennen.

Die Lauretanische Litanei nennt Maria sedes sapientiae; Maria ist wirklich ein „Sitz der Weisheit". Sie ist eine „Königin der Propheten"; denn sie hat einen vollen, hellen Blick getan in die Tiefen der göttlichen Wahrheit, besonders in jene, die für unser praktisches Christenleben so bedeutsam sind. Wenn wir von Maria nichts anders wüßten und kännten: das Magnifikat allein gäbe die volle Rechtfertigung für den Ehrentitel „Sitz der Weisheit". Himmlische Weisheit ist in sie von oben hineingeströmt in ihre Seele; diese ihre Seele war ein blanker, reiner Spiegel, sie strahlt sie auch wieder zurück. Wenn das Gebet das Atmen der Seele ist, dann atmet Maria vor den Menschen aus, was sie zuvor von oben eingeatmet hatte.[20])

Wie zum Beweise für ihren Gebetsglauben deutet sie im dritten Teil des Magnifikat in echt israelitischer Weise hin auf die heilige Geschichte ihres Volkes; in dieser kann man gleichsam handgreiflich die Bestätigung ihrer Worte sehen: „Er hat sich angenommen seines Knechtes Israel, war eingedenk seiner Barmherzigkeit, wie er gesprochen hat zu unseren Vätern, für Abraham und seinen Samen in Ewigkeit."

Gott hält den Seinigen die Treue. Er hat sie in der Vergangenheit gehalten, er wird es in alle Ewigkeit tun. Noch weiß Israel nicht, wie wunderbar Gott ihm sein Wort gehalten, und wie reich er seine Verheißung erfüllt hat. Noch ist Maria mit Elisabeth die einzige, die davon Kenntnis hat. Maria ist nicht nur die Mitwisserin der göttlichen Treue, sie ist selbst ein Stück ihrer Wirkung und ihres Wesensinhaltes. Jenes Protoevangelium, das Gott als einzigen Trostspruch den gefallenen Menschen für ihr hartes Exil mitgab, als er sie aus dem Paradiese vertrieb, hat jetzt ihre Erfüllung erhalten. Aber nicht nur diese allererste Weisſagung vollzieht sich jetzt: alles, was Gott durch die Propheten über der Menschen Heil vorhergesagt, steht vor seiner Verwirklichung. Maria fühlt und weiß, daß sie mit dem großen Geheimnis ihres Herzens und ihres Schoßes an der Wende der Zeit steht. Maria faßt die gesegnete Vergangenheit und die gnädige Zukunft in einer Wendung zusammen: „von Geschlecht zu Geschlecht", „von Ewigkeit zu Ewigkeit". Ihr letztes Gebetswort lautet: „bis in Ewigkeit"; ihr letzter andächtiger Blick geht in die gnadenvolle Zukunft: hier steht er stille, und dorthin erlöscht auch der Klang ihres Liedes.

Das Menschenherz kommt nicht leicht und wie von selbst in die Gebetsstimmung. Die Heilige Schrift mahnt deshalb: „Vor dem Gebete bereite deine Seele."[21]) Aber es geht dem Menschenherzen wie den Glocken: sie tönen noch nach, wenn sie ihre Bewegung bereits eingestellt haben. So auch die betende Seele Marias. Wie lange sie noch in ihrer gesammelten, andächtigen Haltung zugebracht hat, wissen wir nicht. Aber ihrer mächtigen Ergriffenheit war es schwer, langsam zu wei-

chen und den Empfindungen für die Notwendigkeiten des Lebens wieder Platz zu machen. Wie lange wird die glückselige Dämmerung der Andacht noch auf ihrem leuchtenden Antlitze liegen? Wie lange wird die ruhige Klarheit ihres reinen Blickes gleich dem Glanz der untergehenden Sonne noch gestrahlt haben? Wen Gott ganz erfaßt und erfüllt hat, den läßt er auch in seinem äußeren Leben nicht wieder los. Von Moses lesen wir, daß vom nahen Verkehr mit Jehova auf Sinai zeitlebens der Glanz auf seinem Antlitz nachzitterte.

Das ist ein stark realistisches Bild. Es soll bedeuten, daß die göttliche Wirkung, die wir im Gebete erfahren haben, nicht wieder aus unserem Leben verschwindet. Blumen, die in der Sonne wachsen, tragen ein leuchtendes Farbenkleid. Menschenseelen, die betend gern mit Gott verkehren, haben etwas von der sonnigen Ruhe der Seligen. Und in dieser Ruhe erst gewinnen sie den Standpunkt zur richtigen Beurteilung des Irdischen. Weiter: das Gebet ist Sammlung; Sammlung gibt Kraft; Kraft gibt Leben. Fühle den Puls eines Menschen und an seinem Schlag vermagst du die Stärke seines natürlichen Lebens zu bemessen. Die leibliche Gesundheit pflegt der Arzt nach der Art und Stärke des Pulsschlages zu beurteilen; der Pulsschlag unserer Seele ist unser Gebet. An unserem Gebet können wir selbst ermessen, wie stark und gesund unser geistiges Leben ist. Siehe, wie rein und mächtig, wie laut und kräftig dieses geistige Leben Mariens im Magnifikat pulsiert. Fast meint man, es sprengte Herz und Aderwerk des Geistes, so voll rauscht es daher. „Ich will, daß sie das Leben haben", spricht der Heiland im Hinblick auf die Gläubigen, „und in Fülle sollen sie es haben."[22]) Wie steht

es um die Gesundheit und Wohlfahrt unseres eigenen Seelenlebens? Das können wir nach der Art unseres Gebetes selbst beurteilen. Wessen Leben gesund ist, der lebt mit Lust und Liebe zum Leben. Und wer sich geistiger Wohlbeschaffenheit erfreut, den zieht es mit heimlicher Neigung und unsichtbarem Zuge zum Gebete. Christus flüchtet sich aus der Welt in die Einsamkeit des Gebetes. Alban Stolz spricht den tiefbedeutsamen Gedanken aus, daß wir nicht so sehr dann und wann einmal in Gebetsworten uns vor Gott aussprechen, als vielmehr in ständiger innerer Gebetsverfassung und Gebetsneigung vor Gott unser Leben hinbringen sollen. Das hat auch der Apostel Paulus gemeint, wenn er uns mahnt: „Betet ohne Unterlaß."[23]) Er will sagen: Seid immerdar zum Gebete eingestellt, so daß ihr jederzeit die lebendige Lust und Neigung dazu in euch empfindet und jederzeit zum Gebet bereitet seid. Achten wir darauf, wie beschaffen unser Herz und Gewissen ist, wenn wir beten, ob es von schwerer Sünde niedergedrückt wird — dann ist es in der Gottesferne — oder von läßlicher Sünde gehemmt und aufgehalten — dann ist es auf dem Wege zu Gott hin —, oder ob es, vom Irdischen losgelöst, in Gott aufjubelt — dann ist es in der normalen Gebetsverfassung, wie sie Maria im Magnifikat besaß, wo ihr Geist frohlockte in Gott, ihrem Heilande. In solcher Verfassung wird unser Gebet nicht mehr von Gründen des Diesseits bestimmt: die Welt liegt dann tief zu unseren Füßen mit allem, was sie verheißt und bietet; unser Gebet ist dann himmlisch und reguliert sich gleichsam von selbst nach den Gesetzen der göttlichen Liebe. Paulus[24]) sagt von einem solchen Gebete: Spiritus autem ipse postulat pro nobis. Der Heilige Geist selbst nimmt

uns unser Gebet ab und macht es zu dem seinigen, er betet in und mit uns zu Gott für uns!

Das wäre dann ein ähnliches Gebet, wie es Maria im Magnifikat betete. In der Magnifikat-Stimmung sollte jeder christliche Beter sein. Sie ist die Stimmung der betenden Kirche, besonders beim heiligen Meßopfer: Magnificat anima mea Dominum!

10. In Gott verborgen und geborgen.

„Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott." Kol. 3, 3.

Isaias, der große Prophet des Alten Bundes, nennt Gott einmal Deus absconditus, „einen verborgenen Gott".[1]) Er will sagen, daß Gott ein unerforschliches, geheimnisvolles Wesen sei, das nur im Glauben dunkel erfaßt und ahnend festgehalten werden kann. Auch für die größten Heiligen bleibt Gott ein Geheimnis, solange sie auf Erden weilen und im Stande der irdischen Pilgerschaft leben. Selbst ein hl. Paulus, der sich rühmen konnte, bis in den dritten Himmel entzückt gewesen zu sein,[2]) muß doch bekennen, daß „Stückwerk unser Erkennen" von Gott ist und „rätselhaft unser Schauen."[3]) Diesem „Jetzt" der dunklen Gottesschau im Glauben stellt Paulus in froher Hoffnung das „Dann" der hellen Gottesschau in der Seligkeit gegenüber.

Und doch soll der Christ auch schon auf Erden aus und in Gott leben. „Was droben ist, habet im Sinne, nicht das, was auf Erden ist! Denn ihr seid gestorben, euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott."[4]) Das sind tiefe und volle Worte. Paulus redet hier vom Leben des Geistes, nicht des Leibes. Das Leben des Leibes

vollzieht sich mit eiserner Notwendigkeit auf Erden, solange wir leben. Es ist weder verborgen, noch gestorben, und es hat auch das im Sinn, was auf Erden ist. Anders das religiöse Leben, das eigentliche Geistesleben. Es hat andere Quellen, andere Nahrung, andere Ziele und andere Absichten. Der religiöse Geist sucht in sich den inneren Punkt, wodurch er mit Gott zusammenhängt, der einzigen Quelle seines Lebens. Er findet diesen Punkt in seinem Glauben. Deshalb hat Paulus auch für dieses Leben das gleichwertige Wort gebraucht: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben."[5]) Auf Erden aus dem Glauben leben heißt aus Gott leben, und aus Gott leben heißt aus dem Glauben leben. Aus dem Glauben und aus Gott leben heißt aber in der Verborgenheit leben. Denn weder Gott, noch der Glaube, noch der Geist, der aus beiden lebt, sind der Welt sichtbar. Ein solchermaßen lebender Geist ist der Welt gestorben; er ist und lebt in der Welt, als wäre er nicht in ihr; er lebt in ihr nur mit dem Leibe, mit dem Geiste lebt er in einer anderen Welt, in der Welt Gottes. Aber dieses religiöse Leben in Gott wird nicht ewig in der Verborgenheit verlaufen: „Wenn Christus, euer Leben, erscheinen wird", so fügt Paulus hinzu, „dann werdet auch ihr mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit."[6]) Dereinst werden die Schleier dieses verborgenen Lebens fallen, und dann wird es vor Gott, vor uns selbst und vor der ganzen Schöpfung offenbar, wie tief, voll und reich unser Leben in Gott gegründet und gefügt war.

Wenn auf irgendeinen, dann passen diese paulinischen Worte auf Maria. Es ist längst allen aufgefallen, daß die Schriften des Neuen Testamentes, die vier Evangelien, wie auch die Briefe

der Apostel in der Schilderung des äußeren Lebens Mariens sehr sparsam und zurückhaltend sind. Die Gegner unserer Marienverehrung, die sich nichts entgehen lassen, was gegen Maria sich ausnutzen läßt, legen mit lauter Gebärde den Finger auf diesen Punkt. Wo findet man in den Evangelien, sagen sie, die, von der die katholische Kirche so viel zu sagen weiß. Nichts weiß die Schrift von der zu berichten, die dort bis zum Himmel erhoben wird.

Nun, wir haben gesehen, daß der katholische Marienglaube seine unerschütterliche Grundlage im Neuen Testamente hat, besonders in der Jugendgeschichte Jesu. Aber wahr ist es dennoch, daß die biblischen Nachrichten über Maria, wenn wir sie auf ihr ganzes Leben verteilen, dürftig und kurz ausgefallen sind. Wir wüßten gern mehr von ihrem Leben; die Liebe zu ihr legt uns tausend Fragen über sie ins Herz, die die Schrift nicht beantworten will.

Lassen wir die Hauptzüge ihres Lebens, womit wir ja seit den Tagen unseres ersten Religionsunterrichtes so wohl vertraut sind, kurz an unserem geistigen Blick vorüberziehen, und stellen wir gleichsam den äußeren Rahmen fest, in dem sich das in Gott verborgene Leben Mariens vollzog. Dieser Rahmen ist schlicht und einfach genug. Wenn wir heute das Leben eines Heiligen darstellen, dann forschen wir nach den Anfängen seines Daseins. Wir wollen die Eltern, sogar die Voreltern, kennen lernen, die Lehrer und Erzieher, alle und alles, wodurch die ersten Keime in die junge Seele des Heiligen gelegt worden sind. Wie wir bei einem Strome das Quellgebiet untersuchen, so wollen wir bei dem Heiligen den Umfang der Kräfte und Ein-

flüsse kennen lernen, die die Entwicklung seines religiösen Lebens bestimmt und gefördert haben. Wenn wir mit solchen Ansprüchen die heiligen Bücher über Maria aufschlagen, dann erleben wir eine Enttäuschung. Sie kümmern sich nicht um unsere Wißbegierde und berichten nach ihren eigenen Absichten, die sie nicht einmal aussprechen. Sie übergehen zunächst die ganze Jugendgeschichte Mariens, sie reden erst dann von ihr, als sie bereits zur „Jungfrau" sich entwickelt hat und jene Reife des Verstandes und Herzens besaß, die für die rechte Aufnahme der Verkündigung des Engels die notwendige Voraussetzung bilden konnte.

In der allerfrühesten Jugendgeschichte Jesu fallen die Nachrichten über die Mutter mit dem Kinde ziemlich reichlich aus. Nach der Rückkehr aus Ägypten aber leuchtet nur noch ein einziges Mal der geschichtliche Stern über der heiligen Familie: in dem prächtigen Bilde von Jesus im Tempel. Dann schlägt das Dunkel über allen gleichermaßen zusammen. Joseph taucht überhaupt nicht wieder daraus hervor, er wird, wie allgemein vermutet wird, in dieser Zeit gestorben sein.

Wir kommen zur zweiten, mittleren Hälfte ihres Lebens: Maria an der Seite ihres Sohnes. Wir möchten uns ein Bild entwerfen von Mutter und Sohn während dessen dreijährigen Lehramtes. Wenn wir uns die Sache so dächten, dann würden wir von den Evangelien wieder im Stich gelassen werden. Sie stellen Maria nicht an die Seite des Sohnes, sie halten sie in angemessener Entfernung und lassen sie nur bei gewissen Gelegenheiten erscheinen, die wir später näher erörtern müssen. Maria schreitet hinter dem Sohne, nicht neben ihm. Der hl. Augustin sagt: „Chri-

stus hat Vater und Mutter verlassen, um seiner Braut, der Kirche, anzuhängen."[7]) Bei der irdischen Auffassung des Reiches Gottes, die den Juden allgemein eigen war, mußte Jesus gemäß seiner entgegengesetzten, rein geistigen Auffassung davon mit aller Deutlichkeit und Kraft zu erkennen geben, daß für den Eintritt in dasselbe die fleischliche Verwandtschaft mit ihm allein und an sich nicht hinreichend sei. Für seine Mutter ergab sich daraus ein Zurücktreten hinter den Sohn, ein Sicheinstellen in die Reihe jener Frauen, die dem Herrn auf Grund ihres Glaubens, nicht ihrer Verwandtschaft, folgten. In dieser Reihe erscheint sie denn auch ein paarmal; zuletzt beim Tode Jesu.

Der letzte Teil ihres Lebens ist wieder nur einmal für uns faßbar, in dem Pfingstereignis. Maria bereitet sich mit der jungen Kirche auf den Empfang des Heiligen Geistes vor. Im Lichte des aufleuchtenden Pfingstgeistes wird sie zum letztenmal für uns auf Erden sichtbar. In diesem goldenen Scheine verläßt sie uns. Pfingsten bedeutet für uns das Abendrot ihrer irdischen Lebenstage! Nicht schöner konnte sie sich freilich von uns und von der Welt verabschieden als im Gebete um den Heiligen Geist, der die Welt zu Christus und durch Christus zu Gott führen soll!

Auch noch ein anderes ist hier hervorzuheben: Die Heilige Schrift hat so wenig Worte von Maria überliefert. Schon dem hl. Ambrosius ist diese Zurückhaltung aufgefallen: „Demütig von Herzen, ernst in jedem Wort, voll der Weisheit des Geistes, karg im Reden, aber eifrig in heiliger Lesung." „Niemals fühlte sie sich vereinsamt, mochte sie auch ganz allein sein; wie kann sie allein sein, die die heiligen Schriften in Fülle

hat und der Erzengel und Propheten zur Seite stehen."[8]) Es sind im ganzen nur vier Gelegenheiten, sagt der hl. Bernhard,[9]) wo wir Maria im Evangelium reden hören: „Zum erstenmal mit dem Engel, aber erst als dieser sie schon angesprochen hatte; zum zweitenmal mit Elisabeth, als die Stimme ihres Grußes den Johannes im Schoße seiner Mutter aufhüpfen machte und sie, gepriesen von Elisabeth, selbst noch weit mehr den Herrn zu preisen suchte; zum drittenmal zu ihrem Sohne, als dieser bereits zwölf Jahre alt war, daß nämlich sie selbst und dessen Vater ihn mit Schmerzen gesucht hätten; zum viertenmal auf der Hochzeit zum Sohne und zu den Dienern." Wir treffen sie nie in müßigen Gesprächen mit anderen. Immer sind es triftige Gründe und wichtige Anlässe, die sie zum Reden bringen. Bei der Verkündigung ist es das Verlangen um nähere Aufklärung des Wie? der himmlischen Botschaft; im Tempel ist es die berechtigte mütterliche Angst um den drohenden Verlust ihres Sohnes; im Hause der Elisabeth ist es der übernatürliche Dank ihrer beglückten Seele, und auf der Hochzeit zu Kana treibt sie natürliches Mitleid zu ihrem Sohn bittend, daß er helfen möchte. Sonst geht sie als große Schweigerin durch das Evangelium! Selbst unter dem Kreuze löst sie ihre Lippen nicht anders als zu stillen Seufzern und wortlosen Gebeten.

Die Kirche hat auf die allerseligste Jungfrau etwas frei das Evangelium von Maria und Martha angewandt. Es waren die Schwestern des Lazarus, eines Freundes des Herrn. Martha bedient den Herrn in vieler Sorge. Maria sitzt schweigend zu seinen Füßen und hört ihm zu. Jesus urteilt, daß Maria vor Martha

den besten Teil erwählt habe. Die Väter sehen in Martha die Vertreterin der geschäftigen, tätigen Frömmigkeit, in Maria die der beschaulichen, betrachtenden Liebe. So, sagt die Kirche, verlief auch das Leben jener Maria, die Jesu Mutter war. Sie mischt sich nicht in die äußeren Dinge der Kirche, noch weniger in die Dinge der Welt, sie folgt dem Sohne von fern, mehr mit ihren Gebeten und Wünschen als in eigener Person. Sie beugt sich vor der Größe seiner Aufgabe, die nicht ihre Aufgabe ist, und trägt heilige Scheu, mit unberufener Hand in sein Werk einzugreifen. Die Belehrung gleich zu Anfang seines öffentlichen Lebens auf der Hochzeit zu Kana erfüllt sie mit heiliger Ehrfurcht vor dem erhabenen Lebenswege ihres Sohnes. Sie wagt es nicht, ihn auf seinem einsamen Gange aufzuhalten oder zu stören und fügt sich in Geduld in die ihr vom Himmel zugedachte Verborgenheit.

Das war ja die gradlinige Fortsetzung des verborgenen Lebens in Nazareth. Ja, es war die entsprechende vollkommene Nachahmung des Lebens ihres Sohnes, der trotz der Öffentlichkeit, worin er sein messianisches Amt unter seinem Volke auszuüben hatte, dennoch sein verborgenes Leben mit dem Vater, seinen geistigen Verkehr mit der Gottheit in der Einsamkeit und im Gebete als die stets fließende Quelle betrachtete, woraus sein irdisches Leben immerfort gespeist und genährt wurde. Auch er beschäftigt sich niemals unnötig und nutzlos mit den Menschen und ihren Angelegenheiten,[10]) sondern so oft er ihnen die himmlischen Gaben der Wahrheit und Gnade dargeboten hat, zieht er sich von ihnen zurück. Sein Verhalten nach der Brotvermehrung in der Wüste ist wie ein Sinnbild seines ganzen Lebens. Das Volk

will ihn festhalten und in irdische Dinge verwickeln; er aber zog sich auf einen Berg zurück: „er allein", setzt der Evangelist mit Nachdruck hinzu.[11]) Seine Angehörigen machten ihm aus dieser Zurückhaltung einen Vorwurf: „Niemand, der bekannt sein will, tut etwas im Verborgenen. Wenn du solche (wunderbaren) Dinge tust, so zeige dich in der Welt!"[12]) Jesus wußte, daß er niemals weniger allein war, als wenn er beim Vater war. „Mein Vater läßt mich nicht allein."[13]) Alles dies war von stiller Vorbildlichkeit auch für Maria.

Welche Rolle hätte Maria neben ihrem Sohne in dessen öffentlichen Leben auch spielen können? Die einer Verkünderin des Evangeliums? Aber sie war ja selbst eine Tochter des Evangeliums, sein Gegenstand, die dessen Bezeugung bedurfte. Nicht einmal seine Apostel, die doch später berufsmäßig Christi Werk fortsetzen sollten, hatten neben ihm, dem Einzigen, Bedeutung. Solange er lebte, galt: Unus est magister vester. „Einer ist euer Lehrer."[14]) Ihr anderen alle seid Schüler. Das betraf auch die Stellung Mariens. Sie hatte dem Reiche Gottes auf Erden dadurch ihren größten Dienst erwiesen, daß sie der Welt den Heiland gebar. Dadurch stand sie erhaben da über Propheten und Aposteln, über Wundertätern und Märtyrern. Nachdem sie dieses Größte getan, konnte alles, was immer andere neben ihr zu tun vermochten, nur ein Geringeres sein. Deshalb lebte sie in stiller Erinnerung an die Tage ihrer Jugend, wo Gott so Großes an ihr getan hatte, verborgen vor der Welt, aber geborgen in Gott.

Schlimmer Mißverstand hat sich an dieses verborgene Leben Mariens geheftet. Man belehrt uns Katholiken, daß wir Maria in dieser Verborgenheit, in der sie

in dem Evangelium erscheint, hätten belassen sollen, statt sie zu der Königin des Himmels und Mutter der Christenheit zu erhöhen, Rollen, in denen sich ihr demütiges, bescheidenes Wesen doch gar zu schlecht ausnehme. Dieser Überweisheit sei erwidert, daß wir nach dem gleichen Maßstabe dann auch den Herrn selbst, der in der Niedrigkeit und Armut des Menschensohnes, der nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, in dieser seiner demütigen Erdenstellung belassen müßten, obschon ihn das Evangelium später bis zur rechten Hand Gottes erhöht und Paulus von ihm bezeugt, Gott habe ihn auch in der Menschengestalt erhöht bis zum Gegenstande der Anbetung für Himmel und Erde.[15]) Maria hatte einen anderen Maßstab an sich selbst gelegt. Sie wußte, daß unser jenseitiges Leben die Umkehrung des diesseitigen bedeutet: „Die Mächtigen stürzt er vom Throne und erhöht die Niedrigen."[16]) Und Paulus lebt des festen Glaubens, daß unser Leben nicht immer in der Verborgenheit Gottes verlaufen soll, sondern: „wenn Christus, euer Leben, erscheinen wird, dann werdet auch ihr mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit."[17]) Hatte ja auch der Herr stets im Evangelium betont, daß die hier Armen dort Reiche, die hier Hungernden dort Satte, die hier Erniedrigten dort Erhöhte sein werden.[18])

Maria war in Gott verborgen; deshalb war sie auch in ihm geborgen. Es gibt keine größere, stärkere Macht, die uns retten kann, als die Allmacht. Und es gibt keine lichtvollere Einsicht, die uns sicher führen kann, als die göttliche Weisheit. Und es gibt keine rührigere Bereitwilligkeit, sich unser anzunehmen, als die göttliche Güte. Und es gibt keine wärmere Entschlossenheit, uns an sich zu fesseln, als die göttliche Liebe.

Gegen diese vier Mächte vermag kein anderer Kräftebund aufzukommen. Wer von diesen vier Bundesgenossen beschützt wird, der ist wohlbehütet und sicher geborgen. Maria erfreute sich dieser göttlichen Bundesgenossenschaft in einzigem Maße. Der Engel beteuert ihr das in eindringlicher Weise: „Der Herr ist mit dir." „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade gefunden bei Gott."[19] Das war eine Versicherung für die Gegenwart. Wer aber wollte leugnen, daß es zugleich eine Weissagung für die Zukunft sein soll? Die Gnadenfäden, die Gott heute so sichtbar mit Maria anknüpft, will der Engel sagen, die wird er niemals wieder abreißen, und er wird es verhüten, daß sie jemals wieder abreißen. Maria empfängt Gottes Wohlgefallen zu dauerndem Besitz. Gott wird es mit seiner besonderen Gnade verhindern, daß sie nie durch eine Todsünde für kurze Zeit oder sogar für die Ewigkeit von ihm getrennt werde. Er wird sogar die läßliche Sünde von ihr fernzuhalten wissen. Es wäre uns ein furchtbarer, unerträglicher Gedanke, wenn Maria in ihrem Leben wie alle Sterblichen von der Gefahr einer Todsünde und damit des ewigen Unterganges bedroht gewesen sei. Nein, wenn der Herr mit ihr ist, bleibt er mit ihr und wird sie aus aller Seelennot erretten. Die Wasser der leiblichen Trübsal mögen ihr bis ans Leben steigen, die Not der Sünde wird sie nicht erreichen. Warum nicht? Gott muß dafür sorgen, und er wird dafür sorgen: seine eigene Ehre ist dabei in Gefahr.

Die Theologen nennen diese Sicherheit und Geborgenheit der Seele in Gott confirmatio in gratia, „Befestigung in der Gnade". Sie stellen dabei subtile Untersuchungen an und fragen, worin eine solche Be-

festigung in Gott eigentlich bestehe. Ob sie eine einzige sehr starke innere Gnade sei, oder ob sie die Summe aller in der Vorsehung gelegenen einzelnen Umstände ausmache; ob und wie sie sich von der Gnade der Beharrlichkeit unterscheide; wie sie sich zu der Festigkeit der Heiligen im Himmel verhalte; wie sie ihr Verhältnis zur menschlichen Freiheit finde. Wir kümmern uns hier um diese feinen Dinge nicht, weil Gott uns darüber nichts geoffenbart hat. Uns genügt die tröstliche Wahrheit, daß Gott seine heilige Mutter, die allerseligste Jungfrau, vor jeder sündlichen Gefahr und Not errettet hat. Uns will bedünken, daß Gott gerade deshalb sie ein in sich verborgenes Leben führte, damit er es um so sicherer in sich verwahrte und behütete. Denn niemand ist besser geborgen, als wer verborgen ist in Gott.

„Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott." Wir haben gesehen, daß dies paulinische Wort für Maria eine besondere Bedeutung hat. Ihr Leben rauscht in mächtigen religiösen Tiefen; es spielt sich nicht auf irdischen Oberflächen ab. Das stößt den Weltmenschen, der nur im Diesseits lebt. Er versteht solche Zurückhaltung nicht. Er will seinen Namen in die Geschichtsbücher der Menschheit eingraben. Und wer nicht groß genug ist, in sie aufgeschrieben zu werden, dessen Leben scheint ihnen ehrlos, ruhmlos und wertlos zu sein.[20]) Selbst die Jünger wären dieser Auffassung beinahe erlegen, wenn Jesus sie nicht energisch davor gewarnt hätte. Sie kommen hochgemutet und selbstbewußt von ihrer Probesendung zu ihm zurück und berichten von ihren Großtaten: „Herr, auch die bösen Geister sind uns untertan in deinem Namen." Jesus belehrt sie: „Doch nicht darüber freuet euch, daß euch die Geister unterworfen

sind, freuet euch vielmehr, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind."[21]) Hüten wir uns, das Leben des Menschen oder gar unser eigenes Leben nach seiner Wirksamkeit auf dieser Welt einzuschätzen! Nicht einmal die äußere Stellung im Reiche Gottes, etwa als Papst, Bischof, Priester ist entscheidend. Sagt doch selbst ein Augustin, der so tiefe Furchen in Gottes Weinberg zog: Bischof bin ich nur für andere, aber Christ bin ich für mich selbst! Er will sagen: vor Gott gilt nur unsere religiöse Persönlichkeit, nicht die amtliche. Hier gilt Jesu Wort: „Viele aber, die Erste sind, werden Letzte sein, und Letzte werden Erste sein."[22]) Wahres, eigentliches Leben ist Leben in Gott. Jedes nicht in Gott verlebte Leben zerrinnt zuletzt zur Nichtigkeit, und wenn es auch mit seinen irdischen Wellenschlägen bis an die Gestade aller fünf Erdteile schlüge.

11. Im Glauben selig.

„Selig bist du, weil du geglaubt hast."
Lk. 2, 45.

„Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen!" sagt Paulus. Verneinende Urteile haben eine stärkere Wirkung als bejahende. Also dürfen wir aus diesem Paulusworte schließen, daß wirklich niemals ein Mensch das Wohlgefallen Gottes besaß, es sei denn, daß er im Glauben sich dessen würdig machte. Nur einer schritt über diese Erde, dem Gott das Zeugnis seines Wohlgefallens ausstellte, ohne daß er glaubte: Jesus empfing diese Bestätigung im Jordan, obschon er nicht glaubte. Aber wir wissen auch, wie diese einzige Ausnahme begründet ist. Der Sohn Gottes, der in Ewigkeit beim Vater war,

wie der hl. Johannes sagt, schaute das, was er anderen zu glauben verkündete. Bei ihm stand das Wissen an der Stelle unseres Glaubens. „Niemand hat Gott je gesehen, aber der eingeborene Sohn, der in dem Schoße des Vaters ist, der hat es kundgetan.“[1]) Und der Sohn Gottes sagt selbst von sich in gar feierlichem Tone zu Nikodemus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wir reden, was wir wissen, und wir bezeugen, was wir gesehen haben.“[2]) Sonst aber kennt die Heilige Schrift niemand, den Gott von dem Gesetze des Glaubens ausgenommen hätte. Vielmehr berichtet sie von den höchsten Gottesmännern, daß sie trotz aller empfangenen Offenbarungen die Stufe des Glaubens während ihres Erdenwandels nicht zu überschreiten vermochten, mochten sie sich auch noch so sehr sehnen, daß ihr Glaube, wenn auch nur für flüchtige Momente, im Schauen aufgehoben werde. „Herr, zeige mir dein Angesicht!“ fleht Moses auf Sinai zu Jehova im Wolkendunkel. Aber er erhält eine abweisende Antwort: „Du vermagst nicht zu sehen mein Angesicht; denn nicht sieht mich ein Mensch im Leben.“[3]) Moses wird auf die Stufe des Glaubens zurückgewiesen; sie ist die für die irdische Pilgerschaft allen von Gott verordnete Lebensbedingung. Das wiederholt auch der Heiland, als der Apostel Philippus einmal in einer starken religiösen Erregung zu ihm spricht: „Herr, zeige uns den Vater, dann haben wir genug!“ Er erhält die Zurechtweisung: „Philippus, wer mich gesehen hat, der hat auch den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeige uns den Vater? Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir?“[4]) Also wieder Zurückverweisung auf die Stufe des Glaubens. Paulus

kann sich des Glückes und des Vorzuges nicht weniger „Offenbarungen“ rühmen; er darf hinweisen auf Verzückungen, die ihn bis in den dritten Himmel entrückten. Aber er fand sich immer doch zuletzt auf der nackten Erde des Glaubens wieder: „Gott wohnt in unnahbarem Lichte.“[5]) Nicht der Genuß der Anschauung, sondern die Sehnsucht, die das Dunkel durchbrechen und Gott um einen einzigen Strahl seines leuchtenden Antlitzes anflehen möchte, macht das Wesen des religiösen Menschen aus, solange er auf Erden weilt. Sie machte auch das religiöse Wesen der allerseligsten Jungfrau aus.

Maria wandelte ihre irdische Pilgerbahn im Dunkel des Glaubens, nicht im Lichte des Schauens. Es ist für die Beurteilung ihres Lebens und Wandels von größter Bedeutung, daß wir wissen, daß auch jene, die wir mit Recht als die Mutter Gottes preisen, trotz ihrer erhabenen Stellung an ihren Gott glauben mußte, wie alle, die zu ihm kommen wollen und ihn suchen. „Wer zu Gott hinstrebt, der muß glauben, daß er ist, und daß er denen, die ihn suchen, ein Vergelter ist.“[6])

Was ist denn der Glaube und was heißt glauben? Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wollte man alles zusammentragen, was schon allein die Heilige Schrift über den Glauben aussagt. Heben wir nur eine einzige belehrende Stelle daraus hervor: die Beschreibung, die Paulus im Hebräerbriefe[7]) davon gibt. Er sagt: „Der Glaube ist die feste Zuversicht auf das, was man hofft; eine feste Überzeugung von dem, was man nicht sieht.“ Glauben heißt harren auf das, was man nicht sieht, im Vertrauen, es zu erhalten, weil es uns verheißen ist. Glauben heißt zunächst das Wort,

die Verheißung für die Sache selber nehmen und fest darauf bauen, als hätte man sie schon. Das Wort des Verheißenden tritt als Bürgschaft und Pfand für das Verheißene ein. Ist denn ein solches Verhalten nicht leichtsinnig und abergläubisch? Nur dann nicht, wenn wir uns dabei auf den stützen, der die Wahrheit selber ist. Sonst freilich würde ein Glauben und Hoffen grundlos und nichtig sein. Denn kein Mensch und selbst nicht einmal ein Engel vermag uns davon sichere Mitteilung zu machen, was in der dunklen Zukunft ruht, und das zu verbürgen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat.[8]) Glauben im religiösen Sinne des Wortes vermag der Mensch niemand als Gott allein zu schenken. Schon deshalb nur ihm allein, weil nur er zu verleihen vermag, auf was wir glaubend hoffen und an was wir hoffend glauben. *Gott selbst und er allein ist der letzte Grund und auch der höchste Gegenstand unseres Glaubens.* Wir werden den Glauben der hl. Gottesmutter besser und tiefer verstehen, wenn wir ihn zu erfassen suchen erstens in seiner allgemeinen christlichen *Wirklichkeit*, zweitens in seiner besonderen *Vollkommenheit*.

Daß Marias Leben und Frömmigkeit wirklich auf Glauben beruhte und nicht wie bei dem Gottmenschen auf Schauen, spricht das Evangelium gleich am Anfange ihres Auftretens so deutlich aus, daß darüber gar kein Zweifel obwalten kann. Elisabeth, erfüllt vom Heiligen Geiste, verkündet es gleich einem Dogma: „Selig bist du, daß du geglaubt hast. Denn was dir vom Herrn gesagt ist, wird in Erfüllung gehen!“[9]) Über dem Eingangstor ihres Lebens im Reiche Gottes steht also der Stern des Glaubens. Er wird ihr voranleuchten als Licht während

der ganzen Lebensreise. Und zwar ist es der Glaube, wie er soeben an der Hand des Hebräerbriefes beschrieben wurde. Es ist der Glaube an Gott, den Unsichtbaren und Allwahrhaftigen. Zwar hat Gott nicht selbst mit ihr gesprochen, sondern nur sein geschöpflicher Stellvertreter: der Engel. Aber Maria wie Elisabeth wissen es gar zu gut, daß aller religiöser Glaube zuletzt auf Gott sich gründen muß und nicht auf ein Geschöpf, und sei es auch einer der höchsten Engel Gottes. Der Engel ist bloß der Bote seiner Offenbarung; hat er seine Botschaft entrichtet, dann scheidet er völlig aus. Er stellt nur die geistige Verbindung her zwischen der Seele und Gott, alles andere vollzieht sich dann zwischen beiden allein. So hoch steht Würde und Wesen des christlichen Glaubens! Deshalb spricht Elisabeth auch: was dir vom Herrn gesagt ist, wird sich erfüllen und nicht, was dir vom Engel gesagt ist. Sie erkennt im Heiligen Geiste das rechte Wesen des Glaubens. Eine äußere Engelerscheinung, die mit den Sinnen wahrgenommen wird, kann den Glauben nicht erzeugen. Die äußere Erscheinung könnte ja Selbsttäuschung und Sinnesirrtum sein. Ja, sie könnte noch schlimmere Ursachen haben. Meint doch der hl. Paulus einmal, daß „der Teufel (bisweilen) selbst die Gestalt eines Engels des Lichtes annimmt."[10]) Deshalb sagt der hl. Thomas von Aquin, daß zu der äußeren Erscheinung, in der sich Gott offenbart, notwendig eine innere Erleuchtung, das sog. „prophetische Licht" (lumen propheticum) hinzukommen müsse, wenn der Glaube sein volles, tiefes Fundament empfangen soll. Die Autorität Gottes selbst muß ihn tragen, jede andere Autorität ist dazu zu schwach und gebrechlich. Deshalb wird auch jeder Glaubensakt

sofort zur Anbetung Gottes, zur Anerkennung seiner wesenhaften Wahrheit und heiligen Wahrhaftigkeit. Absolute Wahrheit in sich selbst, vollkommene Wahrhaftigkeit gegen uns: das sind die zwei tragenden Wurzeln jedes Glaubensaktes, auch des Glaubens der allerseligsten Jungfrau.

Marias Glaube war echtester neutestamentlicher oder christlicher Glaube. Deshalb wird ihm auch die Seligkeit zugesprochen: „Glückselig bist du, weil du geglaubt hast." Wir hören wiederholt auch aus dem Munde Jesu, daß dem Glauben die Seligkeit verheißen wird. Der hl. Jungfrau steht eine doppelte Seligkeit in Aussicht: eine nähere, besondere, und eine entferntere, allgemeine. Die nächste ist die Erfüllung dessen, was Gott ihr geoffenbart und woran sie geglaubt hat. Sie wird wirklich Gottesmutter werden und deshalb die Seligpreisung aller zukünftigen Geschlechter der Christenheit erfahren. Maria selbst ist in ihrem Glauben gewiß, daß der Tag dieser Seligkeit bereits angebrochen ist. „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." Aber sie ist im Glauben auch jener anderen allgemeinen Seligkeit gewiß, die die Folge dieser ersten sein wird: für sie, wie für alle, die mit ihr glauben werden. Und diese zweite Seligkeit wird sich ihr wie allen anderen erst eröffnen, wenn die Zeit des Glaubens abgelaufen sein wird und das Morgenrot des lichten Tages des Schauens anbricht. Die erste Seligkeit ist die Bürgschaft und Vorwegnahme der letzten. Die erste ist eine Seligkeit des Glaubens, die zweite eine Seligkeit des Schauens. Die erste ist eine Seligkeit in Tränen, die zweite eine Seligkeit in Frohlocken. Die erste ist eine Seligkeit der Entsagung, die andere eine Seligkeit des Genusses.

Maria besaß und übte den wirklichen und wesentlichen Christenglauben auch in bezug auf den Inhalt und Gegenstand ihres Glaubens. Er umfaßte die beiden Zentralwahrheiten des Christentums, woraus sich alles andere wie aus zwei Urkeimen entwickeln sollte: das Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit und das der Menschwerdung. Beide Geheimnisse waren der hl. Jungfrau als Tochter des Alten Bundes fremd geblieben. Sie wurden deshalb der doppelte Gegenstand der Verkündigung des Engels wie auch der inneren Erleuchtung des Heiligen Geistes. Die heilige Dreifaltigkeit war dem Alten Testamente noch vorenthalten. Gott ladet nie zuviel der Glaubenslast auf die menschlichen Schultern. Inmitten einer von Aberglauben und Vielgötterei durchseuchten Heidenwelt lebend, sollte Israel zunächst zum reinen Monotheismus erzogen und für eine geläuterte Gottesvorstellung herangebildet werden. Israel glaubte an Jehova, der Himmel und Erde erschaffen hat und die Geschicke des Menschengeschlechtes lenkt, vor allem die Geschicke seines auserwählten Volkes. Daß dieser Gott in dreipersönlicher Weise existiert und sich als solcher in der messianischen Zeit offenbaren will, davon wußte Israel so wenig als andere Kulturvölker der damaligen Zeit. Davon konnte somit auch Maria in ihrem jüdischen Vorleben nichts erfahren haben. Jetzt aber, wo die Fülle der Zeit anbrechen sollte, da mußte auch die Fülle der Gottesoffenbarung beginnen. Diese eröffnet ihr der Engel in der Verkündigung. Nicht undeutlich treten die drei allerheiligsten Personen in ihr hervor. Zunächst „Gott der Herr", „der Allerhöchste", auch einfach „Gott" genannt; dann „der Sohn", den sie gebären soll, der zu-

gleich „Sohn Gottes“ genannt wird; zuletzt „der Heilige Geist“, „die Kraft des Allerhöchsten“. Alle drei werden bei dem ihr angekündigten Geheimnis in Wirksamkeit treten. Von allen dreien wird sie selbst diese Wirksamkeit an sich erfahren. Wenn wir, wie üblich, die innere wesenhafte Dreifaltigkeit unterscheiden von ihrer äußerlich in unsere Erfahrung tretende, dann ist also die letztere vom Engel verkündet, nicht die erstere. Der dreieinige Gott, wie er nach außen in der Offenbarung auftreten wird, wird ihr kundgetan. Daraus mag Maria im Lichte des Heiligen Geistes, der über sie kommt, den Schluß machen auf das allen undurchdringliche Geheimnis, daß dieser dreifach nach außen hervortretende Gott auch *in sich*, in seinem uns verborgenen innerlichen *Wesen*, trotz dessen Einheit als dreipersönlicher existiert. Maria muß in diesem Punkte den Weg wandeln, den wir alle von Gott geführt werden: Wir erfahren und hören zunächst von der Offenbarungstrinität, dann dringen wir ahnend und tastend aufwärts zum Dunkel der immanenten Trinität selbst. Die erstere ist leichter zu verstehen als die letztere. Freilich ist sie auch leichter mißzuverstehen; denn man könnte sie als drei getrennte Gottheiten auffassen, als wenn die drei Personen *nebeneinander* ständen, ähnlich wie drei menschliche Personen. Im Alten Bunde leuchtet das Licht des Vaters; im Neuen tritt zunächst das seines Sohnes hinzu, und zuletzt beginnt auch die Fackel des Heiligen Geistes zu leuchten. Maria als besonders Gnadenvolle empfängt sofort und auf einmal die ganze Fülle der trinitarischen Gottesoffenbarung. Es mußte plötzlich wunderbar helle werden in der gläubigen Seele der Tochter Israels, als sie dieses Licht in ihrem Innern ausgebreitet sah. Wun-

derbar helle, wie an jenem ersten Schöpfungstage, als Gott in die Dunkelheit hinausrief: „Es werde Licht!“

Dieses trinitarische Licht war freilich auch notwendig, wenn die allerseligste Jungfrau verstehen sollte, was Gott mit ihr selbst plante. Wenn sie Mutter des Sohnes Gottes werden sollte, dann mußte sie auch wissen oder doch im Glauben überzeugt werden, daß Gott einen Sohn besitzt. Weder aus sich selbst noch aus dem Alten Testamente konnte sie diese Wahrheit gewinnen. Ein wie unerschwingliches und undurchdringliches Geheimnis diese göttliche Sohnschaft an sich ist, das hat ihr Sohn später selbst einmal in ganz feierlicher Weise ausgesprochen, indem er spricht: „Den Sohn kennt niemand als der Vater, und den Vater kennt niemand als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.“[11]) Das Verhältnis von Vater und Sohn, von Sohn und Vater ist so geheimnisvoll, wurzelt so sehr in dem Wesen von Vater und Sohn selbst, daß es von niemand „erkannt“ werden kann, es kann von ihnen selbst der Menschheit nur „offenbart“, mitgeteilt werden und muß dann im Glauben, wie jede übernatürliche Offenbarung, festgehalten werden.

Maria gehörte zu den ersten, nein, sie war die allererste, der diese Vaterschaft und Sohnschaft von Gott selbst durch seinen Engel eröffnet wurde. Und ähnlich war es mit dem Geheimnis des Heiligen Geistes bestellt. Nicht nur die Juden, nein, sogar die Jünger des Johannes des Täufers, die doch durch ihren Meister so nahe an die Grenze des Reiches Gottes geführt worden waren, bekannten noch später, zur Zeit, wo die junge Kirche Christi sich bereits mächtiger zu regen und zu entwickeln begann, daß sie so wenig im Heiligen Geiste ge-

tauft worden seien, daß sie nicht einmal wußten, ob es einen Heiligen Geist überhaupt gebe.[12]) Maria aber mußte es wissen, daß es einen Heiligen Geist gibt, und daß er überall dort seine vermittelnde Tätigkeit entfaltet, wo es gilt, die zwischen Gott und der Menschheit durch die Sünde abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Wo Gott Liebe erweiset, da tut er es durch seinen Heiligen Geist. Er ist in der Gottheit selbst der Geist der Liebe, weil das einigende Band zwischen Vater und Sohn. Deshalb ist er es auch auf Erden. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes aber ist der höchste Erweis der Liebe Gottes zu uns Menschen.[13]) Daher tritt bei ihr der Heilige Geist als Vertreter der heiligen Dreifaltigkeit auf. Er, die persönliche Liebe, knüpft das Band der Liebe zwischen dem Sohne Gottes und der Menschennatur jenes Kindes, dem Maria das irdische Leben geben soll. Mit der Kraft des Allerhöchsten werden beide vereint, vereint so fest, daß keine andere Macht sie jemals wieder trennen wird, vereint auf ewige Zeiten.

Das alles sind Gedanken und Wahrheiten, wie sie einzig im Lichte des Neuen Bundes leuchten und sichtbar sind. Wenn wir einerseits sehen, wie sie später dem jüdischen Volke trotz seiner gewiß nicht unbedeutenden religiösen Tradition so schwer zugänglich sind, wie sie selbst bei den Jüngern und Aposteln auf ein so langsames Verständnis stoßen, und wenn wir daneben andererseits die Ruhe, Entschiedenheit, Gelassenheit und Ergebenheit der hl. Jungfrau diesen Wahrheiten gegenüber beobachten, dann müssen wir anerkennen, daß ihre Glaubenskraft und Glaubensbereitwilligkeit eine einzige, musterhafte, vollkommene war. Sie verdient die Seligpreisung der Elisabeth: beata quae credidisti! Sie ver-

dient den Ehrentitel: Mater credentium, den ihr Alfons von Liguori gab: Mutter der Glaubenden!

Den großen Kirchenvätern der alten Zeit ist die geistige Größe, die Maria in ihrem Glauben offenbarte, sehr stark zum Bewußtsein gekommen; mehr als späteren Zeiten, wo man in einem gewissen frommen Überschwang und Übereifer geneigt war, der hl. Jungfrau eine Lichtfülle zuzuschreiben, die mit einem Glauben, wie das Christentum ihn als Grundlage kennt, kaum mehr etwas zu tun hat. Die ganze Parallele zwischen Eva und Maria, die bei Justin um 150 anhebt, ist aufgebaut auf dem Zweifel dort und dem Glaubensgehorsam hier. Die Väter werden nicht müde, diesen Glauben zu erheben und ihn sogar als Ursache unserer Erlösung zu feiern. Daß aber der Glaube Mariens nicht bloß in der Verkündigung, wo wir ihn zunächst antreffen und wirksam finden, so markant hervortritt, sondern das Charakteristikum ihres ganzen Lebens bildet, wird in einer gleich folgenden Erwägung auseinanderzusetzen sein.

Hier soll nur zum Schluß die Vorbildlichkeit des Marienglaubens für uns alle noch kurz betont werden. Mater credentium, nennt sie der hl. Alfons von Liguori: Maria ist Mutter, weil Muster aller Glaubenden. Alle, die glauben wollen und glauben müssen, sollen dabei verfahren wie sie. Es sind dieselben Geheimnisse, die uns und sie zum Glauben auffordern. Größere, schwerere Lasten als ihr Glaube hat auch der unsrige nicht zu tragen. Der Bote Gottes verweist auf die göttliche Allmacht, der kein Ding unmöglich ist. Damit bescheidet sich Maria. Sie fragt nach keinen weiteren Gründen, wo der höchste und wichtigste ihr

genannt ist. So soll auch unser Glaube beschaffen sein. Er soll immer und überall auf die Autorität Gottes zurückgehen. Ohne diese feste Stütze ist er kein wahrer Glaube. Wir glauben in religiösen Dingen niemand als Gott selbst. Wir glauben zwar auch der Kirche Gottes. Aber wir glauben, was sie uns zu glauben vorstellt, aber nicht, weil sie es uns zu glauben vorstellt, sondern weil es Gott durch sie uns zu glauben befiehlt. So glaubte auch Maria, was der Engel, der die Kirche bei ihr vertrat, ihr verkündete, aber sie glaubte, weil es eben Gott war, der durch den Engel zu ihr sprach und den Glauben forderte. Diesen Glauben, den wir bei Maria finden, beschreibt die Kirche auf dem Vatikanischen Konzil (1870) folgendermaßen: „Die katholische Kirche lehrt, daß dieser Glaube, der der Anfang des menschlichen Heiles ist, eine übernatürliche Tugend ist, durch die wir unter Eingebung und Beihilfe der Gnade Gottes das von ihm Geoffenbarte als Wahrheit glauben, nicht wegen der inneren, mit dem natürlichen Lichte der Vernunft durchschauten Wahrheit des Inhaltes, sondern wegen der Autorität des sich offenbarenden Gottes, der nicht getäuscht werden und nicht täuschen kann.“[14])

Dieser Glaube ist also vor allem eine Gnade Gottes. Gott selbst muß in unserer Seele die Überzeugung von seiner Autorität bewirken und von der Wahrheit dessen, woran wir glauben müssen. Vor allem muß er den Willen mit seiner übernatürlichen Kraft erfüllen und stark machen, daß er auch dort gehorsam und gern die Unterwerfung unter Gottes Offenbarung übt, wo der Verstand ihm von undurchdringlichen Geheimnissen redet. Eine gewisse Aufklärung gab der Engel, als Maria

nach dem Wie? des Glaubensgegenstandes der Menschwerdung fragte. Eine gewisse Erklärung und Erläuterung vermag uns auch die Kirche zu geben; aber diese wird nie zur Aufhebung des Dunkels; das Geheimnis bleibt und will geglaubt werden. Für uns wie für Maria. Aber zuletzt soll auch von uns unser Engel scheiden mit der Botschaft, wie sie Gabriel von Maria dem Himmel bringen konnte: Die Seele hat sich unterworfen, sie will nichts sein als eine Magd des Herrn: ancilla Domini!

12. Im Glauben geprüft.

„Es soll euer Glaube in seiner Bewährung viel köstlicher als das durch Feuer erprobte Gold erfunden werden." Petr. 1, 7.

Wer von Glaubensprüfung hört, kann das zweifach verstehen. Er kann an die Proben denken, die der Glaube im Leben des Gläubigen zu bestehen hat. Ein oft genanntes und leicht zu begreifendes Beispiel hierfür ist der Glaube Abrahams. Seine ganze irdische Pilgerschaft ist eine Reihe von Glaubensproben, deren schwerste er auf der Höhe jenes Berges bestand, wo er Gott das Opfer seines Sohnes bringen sollte. Man kann aber bei dem Ausdruck Glaubensprüfung auch an die Schwierigkeit denken, die das Glauben an und für sich macht, selbst dann, wenn das Leben ziemlich glatt dahinläuft. Von dieser Art waren beispielsweise die Glaubensprüfungen der Apostel angesichts der Auferstehung des Herrn. Thomas will Christi Auferstehung nicht annehmen, bis er den Herrn nicht nur gesehen, sondern sogar angerührt hat. Der Auferstandene fügt sich der Forderung des ungläubigen Jüngers, nicht weil er sie

anerkennt, sondern weil sein Glaube noch so gebrechlich ist, daß er an seiner Kraftlosigkeit sterben könnte. Der Herr verfährt mit Thomas wie der Arzt mit einem Kranken; er sucht mit den äußersten Mitteln den Kranken über seine Krisis hinwegzubringen. Daß der Kranke am Leben bleibe, darauf allein kommt es für den Augenblick an; wird das nicht erreicht, dann ist er verloren. So auch Thomas; wird er vom Herrn nicht durch ein besonders zuträgliches Mittel über die augenblickliche Glaubensohnmacht hinweggebracht, dann ist er für ihn verloren, verloren wie Judas für ihn verloren war.

Jedes Menschen Glaube muß in dem Kreuzfeuer dieser Doppelprüfung erprobt werden. Dann in dem des inneren Seelenkampfes, dann in dem des äußeren Lebenskampfes. Ein Glaube, der prüfungslos bleibt, ungeprüft Glaube bleibt, ist unmöglich. So unmöglich wie ein Leben, das sich nicht im Kampfe durchsetzt. Glaube fordert begrifflich die Versuchung, sonst ist er Schauen. Der Heiland aber hat den Kanon aufgestellt: „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“[1]) Der seligmachende Glaube muß auf das Schauen *verzichten*, sonst macht er nicht selig, weil er kein Glaube ist. Oder wie der hl. Gregor der Große sagt: „Der Glaube ist verdienstlos, wenn er sich auf die Bestätigung der Vernunft verläßt.“[2])

Daß auch der *Glaube Mariens* seine Prüfung in dem vorhin angedeuteten doppelten Sinne zu bestehen hatte, ist nach dem Gesagten von selbst einleuchtend. Das Leben legte ihrem Glauben schwere Lasten auf — und davon soll später eigens die Rede sein —, aber auch der Glaube an und für sich als ein Gott jederzeit darzubringendes Opfer des Verstandes wurde ihr durch die

göttliche Fügung schwer gemacht, und auf diesen Punkt soll an diesem Orte besonders eingegangen werden. Wir denken hier an die geheimnisvolle Art, wie Gott den Glauben der allerseligsten Jungfrau auf die Probe stellt, indem er diese Prüfung gerade von dem ihr zuschickt, von dem sie sie am allerwenigsten erwarten sollte: von ihrem Sohne! Was wir darüber ausführen möchten, wollen wir in einem kurzen Satze an die Spitze der Ausführungen stellen: Der Vater prüft den Sohn im Leidensgehorsam, und der Sohn prüft die Mutter im Glaubensgehorsam. Für beide erwächst aus dieser besonderen Art der Prüfung die Pflicht eines besonderen Heroismus, einer höchsten, rückhaltlosen Hingabe an Gott, beim Sohn im Leiden, bei der Mutter im Glauben. Wir haben es hier mit der Mutter allein zu tun; der Hinweis auf den Sohn soll schon im voraus einiges Licht geben für den Weg, auf dem wir die hl. Jungfrau jetzt zu begleiten uns anschicken. Wir wollen das eigentümliche, wir dürfen sagen das befremdlich zurückhaltende, ja kühle Benehmen des Sohnes gegen die Mutter, wovon die Evangelien durchgängig Zeugnis ablegen, zu verstehen suchen. Es ist dieses angedeutete Verhalten eine klare Tatsache, die noch allen objektiv Empfindenden, zumal allen Kirchenvätern, zum Bewußtsein gekommen ist. Es ist ferner keine Tatsache des Zufalls; denn sie kehrt zu bestimmt und eindeutig wieder bei jeder Begegnung von Mutter und Sohn. Und sie ist eine Tatsache höherer, übernatürlicher Fügung, nicht natürlicher Empfindung oder gleichgültiger Stimmung. Sie kann nicht anders begriffen werden als mandatum Patris, „Auftrag Got-

tes". Denn der Sohn bekennt es mehr als einmal: „Ich tue immerdar, was dem Vater wohlgefällig ist."[3]) Auch die Zurückhaltung, die er überall der Mutter gegenüber beobachtete, fällt in den Rahmen dieses göttlichen Wohlgefallens. Wenn irgendwo, dann ist im Leben des Gottmenschen alles und jedes nach Maß, Zahl und Gewicht von der Vorsehung vorhergeordnet. Wir wollen nunmehr Mutter und Sohn auf ihrem Wege durch das Evangelium begleiten und beobachten. Und wir werden sehen, daß der Sohn zwar nicht etwa die Gelegenheiten suchte und herbeiführte in der Absicht, seine Mutter zu prüfen, daß aber die erhabene Höhenlage seines Erlöserweges von selbst es mit sich brachte, daß sich die Begegnung beider jedesmal zu einer Prüfung der Mutter durch den Sohn gestaltete.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel ist uns allen nach der Erzählung des Lukasevangeliums[4]) bekannt. Die Theologen heben hier mit Nachdruck hervor, daß Jesus schon in seiner frühesten Jugend ein klares Bewußtsein seiner Gottessohnschaft besaß und davon bei dieser Gelegenheit im Tempel erstmalig ein bestimmtes Bekenntnis ablegte. Ort, Zeit und Umstände bildeten dafür einen denkwürdigen Hintergrund. Auf die angstvolle Frage der Mutter: „Kind, warum hast du uns dies getan?" antwortet der Sohn im Tone ernster Feierlichkeit, aber auch eines bestimmten leisen Tadels: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr es denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Es liegt klar zutage, daß hier die Gedankenwege von Mutter und Sohn auseinandergehen. Es sind echte, wahre mütterliche Empfindungen, durch die Maria zum Suchen angetrieben wird. Und es sind echte, wahre

kindliche Empfindungen, durch die der Sohn zum Verbleiben im Tempel sich gedrungen fühlt. Hier steht Empfindung gegen Empfindung. Welche wird die Oberhand behalten? Diejenige, welche das größte Schwergewicht, den bleibendsten Wert hat. Die Mutter läßt sich durch natürliche Gefühle leiten, der Sohn durch übernatürliche. Natur und Übernatur gehen aber oft nicht nur auseinander, sondern auch bis zu einem gewissen Grade gegeneinander. So auch hier. Lukas drückt das so aus, daß er sagt: „Doch sie verstanden nicht das Wort, das er zu ihnen redete." Was denn verstanden sie nicht? Offenbar das nicht, daß ihre Wege nicht seine Wege und ihre Gedanken nicht seine Gedanken seien.[5]) Sie verstanden es nicht, daß der Vater, in dessen Haft und Pflicht er sich fühlt, so sehr Hand auf ihn und sein Leben gelegt hat, daß für Rücksichten auf die irdischen Eltern kaum Gelegenheiten und Möglichkeiten übrig bleiben. Unverstanden von den Eltern ging Jesus aus dem Tempel nach Hause. Für Maria war das Ereignis zu einer neuen Offenbarung geworden. Besser zur Einleitung von Offenbarungen gleicher Art, die sich später, wenn der Sohn sein Erlöseramt antreten muß, zu einer ununterbrochenen Reihe zusammenschließen werden. Maria fühlte die Tiefe der ersten Belehrung, wenngleich sie vorläufig nicht bis auf deren Grund sah: „Seine Mutter bewahrte alle diese Dinge in ihrem Herzen." Die mittelalterlichen Marienmaler lassen seit Giotto, der in der berühmten Franziskuskirche in Assisi diese biblische Szene darstellte, die Mutter in verehrungsvoller Haltung die Hände falten als Zeichen der Bewunderung, aber auch der *Ergebenheit* in die nicht ganz verstandenen Worte des Kindes.

Es war vorauszusehen, daß die Gegner unserer Marienverehrung auf das zwischen Sohn und Mutter obwaltende Mißverständnis ihren Finger legen würden, es für ihre Zwecke auszunutzen. Maria versteht den Sohn nicht, so entgegnet man uns, weil sie keine Vorstellung und keinen Begriff von seinem göttlichen Sohnesverhältnisse hat. Aber grade nach dem Lukasevangelium, das uns die Jugendgeschichte Jesu so eingehend schildert, steht es fest, daß Maria vom Himmel her in diese Sohnschaft eingeweiht war. „Es ist unmöglich", so schreibt der gelehrte katholische Bibelforscher Maldonat, „daß Maria und Joseph nach den Enthüllungen der Engel, der Hirten, der Weisen, von Simeon und Anna noch sollten in Unwissenheit über jenes Wort gewesen sein, womit er Gott als seinen Vater bezeichnete." Auch nicht darüber, so können wir hinzufügen, waren sie im Unklaren, daß der Sohn als Erlöser in die Welt gekommen war; denn der Engel hatte zu Joseph gesprochen: „Du sollst seinen Namen Jesus (Hilfe des Herrn) nennen; denn er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden."[6]) Nicht die Tatsache der Erlösung war ihnen also unbekannt, aber um so mehr die Weise. Daß diese sich so vollziehen würde, wie sie wirklich geschah, das konnten die Eltern auch nicht einmal ahnen. Daß es aber in einer sehr ernsten und ganz gottergebenen Art geschehen müsse und würde — der Sohn muß nun einmal in dem sein, was seines Vaters ist —, das deutet er wenigstens an. Und daß es der Sohn selbst, nicht etwa ein Engel oder ein Prophet sein muß, der der Mutter jene Belehrung gibt, darin liegt für den Glauben der Mutter eine besonders herbe Prüfung. Es geht hier offenbar die Übernatur des Sohnes gegen die Natur der Mutter!

„Ich muß in dem sein, was meines Vaters ist.“ Ich muß den Auftrag und die Sache meines Vaters erfüllen. Das war gleichsam das allgemeine Programm, das Jesus aufstellte für seine zukünftige Messiastätigkeit. Die messianischen *Einzelbilder* des Programms werden sich der Mutter dann enthüllen, wenn die Zeit für jedes derselben gekommen sein wird. Es wird dabei niemals ohne eine besonders schmerzliche Prüfung der Mutter abgehen. Maria tut wohl daran, daß sie, wie das Evangelium hinzufügt, die Antwort des Sohnes in ihrem Herzen bewahrt, sie trotz ihrer Tiefe zur mütterlichen *Lebensregel* macht. Nach dieser Lebensregel wird sie wandeln, aber sie muß es auch, wenn sie das rechte Verhältnis zu ihrem Sohne erhalten will. Vorläufig ist der Wille der Mutter noch maßgebend für den Sohn — „und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth, und er war ihnen untertan“ —, aber es wird eine Zeit anbrechen, da ist der Sohneswille das Maß für die Mutter, weil der geheimnisvolle Vaterwille das höchste und einzige Maß für beide sein muß. Diese Zeit bricht an mit der messianischen Tätigkeit des Sohnes. Schon der hl. Ambrosius vergleicht in psychologisch-tiefer Art die Tempelszene mit der Perikope von der *Hochzeit zu Kana*, wo Jesus sein erstes Wunder wirkt. Es bedarf wirklich keiner gesuchten Kunst, den sachlichen Zusammenhang in beiden zu finden. Aus dem zwölfjährigen Knaben ist inzwischen ein dreißigjähriger Mann geworden. Die lange Zwischenzeit war verlaufen als verborgenes Leben zu Nazareth. Über diesem uns unbekannten Lebensabschnitte leuchtet nur das Licht eines einzigen Wortes: „Er war ihnen untertan!“[7]) Dreißig lange Jahre Gehorsam! Joseph war, so nimmt man

allgemein an, während der Zeit wohl gestorben; nach der Tempelszene verschwindet er für unseren Blick gleich einem kurz aufleuchtenden Meteor. Die Mutter Maria hatte sich völlig daran gewöhnt, von ihrem Sohne täglich das Opfer des Gehorsams zu empfangen. Nun aber war die Zeit angebrochen, wo dieser bisher der Familie dienende Sohn nach dem Willen des himmlischen Vaters seinem Volke und mehr noch als seinem Volke dienen sollte. Jetzt wird das im Tempel damals gesprochene Wort von der Notwendigkeit, in dem sein zu müssen, was des Vaters ist, erst anfangen, seine eigentliche Wahrheit und Bedeutung zu erhalten. Der Sohn hat einen ganz neuen Lebensabschnitt begonnen: als Sohn der irdischen Mutter und als Sohn des göttlichen Vaters. Es kann keine Frage sein, woher für den Sohn die Entscheidung fließt, wenn Spannungen entstehen zwischen Menschenmeinung und Vaterwillen. Es kann auch keine Frage sein, daß für Maria selbst der Vaterwille als Wille des Herrn über die Magd des Herrn die absolute Autorität bedeutet. Aber wohl kann es eine Frage sein, ob Maria diesen Vaterwillen so klar *erkennt* als der Sohn! Und das ist offenbar nicht der Fall. Denn der Sohn ist für alle ausnahmslos wie der Quell der Gnade, so auch der Quell der Wahrheit. Vom Sohne empfangen alle ihr Licht, auch die Mutter. Unus est magister vester, Christus, „Einer ist euer Lehrmeister, Christus", sprach er selbst zu seinen Aposteln. Die Gottesoffenbarungen bei der Verkündigung des Engels reichten nicht aus, daraus die ganze messianische Zukunft des Sohnes abzuleiten. Daß er sein Volk von dessen Sünden erlösen werde, war ja darin besonders ausgesprochen.[8]) Aber auf welche Weise das geschehen sollte, das blieb zu-

nächst noch völlig im Dunkeln. „Maria wußte es nicht", sagt der gelehrte Jesuit Maldonat mit Recht, „daß das so geschehen mußte, daß er zuerst die Menschheit lehrte und dann für sie starb." In diesen eigentlich messianischen Wahrheiten war Maria an die Weisung und Führung des Sohnes gewiesen, und der Sohn hat der Mutter stückweise den Schleier der Zukunft gelichtet. Die Hochzeit zu Kana war die Veranlassung für Jesu erste Wundertat. Noch zu allen Zeiten ist das natürlich-gute, liebevolle Wesen aufgefallen, womit Maria bei ihrem Sohne anhält, der Verlegenheit der Brautleute durch ein Wunder abzuhelfen. Wir können uns vorstellen, mit welch freundlicher Geste sie dem Sohne erklärt: „Sie haben keinen Wein mehr!"[9] Man könnte denken, warum die Wunderkraft des Sohnes in Anspruch nehmen wegen einer so irdischen Angelegenheit, die nicht einmal zum natürlichen Leben notwendig ist. Wie viele müssen in ihrem ganzen Leben den Wein entbehren und durch Wasser ersetzen. Thomas von Aquin fühlt diese Schwierigkeit und versteht die Bitte im religiös-geistigen Sinne: es fehlt dem Alten Bunde der Wein der „Gerechtigkeit" und der „Liebe". Man kann aber auch den Ton auf das Wunder an sich legen und verstehen die Bitte der Mutter im Sinne einer sanften mütterlichen Gewalt, womit sie den Sohn veranlassen möchte, seine messianische Laufbahn, deren Umrisse sie aus den bisherigen Gottesoffenbarungen kannte, bei dieser feierlichen Gelegenheit mit einem Wunder zu eröffnen. Auf dieser Fährte der Erklärung treffen wir den hl. Bernhard: Der Sohn muß durch seine abweisende Antwort die Mutter daran erinnern, daß er seine Lebensbahn von nun an nicht mehr nach der süßen Gewohnheit in Nazareth

wandern darf, sondern einzig nach Zeit und Stunde, die der Vater im Himmel ihm dafür vorgeschrieben hat. Auf diesem einfachen und gesunden Gedanken beruht nicht nur das ganze Johannesevangelium, sondern auch die einschlägigen Stellen aus den anderen Evangelien. Die Mutter kann nicht mehr mit Weisungen *vor* dem Sohne hergehen, sie muß ihm in gehorsamer Haltung *nachfolgen*. Höchstes Gebot für den Sohn ist der Vaterwille. Höchster Dolmetsch und Ausleger des Vaterwillens auf Erden ist der Sohn. Für alle, auch für die Mutter![10])

Jesu öffentliches Urteil über seine Mutter. Nun verstehen wir auch die Szene aus den ersten drei Evangelien. Sie erzählen davon, daß der Sohn auf der Höhe seiner messianischen Wirksamkeit steht. Viel Volk sammelt sich um ihn, wo immer er auftritt. Der Eindruck seiner machtvollen Persönlichkeit ist gewaltig bei Freunden, aber auch bei den Feinden! Was wird dem geliebten Sohne aus dieser grollenden Feindschaft erwachsen? Wird es die jüdische Priesterschaft ertragen, daß sie von Jesus ignoriert, ja, daß sie öffentlich gerügt und gestraft wird? Es ist auch der sorgenden Mutter nicht unbekannt geblieben, daß die Anschläge der Gegner dem Sohne verderblich werden könnten. Da hält es sie nicht mehr in Nazareth; sie eilt mit Verwandten nach dem Schauplatz seiner augenblicklichen Wirksamkeit, um ihn der Gefahr zu entreißen und mit sich nach Hause zu führen. Sie konnten aber wegen des Gedränges des Volkes nicht zu ihm kommen und standen draußen, wo der Herr lehrte. Und als man ihm davon Mitteilung machte: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich", antwortete er: „Wer ist

meine Mutter und meine Brüder?" Und er sah ringsum auf die, die im Kreise um ihn saßen, und sprach: „Sehet da meine Mutter und meine Brüder! Denn wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und Mutter." Das war ein öffentliches Urteil Jesu über seine Mutter! Er wiederholt dasselbe bei dem staunenden Ausrufe des jüdischen Weibes: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, die du gesogen hast." Er aber sprach: „Vielmehr sind selig, die Gottes Wort hören und es bewahren."[11]) Beidemal preiset der Herr die allein selig, die den Willen Gottes tun. Beidemal korrigiert er die den Juden geläufige Auffassung, daß leibliche Abstammung und Verwandtschaft irgendwie Heilsbedeutung habe. Die Seligkeit ist nicht Folge zufälligen Blutszusammenhangs, sondern sittlicher Willensbestimmtheit. Nicht Merkmale des Leibes, sondern der Gehorsam des Geistes verbindet mit Gott. Diese an sich zwar einfache, aber den Juden gegenüber wichtige Wahrheit spricht der Herr aus im Zusammenhang mit einem Urteil über die Mutter, und insofern ist seine den Juden gegebene Antwort auch für die Mutter von Bedeutung. Ist es eine Verleugnung der Mutter? So wenig wie die Frage: was habe ich mit dir zu schaffen? Man muß nur immer beachten, daß Jesus es liebt, sich in scharfen Gegensätzen auszudrücken; dadurch werden seine Lehrsätze leicht verständlich und behaltbar. Sagt der Herr etwas Tadelnswertes über seine Mutter aus, daß sie etwa nicht den Willen seines Vaters tue? Nicht im mindesten! Aber das hört doch die Mutter auch wieder aus dieser Antwort des Sohnes heraus, was er noch immer verkündet hat: der Vaterwille ist höchste entscheidende

Norm für alle, die selig werden wollen. Und sie ist demütig genug, diese Antwort nicht nur schweigend anzuhören und aufzunehmen, sondern auch zum Gegenstande erneuten Nachdenkens zu machen. Sie handelt nach der empfangenen Belehrung. Wir hören nicht von einem weiteren Versuche der Mutter, den Sohn trotz der täglich um ihn anschwellenden Lebensgefahren von seiner messianischen Laufbahn abzudrängen. Das wäre gegen den Vaterwillen gewesen, den sie immer deutlicher und bestimmter in dem Lebenswerke des Sohnes erkennt und immer fester entschlossen ist, zu beobachten. Daß ihr dieser wachsende Mut zur Erfüllung des Vaterwillens auch durchaus notwendig ist, das zeigt sich in der Anwesenheit der

Maria unter dem Kreuze auf Golgatha. Wie so ganz anders waren doch die Dinge gelaufen, als sie es sich nach der glänzenden Perspektive und der farbenprächtigen Schilderung des Engels in rein menschlicher Empfindung ausgemalt haben mochte. Wie leicht und gern ist das arme, stets hoffende Menschenherz geneigt, die Erwartungen der Zukunft nach den eigenen guten Wünschen zu formen. Und gar erst ein Mutterherz voll solcher Liebe zum einzigen Sohne, wie Maria es besaß. Maria hatte wirklich ein volles menschliches Recht dazu, aus der Verkündigung des Engels heraus sich das glänzendste Bild der Zukunft zu entwerfen: „Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und herrschen wird er über das Haus Jakob ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein!“ Und nun auf Golgatha? Der „Thron“, von dem aus er „herrscht“, ist das Kreuz.

Regnavit a ligno, er herrscht vom Holze (des Leidens) her, so betete die alte Kirche.[12]) Und an dessen Kopf prangt eine Schuldtafel mit der dreifachen Inschrift: „Jesus von Nazareth, König der Juden!" War das die Erfüllung des Engelswortes? Sie war es! Freilich in anderem Sinne. Aber wie schwer mußte es dem Glauben der Mutter werden, diesen anderen, nicht gemeinjüdischen Sinn zu begreifen und innerlich zu verstehen. Und dazu wieder der eigentümliche, stets wiederkehrende Zug der befremdlichen Zurückhaltung. Wie auf der Hochzeit zu Kana, so gebraucht er auch am Kreuze, wo er doch, wie allgemein anerkannt wird, voll kindlicher Sorge für die Zukunft seiner Mutter ist, nicht das naheliegende Wort „Mutter", sondern das fernliegende, allgemeine „Weib". Wieder erkennen wir hier die beabsichtigte Anrede auf der Hochzeit zu Kana im Anfange der messianischen Laufbahn. Wieder empfinden wir hier die gleiche leise Absicht der Belehrung, in religiösen Dingen keinen anderen Maßstab zu gebrauchen als den, den der Sohn während seines ganzen Lebens gepredigt hat in Wort und Tat: der Vaterwille ist das Maß für alles. Diesem Vaterwillen rückhaltlos ergeben — in den Worten am Kreuze tönt es davon wider: Vater vergib! Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist! —, leidet und stirbt jetzt der Sohn, wie er bisher in ihm gelebt hat. Er stirbt nicht als Sohn Mariens, sondern als Menschensohn, als Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. In diese Stimmung paßt das Wort „Weib" viel besser als „Mutter". Er fühlt in seinem menschlichen Herzen die zarte Regung der Kindesliebe zur Mutter und gibt ihr auch noch in der Empfehlung an Johannes Ausdruck.

Aber er tut es doch wieder in einer Weise, worin der Oberton alle Untertöne unterdrückt und verschlingt: der Vaterwille war immer seine Lebensspeise gewesen;[13]) er ist es erst recht jetzt. Das ist der Oberton seiner stets gleichen Empfindung und Herzensstimmung.

Wir stehen am Ende unserer Wanderung durch das Evangelium. Wir fanden überall eine zweifache Wahrheit. Marias Glaube wird geprüft, und zwar durch den Sohn. Der Sohn ist der große Kreuzträger, der täglich sein Kreuz auf sich nehmen muß.[14]) Wer ihm nachfolgen will, der muß ein jeder persönlich in seine Fußtapfen treten. Dem Sohn legt der Vater täglich das Kreuz auf die Schultern. Der Mutter legt es derselbe Vater auf, aber durch den Sohn. Es kann das kaum auffallen, da beider Geschicke schon fast durch natürlichen Zusammenhang miteinander verknüpft sind. Das Leid des einen wird von selbst zum Mitleid des anderen. Aber der Sohn muß dieses Mitleiden noch vermehren und die Prüfung noch bitterer machen, weil er als Messias nicht mehr nach natürlich-kindlicher Empfindung mit der Mutter verkehren kann wie in Nazareth, sondern nach dem harten Gesetze des Vaterwillens, das ihn selbst notwendig in den Tod führen wird. Der Wandel des Sohnes nach diesem harten, übernatürlichen Lebensgesetze wird von selbst zur Prüfung des Glaubens für die Mutter und damit zu einer fortschreitenden Gottesoffenbarung. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Maria am Ende dieser Prüfung eine viel hellere, geläutertere, weitere und tiefere Gotteserkenntnis besaß und eine viel innigere, stärkere und heldenhaftere Glaubenskraft als am Anfange ihres Glaubensweges. Ihre Seligpreisung durch Elisabeth,

beata quae credidisti, hat Maria also durch eine fortwährende, harte Glaubensprüfung verdienen müssen. Maria ist auch in diesem Punkte die Königin der Märtyrer, das Vorbild der Glaubenszeugen, die ihre Überzeugung so teuer bezahlen mußten. Sie ist wirklich die Mater credentium, wie der hl. Alfons von Liguori sie mit Recht nennt: die Mutter der Glaubenden. Maria weiß im Glaubensleben besten Bescheid, sie hat darin die tiefste, reichste Erfahrung gemacht. Wenn wir sie überhaupt „Mutter des guten Rates" nennen, dann kommt ihr diese Ehrenbezeichnung besonders mit Rücksicht auf jene Tugend zu, die so einzig und so laut im Evangelium von ihr gepriesen wird. Auch im Punkte des Glaubens kann sie uns den besten Rat geben: Sie führt uns gerade hier zu ihrem Sohne, dem sie selbst sich so bedingungslos untergeordnet wußte. Und sie spricht zu uns wie zu den Dienern auf der Hochzeit zu Kana: „Alles, was er euch sagt, das tuet." „Niemand kommt zum Vater außer durch mich." Wenn er aber der einzige sichere Weg zum Vater ist, dann bleibt uns nichts anders übrig, als im Glauben an seine Wahrheit den Weg zum Vater zu wandeln: mit solch unverbrüchlicher Treue, solch mutvoller Ausdauer und solch ungebrochener Glaubenskraft wie seine Mutter und vorzüglichste Jüngerin Maria.

Diesen Lebenswert zog schon ein altchristlicher Dichter, Venantius Fortunatus, um 600 aus dem Glauben Mariens.

Es traf das Wort Isaias ein
Bei dieser Jungfrau keusch und rein,
Da sie der Engel selig preist,
Und voll sie wird vom Heil'gen Geist.

Maria glaubt, empfängt sofort
In ihrem Leib das göttlich' Wort;
Sie schließt im Schoß den Höchsten ein,
Für den die ganze Welt zu klein.

Das Licht der Welt, das Heil erschien:
Fort ist die Nacht, der Tod dahin!
Ja, komm und glaub es, Heidenschar,
Daß heut' die Maid den Herrn gebar!

13. Weihe der Schmerzensmutter.

„Deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen." Lk. 2, 35.

Soweit der Mensch zurückdenken kann, weiß er sich unter dem Drucke von Leiden. Und soweit die Geschichte der Menschheit zurückreicht, erzählt sie vom Leiden der Menschheit. Wie ein allgemeines Naturgesetz liegt es auf Seele und Leib, daß sie leiden müssen. Wer leben will, muß leiden. Immer aber war das Warum des Leides die schwerste, fast unlösbare Frage der denkenden Menschen: im Heidentum, im Judentum, im Christentum. Warum müssen wir Menschen leiden, so ausnahmslos leiden? Das ist das Problem, womit sich die Menschheit in allen Jahrhunderten abquält, es zu lösen. Denn man fühlt es, daß es etwas ist, was nicht sein sollte, was deshalb nicht von Anfang an gewesen ist, und diese gleichsam stillschweigende Voraussetzung bildet die Grundlage von dem allgemeinen Glauben an ein uranfängliches Paradies, das wir dann bald wieder verloren haben.

Wir blicken bei der Frage des Leides zurück auf unseren Ursprung, auf unseren Urheber, den Schöpfer des

Weltalls. Konnte er das Leid nicht von uns fernhalten oder wollte er es nicht? Das scheint der Weg der Frage zu sein, um über sie ins reine zu kommen. Aber man sieht es auch sofort, daß diese Fragestellung sehr gefährlich ist für das Verhältnis des Menschen zu Gott, für Religion und Frömmigkeit. Wer die Ursache des Leides, so wie es ist, einfach auf Gott, den Urheber des Alls zurückwirft, der muß durch dasselbe notwendig von Gott sich *getrennt* fühlen. Für den wird es eine religionszerstörende, tödliche Frage: warum machte er es nicht anders, warum hielt er das Leid von uns armen Menschen nicht fern? Vor einer solchen Lösung im Groll gegen den Schöpfer schreckte bisher noch jeder edle Mensch zurück. Selbst der heidnische Philosoph Plato fühlte sich durch seinen erhabenen, reinen Gottesbegriff zu dem Geständnis gedrängt: „Gott ist daran unschuldig."

Das *Heidentum* nahm und nimmt im allgemeinen das Leid aus der Hand der Natur hin, ohne wenigstens in seiner breiten Masse sich darüber tiefere Gedanken zu machen: in stumpfem Schweigen. Höherstehende Heiden führten es auf die Materie zurück, aber damit auf Gott. Denn nach christlicher Auffassung ist Gott auch Schöpfer der Materie. Im *Judentum* wurde das Leid dagegen zur brennenden Frage, weil es in ihm gemäß seiner erdhaft gerichteten Religionsstimmung grade eine Störung und Zerstörung seines religiösen Glückes, der irdischen Wohlfahrt, empfinden mußte. Der große Dulder Job, der Prediger, die Psalmen ringen mit schweren Gedanken über das Leiden, ohne zur Klarheit zu gelangen.

Da kam *Christus* in die Welt als Lamm Gottes, das leidend die Sünde der Welt hinwegnehmen wollte.

Und wie er über alle menschlichen und göttlichen Fragen Licht ausgoß, so auch über die Leidensfrage. Deutlich können wir nach seiner Lehre ein doppeltes Leiden unterscheiden: ein verschuldetes und ein unverschuldetes. Auf die Schuld wirft er die Drohung des Leides, auf ungesühnte Schuld sogar ewiges Leid. „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle gleichermaßen zugrunde gehen", ruft er einmal aus.[1]) Aber es gibt auch unverschuldetes Leid. So ist zunächst sein eigenes Leid unverschuldet, dazu von Gott verordnet, das allgemeine Leid zu verklären und ewiges Leid ganz zu zerstören. Es gibt also Leid aus Anhänglichkeit an das Böse; aber es gibt auch Leid aus Liebe zur Sache Gottes.[2]) Das ist vor allem sein eigenes Leiden, das zum „Lösepreis für viele" wird.[3]) Auch das Leid seiner Jünger „um seines Namens willen" ist unschuldig erlitten. Solches Leiden für die Sache Gottes im Kampf mit dem Bösen wird dann mit ewiger „Herrlichkeit" belohnt. „Mußte nicht Christus alles dieses leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen", spricht er selbst zu den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus.[4]) Und in den acht Seligkeiten verheißt er den Seinen: „Selig die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich."[5]) Die Theologie nennt das Leiden für Schuld Strafleiden, das Leiden der Unschuld Prüfungsleiden.

Zu dem Leiden der Unschuld um des Himmelreiches willen gehört auch das Leid der allerseligsten Jungfrau, die wir wegen ihrer Vorbildlichkeit im Leid als Mater dolorosa, als „Schmerzensmutter" verehren. Ihr Leid spielt in unserer Religion nicht die gleiche Rolle wie das Leid Christi, aber eine ganz einzige, wenn auch

eine sekundäre Bedeutung hat es doch für uns. Das wissen wir alle, daß wir durch ihr Leid nicht wie durch das Leid des Gottmenschen und einzigen Mittlers[6]) erlöst worden sind, aber wir wissen auch, daß es ein Leid für die Sache Gottes ersten Ranges und höchsten Wertes war; denn es wurde für und mit Christus, unserem Erlöser, erduldet. Wahrlich, wenn irgendeinem, dann muß der hl. Jungfrau die Seligpreisung derer gelten, die leiden „um der Gerechtigkeit willen" und, wie Jesus sagt, „um meinetwillen".[7]) Wir wollen die Gedanken über die „Schmerzensreiche" so ordnen, daß wir zuerst das Allgemeine darüber sagen, dann später die Einzelbilder ihres Leidens auslegen.

Die Bestimmung und Einweihung zur Schmerzensmutter empfing Maria gleich nach der Geburt ihres Sohnes an heiliger Stätte vom Heiligen Geiste! Es war bei der Darbringung im Tempel, wo der Prophet Simeon „auf Antrieb des Heiligen Geistes" erschien, das Kind mit Dank gegen Gott auf seine Arme nahm und wunderbare, zukünftige Dinge von ihm vorherverkündete. Er wird das von Gott bereitete Heil der Völker werden, ein Licht der Heiden, eine Ehre Israels. Aber Simeon hat auch einen göttlichen Auftrag an die Eltern des Kindes: Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird. Und auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen."[8]) Was waren das für sonderbare Worte des heiligen Mannes, eines Mannes, den sie nicht kannte, Worte, die sie nicht verstand.

Nicht verstehen konnte, soweit lag ihr Sinn in einer fernen, dunklen Zukunft, in die nichts hineinleuchtete als der Stern des Glaubens.

Aber doch war es ein prophetischer Mann und ein prophetisches Wort. Gott selbst erfüllt mit seinem Heiligen Geiste in jenem Augenblick beide, den Propheten wie seine Worte. Maria hat allen Grund, sie ernst aufzunehmen. Alles, was Simeon im Heiligen Geiste gesprochen hatte, sowohl das über das Kind Gesagte als das an sie Gerichtete, galt zuletzt einzig und allein ihrer eigenen Belehrung. Und es paßte auch ganz und gar zu dem, was sie bisher als Mutter des Kindes gehört und erfahren hatte. Heute im Tempel wie bisher steht sie vor einer zweifachen, unvereinbaren Gedankenreihe. Sie hört einmal das Höchste und Tröstlichste von ihrem Kinde; und gleich darauf wieder vernimmt sie Worte, die wie Drohung und Klage sich anhören. Festtagsglocken und Trauergeläut klingen durcheinander vor ihren Ohren und in ihrer Seele!

Maria müßte nicht ein Menschenherz haben, wenn sie durch solch disharmonische Klänge nicht in Erregung, in höchste Spannung versetzt wäre. Dazu kam gleichsam als Kommentar zu der neuen Prophezeiung die kurze Geschichte, die sie mit dem Kinde bereits erlebt hatte. Standen sich nicht auch in dieser die gleichen zwei Gedankenreihen gegenüber, unausgeglichen und hart, so daß sie niemand verstehen konnte? Der Engel hatte dem Kinde eine glänzende Zukunft verheißen. Wir wissen nicht, wie Maria sie sich ausgemalt hatte. Aber sie hatte ein menschliches Recht, sich dieselbe recht glanzvoll und strahlend auszudenken. Er wird auf dem Throne seines Vaters David sitzen und

herrschen in Ewigkeit. Und doch war sein Eintritt ins Leben so ärmlich, daß man eine größere Erniedrigung sich nicht wohl vorstellen kann. Es wird nicht viele Erdgeborene geben, die bedürftiger und armseliger ins Dasein getreten sind als der, dessen Reich kein Ende haben sollte. Bisher hat Maria vom Glanz der Throne und der Königsherrlichkeit manches gehört, aber noch wenig gesehen. Der Stall und die Krippe konnten das nicht sein, was der Engel dem Sohne des Allerhöchsten verheißen hatte. Und doch waren sie es bisher gewesen, nichts mehr! Aber waren denn nicht die Weisen schon an der Krippe erschienen und hatten als Könige „dem neugeborenen Könige der Juden", dessen „Stern sie im fernen Morgenlande gesehen", ihre Huldigungsgaben dargebracht: „Gold, Weihrauch und Myrrhen."[9]) Ja, wir dürfen das mit Augustin und anderen Kirchenvätern annehmen, daß diese Männer bereits die armselige Wohnung in Bethlehem mit ihrem Königsglanze erfüllt hatten. Ihre dreifachen Gaben waren aber danach angetan, wieder allerlei unharmonische Gedanken in der Seele der Mutter hervorzurufen, wenn sie bereits den Sinn der Gaben ganz verstand. Am leichtesten konnte sie den Weihrauch deuten; denn selbst die Heiden kannten dessen Brauch als Weihe an die Gottheit. O ja, Weihrauch kam dem „Sohne des Allerhöchsten" zu, das erkannte sie klar. Gold opfert man dem Könige. Nun, ein König war er ja auch oder doch ein Sproß aus königlichem Geschlechte. Aber was sollten die Myrrhen? Welche Bitterkeit wollten sie bedeuten? Die Myrrhen blieben ihr offenbar die unverständlichste der drei Gaben. Noch hatte es die Vorsehung gnädig so geordnet, daß diese Gabe ihr noch mit dem Schleier der Zukunft verhüllt

war. Es blieb ihr vorläufig nichts als das ernste, harte Nachdenken über sie. Auch das schon quält; auch dann schon, wenn man gottergeben ist wie Maria, die Magd des Herrn. Aber wenn sie es jetzt schon erkannt hätte, eine welch wahre und harte Bedeutung die Myrrhen im Leben des Kindes nach dreiunddreißig Jahren erhalten würden, dann wäre der Schmerz unnennbar groß und grausam gewesen. Trotz der Freude über die beiden anderen Gaben hätte diese Erkenntnis der Myrrhen das Mutterherz in einen Abgrund von Bitterkeit versenkt. Es war gut, daß ihr diese Erkenntnis nur angedeutet, nicht eröffnet wurde.

Die Heidenkönige waren gekommen und waren wieder gegangen. Dann war es still geworden im Hause zu Bethlehem. Aus Israel aber und dem eigenen Volke waren nur ein paar arme Hirten erschienen. Königtum und Priestertum hatte keine Vertreter entsandt. Ihnen war der Heiland verborgen geblieben. Wenn Maria auf diese warten wird, dann wird sie vergebens warten. Sie wird wieder eine jener schmerzlichen Enttäuschungen erleben, die nun einmal ihrem Geschick als Mutter dessen, der die Welt durch seinen Leidensdienst erlösen soll, deutlich und klar anhaftet und ihr auf dem irdischen Lebenswege so unablösbar und nahe folgt wie dem Körper der Schatten.

Aber zum Nachdenken blieb nicht lange Zeit. Am Horizonte des jungen Kindeslebens steigen dunkle Wolken auf; Donner grollen dumpf von fern; auch Blitze beginnen zu zucken. Doch wohl nicht über dem armen Hause von Bethlehem und seinen Insassen? Wo hat es jemals eine ärmere, anspruchslosere Menschengruppe in einem Hause gegeben als hier? Wo war Sinn und

Herz einer Familie so weltabgewandt und einzig auf das Göttliche gerichtet als im Hause des Zimmermanns Josephs, des Gerechten? Sollte es möglich sein, daß diese kleine, jenseitsgerichtete Familie in irdische Händel und menschliche Konflikte verwickelt werden könnte? Sollten diese armen, auf Erden nichts bedeutenden drei Menschenwesen irgend jemand auf der Welt im Wege stehen können? Ein schlichter Zimmermann, eine unbekannte Frau, ein wimmerndes Kind? Konnten Joseph oder Maria bei dieser Lage der Dinge auf den Gedanken kommen, daß ihnen von irgendwoher ein schlimmer Anschlag drohte, daß wirklich ihnen sich ein Ungewitter nahe mit Blitz und Einschlag? Ihnen? Nein, sie gewahren nirgends eine Gefahr. So seltsam die kurze Geschichte des Kindes auch verlaufen war, so manches Fragezeichen auch darin stehen geblieben war, sie war doch eigentlich gefahrvoll nicht gewesen; nicht im ganzen, auch nicht in einem einzelnen Falle. Und doch war das Unheil jetzt nahe auf den Fersen!

Man spricht im menschlichen Leben von Blitzen aus heiterem Himmel. Sie erschrecken am meisten. Man ist nicht auf sie vorbereitet. Plötzlich steht das Unglück in seiner ganzen Größe vor uns. Wir können ihm keinen Schritt mehr ausweichen, ihm zu entrinnen, haben es einfach auf uns zu nehmen, über uns sich ergießen zu lassen wie eine böse Flut. So wäre es beinahe auch der heiligen Familie ergangen in der Verfolgung durch Herodes. Maria konnte mit dem Psalmisten flehen: „Strecke, o Herr, deine Hand aus der Höhe, errette mich; und befreie mich aus vielen Wassern; aus der Hand der Fremdlinge!“[10]) Und der Herr tat wie sie flehte; er streckte wirklich seine Hand aus der Höhe. Seinen En-

gel sandte er zu Joseph, die heilige Familie dem Untergang zu entziehen: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh nach Ägypten und bleibe dort, bis ich es dir sage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten.“[11]) Die mittelalterliche Kirche entwarf schon im 8. Jahrhundert das Bild der flüchtenden Familie auf den Decken der Kirchen und hing es an deren Wänden auf. Etwas später, als man anfing, die Schmerzen Marias zu zählen und auf sieben abzurunden, galt dieses Ereignis als eine von den schlimmen Nöten, womit das Leben Mariens erschreckt und durchschüttert war. Die Legende hat dann durch allerlei Wundererzählungen aus alten, unechten Evangelien (Apokryphen) die Flucht zu verbrämen gewußt. Menschliche Einbildung meinte, daß Gott durch ein fortlaufendes, unmittelbares Eingreifen alles Ungemach von seinen Lieben weggenommen habe.

Die schlichte Darstellung des echten Matthäusevangeliums weiß nichts von solchen Dingen. Es überläßt es dem ernsten, religiösen Nachdenken, sich die harte Wirklichkeit auszumalen. Wer schon einmal um Mitternacht plötzlich in die unausweichliche Notwendigkeit versetzt worden ist, Haus und Hof zu verlassen und in einer ihm völlig unbekannten Gegend sich neu anzusiedeln, der besäße die Fähigkeit, über die Flucht nach Ägypten eine Meditation zu schreiben, die der Wahrheit entspräche. Und doch ist auch jene mittelalterliche Auffassung der Legende von einem gesunden Gedanken inspiriert: Verzweiflung, die jedem anderen Sterblichen ob solcher Leibes- und Seelennot erfaßt haben würde, kennt die heilige Familie nicht! Sie flüchtet vor schlimmen Menschen; aber die Hoffnung auf die Hilfe des Herrn begleitet sie. „Wenn ich auch wanderte

in finsterer Nacht, so fürchte ich doch kein Unheil; denn du bist bei mir!“[12]) Wir wissen nicht, mit welchen Schwierigkeiten die heilige Familie auf der Flucht und während des Aufenthaltes in Ägypten zu kämpfen hatte und welche einzelnen Nöten sie zu erdulden und zu überwinden hatte. Nur das wissen wir gewiß, der Herr wird die kleine Schar erhalten und wieder heimführen. Dieser Hoffnungsstern begleitet sie. In te Domine speravi, non confundar in aeternum. „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zuschanden werden.“[13])

Neben Christus, dem Schmerzensmann, ist Maria, die Schmerzensmutter, für uns Katholiken das Symbol des Leides ohne Schuld. Beide sind vom Heiligen Geiste selbst dazu aufgestellt und geweiht. Christus schon im Alten Bunde wegen seiner zentralen Erlöserstellung durch den Propheten Isaias im Bilde des unschuldig leidenden Gottesknechtes.[14]) Maria durch den Propheten Simeon im Tempel. Wir haben sie erst den Anfang und Eingang ihres gemeinsamen Leidensganges beschreiten sehen. Ist dieser Eingang schon dunkel und rätselhaft, der Fortgang wird für Maria immer dunkler und unverständlicher werden. Es wird der Leidensweg nicht so verlaufen, wie bisweilen fromme, gutgemeinte Legenden uns glauben machen möchten, daß Gott mit seinem Licht das Dunkel stets zerstreut und mit seiner Allmacht die Wege immer ebnet und alle Nöten sofort behebt. Das ist echt menschlich empfunden: das stete Wunder soll den Leidensweg immer und allerwegen in einen fortlaufenden Paradiesesweg umwandeln. Gott hat ja die Macht, so denkt sich mancher, und er weiß um die Not, warum

sollte er nicht überall eingreifen, wo diese heiß wird; zumal dann, wenn wie bei Jesus und Maria, sie unverschuldet ist und allein von bösen Menschen feindlich verursacht wird. Gott denkt nicht so. Er will auch das Leid des Unschuldigen. Er will das Leid für seine Sache. Er läßt es zu und will es insofern. Es ehrt ihn, vermehrt seine äußere Herrlichkeit in der Welt, wenn es Menschen gibt, die für die Sache Gottes Not und Qual, Schande und Schimpf auf sich nehmen. Der Herr hat im Evangelium der Bergpredigt selbst dazu aufgefordert, für Gott unschuldig Leid zu ertragen. Es gehört das Leid für Gott und seine gerechte Sache zu dem Lichte, das wir leuchten lassen sollen, damit die Menschen unsere gute Leidensgeduld wahrnehmen und bewundernd einen Schluß machen auf unseren Vater, der im Himmel ist, für den wir leiden. So ward das Leid der Märtyrer zu einem hellstrahlenden Lichte in der Nacht des Heidentums. In diesem Lichte konnten die Völker, die in Finsternis und Todesschatten lebten, erkennen, daß es einen Gott gibt, für den die, die ihm anhängen, zu sterben bereit sind. Für den sie sterben können, ohne sich selbst dabei zu verlieren, sich vielmehr dadurch erst selbst gewinnen.[15]) Ein Gott, der kein Opfer für sich fordert, ohne es tausendfach zu vergelten; nicht in einer Welt der Vergänglichkeit, sondern in einer Welt der Dauer und des ewigen Bestandes.

Das unschuldig erlittene Leiden hat einen außerordentlichen Wert des Beispiels. Es ist die beste Offenbarung unserer Religion, das kräftigste Zeugnis unseres Glaubens, unserer Hoffnung, unserer Liebe. Jedes gut ertragene schuldlose Leiden ist ein Tatsachenbeweis, daß das Christentum die einzige Religion ist,

worin man nicht bloß gut zu leben, sondern vor allem auch gut zu leiden versteht. Nur jene Religion, die das Leid verklärt und erträglich macht, ist die einzig echte und wahre Religion. Eine Religion, die die Anhänger in Not und Qual sich selbst überläßt, die sie schutz- und schonungslos dem harten Wetter der Erdenpilgerschaft ausliefert, ihnen nirgend einen freundlichen Stern am Himmel des Daseins zu zeigen vermag, die keinen anderen Trost weiß als den: leide; denn Mensch sein heißt leiden, das Leiden ist nun einmal des Menschen Los und will ertragen sein: eine solche Religion ist Heidentum. Christus aber hat Licht ins Leid gebracht, besonders in das vorher schwerverständliche Leid des Gerechten. Er selbst übernimmt und trägt dessen Last schon in den ersten Lebenstagen. Er läßt es seine heilige Mutter tragen und seinen Pflegevater, den das Evangelium den „Gerechten" nennt.

Wir fühlen uns so leicht im Leide schuldlos. Wir mögen in diesem Gefühle wirklich recht haben. Aber wir sollten dann doch wissen, daß auch der Unschuldige die Last des Leides zu tragen hat und sollen nicht sofort fragen: Wofür habe ich das verdient? Gott Dank, wenn wir es nicht verdient haben! Um so besser; denn dann gehören wir als Leidende in jene erhabene Reihe, wo Christus an der Spitze schreitet, seine heilige Mutter ihm dicht folgt mit einer Schar im Gefolge, die niemand zählen kann. Unschuldig ertragenes Leid verherrlicht Gott auf Erden, erbaut den Mitmenschen, verbindet den Gerechten noch inniger mit Gott und hat ein Anrecht auf ewige Vergeltung!

Wer sich aber selbst recht erkennt, wird sich nicht leicht für gerecht halten und neben Joseph und Maria stellen mit der Erklärung: ich leide

unschuldig. Vor Menschen mögen wir oft genug unschuldig sein; ob aber auch vor Gott, wer möchte das behaupten? Deshalb untersucht der Christ nicht, ob schuldig oder unschuldig, sondern einzig und allein ob geduldig! Nur im Falle der Geduld weiß der Christ sicher, daß ihm das Leid sittlich nutzbar ist. Es treibt ihn dann hin zu Gott, verbindet ihn nur noch fester mit ihm, so daß er zu der festen, herrlichen Überzeugung des Apostels Paulus kommt: „Ich bin gewiß: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Mächte noch Höhe, noch Tiefe, noch irgendetwas anderes Geschaffenes wird uns trennen von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserem Herrn.“[16]) Da gibt uns der Apostel das beste Merkmal des gut ertragenen Leides an: Das Leid muß uns zu Gott treiben, es darf nicht zur feindlichen Gewalt werden, die uns von Gott abdrängt! Aber das ist noch zu wenig: es muß zu einem Bande werden, das uns noch inniger, fester an Gott kettet. Wir sehen es ja an dem Baume, den die Stürme heimsuchen: je wilder sie rasen in seinen Zweigen, desto tiefer senkt er alle seine Wurzeln in die Tiefe des Erdreichs, das ihn trägt. So sollen auch wir gleichsam durch einen unbewußten religiösen Instinkt bei jedem Leid uns auf unseren tragenden Grund und Halt besinnen: auf Gott. Die Schmerzensmutter Maria aber soll uns durch ihr Beispiel den Leidensmut schenken und durch ihre Fürbitte die Leidensgnade erflehen:

„Ganz erfüllt von banger Trauer,
Bebend in der Ängste Schauer,
Durch die Seele schnitt ein Schwert.“

14. Mater dolorosa.

„Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter." (Joh. 19, 25.)

Das katholische Mittelalter war eine Zeit tiefer Glaubensüberzeugung und inniger Religiösität. Die Übungen der Frömmigkeit mehrten sich und entwickelten sich zu Formen, die in der alten Väterzeit der ersten Jahrhunderte unbekannt gewesen waren. Vor allem nahmen die äußeren Verehrungsformen des leidenden Heilandes und seiner gebenedeiten Mutter der Zahl wie der Art nach einen gewaltigen Aufschwung. Die Kreuzzüge hatten den geistigen Blick und das religiöse Interesse mit gewaltigem Ruck auf die Leidensgestalt des Schmerzensmannes gelenkt. Auch die warme Mystik, womit der hl. Bernhard die rosenroten Wundmale des Herrn zum Gegenstande glühender Betrachtung erhoben hatte, war von starker Einwirkung auf die nachfolgenden Zeiten und von bleibenden Erfolgen. Wer aber seinen Blick voll Liebe auf das Kreuz richtet und den, der für uns daran verblutet, der kann bei der Erhebung seiner Augen diejenige nicht übersehen, die am Fuße des Kreuzes steht. Er kann es um so weniger, als das Evangelium ihre Anwesenheit unter dem Kreuze berichtet und die christliche Kunst es nie vergißt, die Mutter darunter anzubringen. Auch hier bewährt sich wie überall das Gesetz der Zusammengehörigkeit von Mutter und Sohn.

Aber nicht nur die bildende Kunst beschäftigt sich mit den beiden hehren Leidensgestalten, auch die poetische. Man liebt es, die großen christlichen Geheimnisse (mysteria), besonders das der Geburt des Herrn, seines Leidens und seiner Auferstehung in eigenen Mysterien-

spielen in den betreffenden Zeiten dramatisch und theatralisch vor dem Volke aufzuführen: Weihnachtsspiele, Passionsspiele, Osterspiele. Jeder sieht sofort ein, daß solche Spiele ohne die erhabene Figur der Mutter des Herrn nicht anzustellen waren. Besonders reich mußten die marianischen Gedanken und Empfindungen bei den Passionsspielen fließen. Hier wuchsen sich die betreffenden Partien nicht selten zu vielen Hunderten von Versen aus: zu Marienklagen, wie man sie nennt, die man in die Passion Christi hineinverwob und von eigenen, Maria vertretenden Personen zur Darstellung und zum Vortrage bringen ließ. Besonders in unserem deutschen Volke waren solche Passionsspiele beliebt, und die Zellen deutscher Klöster waren meist ihre Ursprungsstätten, von wo aus sie ihren Weg ins kirchliche und sogar ins öffentliche Leben nahmen.

Man versenkte sich in die Angst und Not, die die Mutter schon um des Kindes willen erlitt: in der Verfolgung durch Herodes, auf der Flucht nach Ägypten, bei der Darstellung im Tempel, bei dem Verluste des zwölfjährigen Sohnes im Tempel zu Jerusalem.

Am ergreifendsten aber ist diese Andachtsstimmung bei den Erwägungen, die man über die eigentlichen Leidensszenen am Ende des Lebens des Herrn anstellte. „In jenen äußersten Stunden", wie das Kirchenlied sich ausdrückt, hat Maria ihrem Sohne zur Seite gestanden in Treue und Kraft, in Vertrauen und Liebe, in Mitleid und Herzensqual, bis er seinen Geist aufgab. Der Sohn starb gleichsam in den Armen der Mutter, wenngleich in den Armen des Kreuzes.

In diesen Stunden der stillen, wortlosen, heldenmütigen Hingabe an das Leid des Sohnes wie an ihr

eigenes hat Maria das Beileid und die herzlichste Teilnahme der gläubigen Christenheit **verdient**. Und sie hat sie auch **gefunden**.

Eine ganze Welt voll religiöser Empfindungen wurden in den schlichten und kunstlosen, aber unendlich gemütstiefen und innigen Versen der mittelalterlichen Marienklagen ausgesprochen und so in tausend Herzen der Leser und Beschauer weitergetragen. Wenn man weiß, welch tiefe Eindrücke überhaupt anschauliche Darstellungen und Spiele auf das Volk zu machen vermögen, dann kann man ermessen, welch mächtige religiöse Einflüsse von den mittelalterlichen Passionsspielen auf die weiten Kreise unseres Volkes ausgehen mußten. Diesen Einflüssen ist es mit zu verdanken, daß damals so viel Kirchen und Kapellen, so viel Gnadenbilder und Gnadenorte, so viel große und kleine Orte nach Maria ihren Namen erhielten. Man kann es auch verstehen, wenn durch solche Spiele die religiöse Poesie und Phantasie angeregt wurde, auf immer neue Einzelszenen und Einzelbilder zu sinnen, um die Spiele und Andachtsübungen recht wechselvoll und anziehend zu machen.

Auf diese Weise kamen auch solche Einzelbilder in Kult und Frömmigkeit, die in dem heiligen Evangelium keinen unmittelbaren Anhalt und Rückhalt haben. Man stellte sich vor, daß das Leiden des Herrn und seiner Mutter sich so zugetragen haben müsse und sprach seine Vermutungen als Wirklichkeiten aus. Die Frömmigkeit des Volkes spendete gern und freudig dazu ihren Beifall bis auf den heutigen Tag! Dieses haben wir zu beachten, wenn wir jetzt die Einzelstationen des Leidens Mariens durchwandern.

Christi Abschied von der Mutter. Das mittelalterliche Christentum, das an der Leidensmystik des Gekreuzigten so warm und weich geworden war, so sehnsüchtig und satt, so klangvoll und liederreich, so zart und beweglich, konnte es sich nicht anders denken, als daß der Sohn vor seinem Leidenstode von seiner Mutter Abschied genommen habe. Das Evangelium hatte zwar nichts davon berichtet; aber das Evangelium hatte ja auch in anderen Teilen des Lebens Jesu nicht alle Einzelheiten erzählt, konnte es dann nicht auch in der vielgestaltigen Leidensgeschichte ebenso sorglos und summarisch verfahren sein? Hatte es doch selbst am Schluß des Johannesevangeliums bekannt, daß Jesus noch „vieles getan, was nicht in diesem Buche geschrieben" sei, und daß „die Welt die Bücher nicht zu fassen vermöchte, wenn alles aufgeschrieben werden sollte".[1]) Und dann las man im Evangelium, daß Jesus in einer langen Rede sich von seinen Aposteln verabschiedet hatte; sollte er nicht auch das Bedürfnis empfunden haben, von der Mutter in ähnlicher Weise Abschied zu nehmen? So dachte man und bejahte aus allgemein menschlicher Empfindung heraus die Frage. Und die Kunst griff den Gedanken auf und stellte ihn im Bilde dar. Der große deutsche katholische Maler Albrecht Dürer aus Nürnberg († 1528), der so manches gemütstiefe Marienbild geschaffen hat, stellt den Gegenstand in folgender Weise dar: Er verlegt mit allen anderen die Szene nach Bethanien, in den Eingang des Hauses von Maria und Martha. Die vier Personen, die das Bild ausfüllen, sind alle von dem Ernste des Augenblicks tief erfaßt. Besonders aber Mutter und Sohn. Maria ist, vom Schmerz überwältigt, niedergesunken; die Hände ringt sie krampf-

haft vor innerem Weh, das in ergreifender Weise auch auf ihrem Antlitz sichtbar geworden ist. Worte vermag sie nicht auszusprechen, sie wären ja auch zu dürftig und zu eng für die Tiefe der mütterlichen Empfindung gewesen. Das weiß und fühlt auch der Sohn. Und in ergriffener Haltung und mit einer Gebärde des Segens setzt er seinen Fuß hin in die Richtung zum Ölberg, wo er seinen Leidenskampf im Gebete auskämpfen will. — Wir möchten der gemütstiefen Darstellung zur Unterschrift die Worte Jesu aus der Abschiedsrede geben: „Die Welt soll erkennen, daß ich den Vater liebe und so tue, wie der Vater es mir aufgetragen hat: stehet auf und lasset uns von hinnen gehen.“[2]) „Die Welt soll es wissen“; aber auch die Seinigen müssen es „wissen“, daß die Vaterliebe des Sohnes zu jedem Opfer, das sie fordert, bereit ist. Sie wissen es auch schon längst; besonders weiß es und erfährt es die Mutter. Aber das Sichschicken in die Fügungen der Vaterliebe ist auch für sie selbst mit einem Opfer verbunden, das größer ist als jedes andere Opfer, und wäre es selbst das Opfer ihres Lebens.

Dieses Bild vom Abschied Jesu, das in seinem stimmungsvollen, tiefen Gehalte nicht auszudenken ist, wäre geeignet, in allen Sterbezimmern zu hängen. Es gibt ein altes Klagelied Mariens, Vadis Propitiator, aus der griechischen Kirche, das den Augenblick festhält, in dem die Mutter von dem Sohne vor dessen Leiden sich trennt. Seine lateinische und deutsche Übertragung lautet folgendermaßen:

Vadis propitiator ad immolandum pro omnibus; non tibi occurrit Petrus, qui dicebat mori tecum; reliquit te Thomas, qui aiebat: Omnes cum eo moriamur. Et

nec ullus ex illis, sed tu solus duceris, qui castam me conservasti, Filius et Deus meus. Promittentes tecum in carcerem et in mortem ire, relicto te fugerunt.

Du gehst hin als Versöhner, für alle dich zu opfern; nicht geht dir Petrus voran, der sagte: daß er mit dir sterben wolle; Thomas hat dich verlassen, der sprach: wir alle wollen mit ihm sterben. Keiner von ihnen ist da, sondern du gehst allein dahin, der du mich keusch erhalten hast, mein Sohn und mein Gott!

Die versprochen haben, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen, haben dich verlassen und sind geflohen.

Keiner von ihnen ist da, sondern du gehst allein dahin, der du mich unbefleckt erhalten hast.

Jesus begegnet seiner Mutter auf dem Kreuzwege. Die Evangelien erzählen, daß jene frommen Frauen, die als eifrige Jüngerinnen dem Herrn von Anfang an auf seinen messianischen Gängen gefolgt waren, ihm auch auf seinem letzten Gange, zum Golgatha hinauf, treues Geleite gaben. Sie waren wegen des Osterfestes von Galiläa nach Judäa zum Tempel hinaufgezogen und hatten in Jerusalem von dem Verhängnis gehört, das über den Meister hereingebrochen war. Wir finden sie dann später unter dem Kreuze mit Maria. Die Evangelien erzählen: „Es waren aber auch Frauen da (auf dem Kalvarienberge), die von ferne zusahen; unter ihnen war Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngeren Jakobus und des Joseph, und Salome, die auch, während er in Galiläa war, ihm folgten und ihm dienten; auch noch viele andere, die mit ihm (zum Osterfeste) heraufgekommen waren nach Jerusalem.“[3]) Johannes nennt dann auch noch ausdrücklich

Maria, die Mutter des Herrn. Wenn Maria nun mit den anderen frommen Frauen dem schweren Leidensgange des Sohnes folgte, fremd und ungekannt im großen Haufen der erregten Volksmasse, die Seele voll Bangen und Ängsten über die Dinge, die sich da oben gleich abspielen werden, — wird sie dann nicht, wenn eben möglich, eine Gelegenheit gesucht haben, wo sie noch einmal einen Blick aus des Sohnes Auge erhaschen konnte, wo sie sich durch eigenes Urteil forschend überzeugen konnte, wie tief die Qual, die man ihm während der Nacht nach seiner Gefangennahme und weiter bis jetzt angetan hatte, ihre Spuren auf seinem Antlitze abgedrückt und sichtbar gemacht hatte? Dem menschlichen Empfinden entspräche ein solches Verhalten der Mutter gar wohl. Und deshalb verdichtet sich diese christliche Empfindung alsbald zu der wirklichen Geschichtsszene von einer Begegnung von Mutter und Sohn. Und bis heute ist sie uns allen geläufig als vierte Station im heiligen Kreuzwege. Die Kunst griff diesen gemütvollen Gedanken gern auf und dachte sich den Hergang so, daß Maria an einer Stelle, wo der Weg einen scharfen Winkel macht, dem Sohne entgegentritt mit ausgebreiteten Armen, in stummem Schmerz, mit tränenlosen Blicken und gottergebener Haltung. Lange kann diese Begegnung nicht gedauert haben: die heidnische Umgebung des Sohnes war gefühllos und drängte weiter; die jüdische dürstete nach Rache und Blut. Und Jesus selbst drängte weiter: „Ich muß mit einer Taufe getauft werden" — der Leidenstaufe —, „und wie drängt es mich, bis ich es erfüllt habe."[4])

Maria unter dem Kreuze. Hier befinden wir uns auf dem festen Boden des Evangeliums: „Es

stand aber bei dem Kreuze Jesu Maria, seine Mutter."[5]) Krippe und Kreuz; Anfang und Ende. Immer war das Herz der Mutter dabei gewesen. Immer hatte alles, was den Sohn getroffen hatte, in ihrem zarten Herzen eine Umschaltung erfahren ins Mütterliche, eine Umformung in seelische Teilnahme und in lebendiges Miterleben. Jedes Wort über ihn, jedes Wort von ihm, jede Handlung, jedes Leid, jedes Geschick und Mißgeschick fand in ihrer Seele gleich wie in einer still lauschenden Waldestiefe ihr reines, leises Echo. Immer und überall, am meisten in den wenigen, aber Ewigkeiten langen, Stunden auf Golgatha. Hier ging das Leben des Sohnes in mächtigen Wellen auf und ab, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Höhe in die Tiefe. Und das Leben der Mutter ging mit. Nur in einem Punkte zeigte die Lebensuhr beider den einen und gleichen Stand: in dem Willen zum Leid, in dem Bereitsein, zu erfüllen, was der Himmel forderte. „Sollte ich den Kelch nicht trinken, den mein Vater mir dargereicht hat."[6])

Das Evangelium hat nirgends die Absicht, bei den einzelnen Momenten des Leidens Jesu länger zu verweilen. Wie sonst immer, so berichtet es auch hier nur die dürre Tatsache und überläßt es dem religiösen Leser, die nackten, toten Buchstaben mit dem lebendigen Gewande von Fleisch und Blut zu umkleiden. Und das ist gut so; denn die gläubige Seele ist zufrieden, wenn sie die heilsbringenden Tatsachen aus dem Evangelium erfährt, die Auslegung und persönliche Anwendung auf sich selbst macht sie gern allein. Auch hier könnte man sagen: Der Heilige Geist wird euch in alle Wahrheit einführen. Die göttliche Erleuchtung wird

uns schon Licht, Empfindung, Wärme und Mitgefühl in das Herz gießen, daß wir aus den kurzen Berichten des Evangeliums den religiös-sittlichen Nutzen ziehen. Zu diesem Zwecke allein reden die heiligen Schriftsteller zu uns, nicht um unsere geschichtliche Neugierde zu befriedigen.

Jesus war auf der Höhe des Kreuzigungsberges angekommen. Er war müde geworden. Oft schon in seinem messianischen Leben war er es geworden; aber so wie heute, wo er das Kreuz von seiner Schulter gleiten ließ, war er noch nie in seinem Leben müde geworden. Auch seine Mutter war erschöpft, als sie oben an der Stätte der Hinrichtung des Sohnes angekommen war. Wenn Menschen sonst einen hohen Berg mit einer schweren Last hinanklimmen, dann sind sie froh, wenn die Höhe erstiegen ist; denn dann können sie die Last hinwerfen und ausruhen. Für Jesus und seine Mutter gab es keine Zeit des Ausruhens auf dem Golgatha. So oft hatte der Herr in seinem Leben gesagt: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“[7]) Jetzt war seine Stunde, so sagen die Kirchenväter, wirklich gekommen: seine große, einzige Stunde. Sie stand vor ihm mit ihrem ganzen, vom Vater bestimmten Inhalte. Er mußte in sie eintreten und sie durchschreiten, durchleben und durchleiden. Aber wie der Herr mit Nachdruck gesagt hatte: „Mein Vater läßt mich nicht allein“,[8]) so ließ ihn auch seine Mutter nicht allein. Sie trat mit ihm in seine Stunde und durchschritt sie und durchlitt sie gleich wie er.

Jesus litt und starb gleichsam in den geistigen Armen seiner Mutter. „O, ihr alle, die ihr vorübergehet am Wege, schauet und sehet, ob ein Schmerz sei wie

mein Schmerz." Diese Worte des Klageliedes des Jeremias[9]) wendet die Kirche in tiefem Verständnisse auf die „Schmerzhafte Mutter" unter dem Kreuze an. Tausendfach hat die christliche Frömmigkeit es versucht, in Wort und Bild, in Lied und Gebet diesen Schmerz zu ergründen und zu schildern. Aber so wenig ein Fremder Mutterliebe empfinden kann, so wenig vermag er den Mutterschmerz zu fühlen. Man müßte ein Mutterherz haben wie die unbefleckt Empfangene, müßte ihren Glauben und ihre Mutterliebe besitzen, man müßte ferner Augenzeuge dessen gewesen sein, was sich dort vor ihren Sinnen zutrug und abspielte, um die ganze Tiefe des Wortes nachempfinden zu können: „Es stand aber bei dem Kreuze Jesu Maria, seine Mutter." Wenn sie „bei" dem Kreuze Jesu stand, dann wird sie auch wohl (wie es die christliche Kunst darstellt) sich allmählich so nahe herangedrückt haben, daß sie dicht „unter" dem Kreuze zu stehen kam. Sie wird die Hammerschläge gehört haben, womit man den Sohn ans Kreuz heftete. Sie wird in sprachlosem Schmerz mit weitem Auge gesehen haben, als sich das Kreuz mit seiner Last emporhob und endlich senkrecht sich dahinstellte: ruhig, ragend, grausam und erbarmungslos, ohne der gequälten Dulder-gestalt auch nur in irgendeiner Lage etwas Linderung zu gönnen. Paulus schreibt: „Den wider uns lautenden Schuldschein hat er ausgelöscht, er hat ihn vernichtet, indem er ihn ans Kreuz heftete."[10]) Er will sagen, daß unser Schuldschein vor Gott sein Recht verlor, als der Leib des Erlösers am Kreuze erhöht wurde. Dieser Augenblick war jetzt gekommen.

Der arme Leib, der bisher noch eine gewisse Stütze an den Kreuzesbalken hatte, auf denen er zwar grausam

festgenagelt, aber doch liegen konnte, hängt jetzt mit seiner ganzen Last an drei Nägeln. So wird er drei Stunden hängen. Und drei Stunden wird Maria seelisch mit ihrem Sohne am Kreuze hängen, wird jede Zuckung der Glieder mit empfinden, jeden Schmerzenslaut, wie aus eigener Qual geboren, mitsprechen, jede Veränderung seiner Lage beobachten und erwägen.

Die christliche Kunst hat darüber nachgedacht, in welcher Lage der Herr wohl am Kreuze gehangen hat. Sie hat ihn in jeder möglichen Lage dargestellt: wie er mit dem Kreuze erhoben wird, wie er erstmalig vergebens seinen qualvollen Blick hilfesuchend über die Menge dahinschweben läßt, wie er sich mit aller Kraft auch am Kreuze aufrecht hält, wie er dann wieder müde das Haupt links oder rechts oder vornüber leise geneigt hat, wie er zuletzt kraftlos sich mit der ganzen Last des Leibes in die Nägel und Wunden niedersinken läßt, daß sich gleichsam die Querbalken an ihren Enden mit zur Erde neigen, wie er endlich zuletzt das Haupt, völlig erschöpft, langsam herüberneigt und den letzten Seufzer tut: „In deine Hände, Vater, empfehle ich meinen Geist!“ Alle diese Lagen des Gekreuzigten hat die Kunst dargestellt, alle hat Maria mitempfunden. Es war unmöglich, daß ihrer Liebe auch das geringste Leid ihres Sohnes entging. Dazu kam das schamlose, harte und hohnvolle Benehmen der Umgebung. „Christus, der Gekreuzigte, für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit.“[11]) Wenn es ein Seelentrost ist, im Leide mitfühlende Herzen zu finden, dann entbehrte Mutter und Sohn nicht nur dieses Trostes, sondern sie erfuhren von gefühllosen und haßerfüllten Mitmenschen nur noch eine Vermehrung ihrer Qual. Wie der Sohn, so mußte

auch die Mutter den Leidenskelch bis zum letzten Tropfen leeren. Und doch genossen Mutter und Sohn gemeinsam einen menschlichen Trost, der der liebste und kräftigste ist, den die Erde spenden kann: den Trost der Anwesenheit und der Teilnahme der Mutter und den Trost der Sorge und Liebe des Sohnes. „Sohn, siehe da deine Mutter!“ Wenn auch Johannes, wie die Väter sagen, den bisherigen Sohn nicht ersetzen kann, dann wird es die Mutter doch erquicken, wenn sie sieht, wie der Sohn mitten in der eigenen schweren Todesnot noch nach einer Gelegenheit sucht, ihr den Dank auszusprechen für die Liebe, womit sie seine Lebenstage begleitete. Dank und Gegenliebe für die Mutter gehörten mit zu den letzten Gefühlen, von denen das Herz Jesu erfüllt war, bevor es im Tode brach, und als er seine Seele in die Hände des Vaters zurückgab, da zitterten in ihr diese Gefühle der Gegenliebe und Dankbarkeit noch nach. Wir Katholiken konnten es nie vergessen, daß Christus mit einem Akte inniger Liebe und kindlich-anhänglicher Sorge für seine Mutter aus diesem Leben geschieden ist.

Wenn der Tag heiß war und die Sonne mit voller Kraft herniederbrannte, dann rötet sie am Abend in gedämpfter Glut noch den Himmel, an dem sie langsam hinabsinkt in die Nacht. Jesus hatte einmal auf der Höhe seines Schaffens voll Inbrunst das Wort gesprochen: „Ich muß die Werke Gottes wirken solange es Tag ist; es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann.“[12]) Diese Stunde war nun angebrochen. Er hat das Werk Gottes gewirkt, ein schweres, wichtiges Werk, ein Werk voll unendlicher Anstrengung, aber auch voll unendlichen Segens. Heiße Sonnenglut hatte auf seinem ganzen Leben gelagert, die Glut der Tätigkeit und

die Glut des Leides. Am heißesten in den letzten Stunden. Nun war sein Leben im Dienste für die Brüder aufgezehrt, es war in seinen letzten schwachen, zitternden Wellen hinabgesunken in die Nacht: Jesus war tot. Johannes, der dabei zugegen war, schreibt in seinem Evangelium: „Er sprach: Es ist vollbracht! Dann neigte er sein Haupt und gab den Geist auf.“[13]) Jesus, der Sohn Gottes, gestorben! Ist das nicht ein Geheimnis? Oder ist es eine selbstverständliche natürliche Sache, daß Gottes Sohn stirbt? „Gott ist tot! Die Götter sind gestorben“, ruft ein moderner ungläubiger Philosoph aus, der im Wahnsinn im Irrenhaus endete. Er vermeinte durch seine Schriften Gott aus der Welt und aus den Menschenherzen vertrieben zu haben. Doch Gott lebt; er lebt immer und ewig. Und wenn alle ungläubigen Weltweisen ihn für tot erklärten, er lebt dennoch. Und auch Jesus lebte als Gott, obschon er als Mensch wahrhaft und wirklich gestorben war: „Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben.“ So bekennt es schon das Apostolische Glaubensbekenntnis. Aber ein Geheimnis lag doch über dem Sterben Christi. Der Apostel Petrus faßt das in die gleich geheimnisvolle Formel: „Den Urheber des Lebens habt ihr getötet.“[14]) Er will sagen: Er, der als Gott allen Lebendigen das Leben gegeben hat, der ist als Mensch von euch in den Tod geschickt. Der Himmel wollte ihn nicht von dem Tode erretten, weil sein leiblicher Tod der Menschheit zum geistigen Leben werden sollte. Aber das Erstaunliche, Unbegreifliche, Undurchdringliche dieses Todes hat er doch selbst empfunden und gleichsam bekannt durch gewaltige Dinge, die sich draußen in der Natur abspielten, als ihr göttlicher Herr und

Schöpfer in seiner menschlichen Natur starb. „Und siehe, der Vorhang des Tempels zerriß in zwei Teile von oben bis unten; die Erde bebte; die Felsen zersprangen; die Gräber taten sich auf und viele Leiber der entschlafenen Heiligen standen auf.“[15])

Maria stand unter dem Kreuze. Es trennt sich eine Mutter nicht so leicht vom Sterbelager des Kindes. Die Mutter ist immer die letzte, die es verläßt. Sie war in ihrem Glauben nie wankend geworden. Der hl. Bernhard meint sogar in einer verzeihlichen Übertreibung, sie wäre die einzige gewesen, worin der Glaube der Kirche damals vertreten worden und erhalten geblieben wäre. Es mußte auf ihr erschüttertes Gemüt einen außerordentlichen Eindruck machen, daß der Sohn von oben her im Tode die gläubige Anerkennung fand, die ihm sein Volk so hartnäckig versagt hatte. Der Himmel zerspaltet die Felsen bei diesem Ereignisse; aber er bricht noch wunderbarer die Herzen und sendet Strahlen des Lichtes und der Liebe zum Sohne hinab. Der Schächer fleht ihn kurz vor dem Verscheiden um Vergebung und Aufnahme ins Paradies an, und der heidnische Hauptmann verläßt den Gekreuzigten mit dem Bekenntnis: „Wahrhaftig, dieser Mann war der Sohn Gottes.“[16]) Ja, eine gewisse Furcht erfaßte auch das noch anwesende jüdische Volk: „Es schaute, was geschehen war, schlug an seine Brust und kehrte zurück.“[17])

Nun stand das Kreuz allein da mit seiner teuren Last. Unter ihm die kleine Gruppe derer, die dem Herrn getreu geblieben waren und durch keine Schrecken sich von ihm wegscheuchen ließen. „Vesperbilder“ oder Abendbilder nennt man in der christlichen Kunst diejenigen Darstellungen der Vorgänge aus dem Leiden des

Herrn und seiner Mutter, die nach dem Tode Jesu folgten. Es seien drei aus ihnen hervorgehoben: die Kreuzabnahme, die Beweinung, die Grablegung.

Die Kreuzabnahme wird vom Evangelium in folgender Weise erzählt, daß Nikodemus und Joseph von Arimathäa auf ihre Bitten hin von Pilatus die Erlaubnis erhielten, den Leichnam zu begraben. Die frommen Frauen waren dabei zugegen. Sie werden, soweit sie es vermochten, die Männer bei ihrer schwierigen Beschäftigung der Abnahme des toten Leibes unterstützt haben.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Mutter des Herrn dabei die größte Teilnahme zeigte. Weil das Evangelium auch hier wieder von ihr schweigt, so ist der religiösen Phantasie freier Lauf gelassen. Und die christlichen Künstler haben bei der Darstellung frei geschaltet. Dann läßt man Maria die zuerst vom Kreuzesbalken losgelöste verwundete Rechte des Herrn in stürmischer Liebe ergreifen und mit mütterlicher Innigkeit an die Lippen drücken. Dann hat sie das schlaff herunterhängende dorngekrönte Haupt liebevoll stützend aufgegriffen, wie es Achtermann im Dom zu Münster und der Meister der Kreuzabnahme an den Externsteinen darstellen. Dann löst sie voll innerer Ergriffenheit die Dornenkrone aus dem blutgetränkten Haargewirr. Oder — auch diese Idee hat man gehabt — sie sinkt selbst fassungslos und ohnmächtig in die Arme der sie haltenden frommen Frauen. Wir möchten für eine solche Ohnmacht der hl. Mutter Gottes nicht eintreten. Fassungslosigkeit paßt nicht zu dem Bilde, das wir aus der Heiligen Schrift von ihr gewinnen. Maria blieb die standhafte, „starke Frau", mulier fortis,[18]) wie sie sich unter

dem Kreuze bewährt hatte. Die Frömmigkeit hat ihr noch eine ganz bedeutsame Aufgabe zugedacht.

Der heilige Leichnam war vom Kreuze herabgenommen. Die frommen Frauen werden sich um ihn bemühen und die Myrrhen, die Nikodemus samt Balsam im Gewicht von 100 Pfund gekauft hatte, zur Ausstattung des Fronleichnams verwenden, um ihn für die Grabesruhe vorzubereiten. Wohin wird man den Leib des Herrn legen? Sicherlich nicht auf den nackten Erdboden. Auf ein ausgebreitetes Leintuch? So haben sich einige Maler die Sache gedacht. Glücklicher waren jene Künstler, die in tiefinnerlicher Schau den Leichnam in den Schoß der Mutter legten. Dort gehört er hin! In ihrem Schoße hat sie ihn einst getragen. Viele, viele Male in der Jugend, jetzt soll sie ihn am Ende noch einmal tragen, ein letztes Mal. Jesus ruht im Schoße seiner Mutter, der tote „Schmerzensmann" in den Armen der lebendigen „Schmerzensmutter".

Die Schmerzensmutter gehört zu den Lieblingsbildern der katholischen Christenheit, der ganzen katholischen Christenheit. Auch die morgenländische Kirche kennt dieses Bild. Aber ihre Fassung und Formung ist nicht so ergreifend wie die abendländische, die wir alle kennen. Die Schmerzensmutter des Morgenlandes ist nämlich keine andere als die uns besonders durch die Bemühungen der Redemptoristen bekannt gewordene „Maria von der immerwährenden Hilfe".

Viel ergreifender, tiefer, stimmungsvoller ist die Schmerzensmutter im Abendlande empfunden, besonders in Deutschland. Hier ruht der tote Fronleichnam im Schoße der Mutter, der Oberkörper auf den Knien und in den Armen, die müden Füße matt herunterhängend.

Nun kann sie ihn noch einmal in ganz nächster Nähe betrachten, kann es beurteilen, wie tief die Wunden sind, wodurch der Sohn zu Tode gemartert worden war. Und wie viele es waren, große und kleine: aus der Geißelung, Dornenkrönung, Annagelung. Auch die, die ihm zuletzt noch nach dem Tode der heidnische Hauptmann Longinus mit der Lanze in Seite und Herz beigebracht hatte. Warum wurde es zerstochen, dieses „demütige und sanftmütige Herz"?[19] Jetzt kann sie noch einmal in seine gebrochenen Augen schauen. Warum erlosch so früh der Glanz dieser Augen, aus denen für alle Sünder und Leidende immerdar ein Himmel voll Barmherzigkeit und Güte schaute? Was für Böses hatten diese Hände begangen, daß sie so grausam verrenkt und zerfleischt worden waren? Und diese Füße, daß sie so unbarmherzig an das Marterholz genagelt worden waren?

Beweinung des Herrn hat man diese Darstellungen auch wohl genannt. Die Sonne ist bereits untergegangen und der Abend drängt, den Leib des Herrn zur Erde zu bestatten. Aber die Liebe und Verehrung der kleinen Gruppe von Frauen und Männern sträubt sich dagegen, sich so rasch von ihm zu trennen, man gibt sich noch eine Zeit der stummen Klage und wortlosen Betrachtung des Gemarterten hin und läßt dabei den Tränen freien Lauf. Ecce homo! So hatte der Heide Pilatus gestern nach der Geißelung den lebenden Herrn dem Volke vorgestellt, um das natürlich menschliche Mitleid für ihn zu erregen. Vergebens! Jetzt stellt christlicher Glaube den toten Erlöserleib der Menschheit dar mit dem Worte des Johannesevangeliums: ecce agnus Dei qui tollit peccatum mundi, „sehet das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt."[20] Pilatus fand

kein Gehör. Weg mit ihm, so schallt es ihm zurück. Das Wort des Evangeliums aber fiel in Myriaden und Milliarden von Menschenseelen und fand stürmische Zustimmung und Beherzigung.

Auch andere Mütter sind Schmerzensmütter. Wie zahllos viele sind es durch den Krieg geworden. Ja, in gewisser Weise ist es jede Mutter; denn jede bangt fast immer für das Leben ihres Kindes, das sie in Schmerzen geboren hat. Aber Maria ist doch Schmerzensmutter in solch überwältigender Größe, daß keine zweite neben ihr Platz gewinnen kann. Vertiefen wir uns ein wenig in die Sache. Zunächst muß es sie zermalmen, daß man den Herrn unschuldig zum Tode überliefert. Was der heidnische Hauptmann am Ende der Leidensszene erschließt: „Wahrlich, dieser Mensch war ein Gerechter“,[21]) das wußte Maria schon vorher und wußte es schon immer. Selbst Fremde werden erschüttert, wenn ein Unschuldiger zum Tode verurteilt wird. Wieviel mehr die Mutter, die wie Maria von der Unschuld des Sohnes überzeugt ist. Wir würden es verstehen, wenn die Mutter mit erhobenen Händen, dann flehend, dann drohend, beteuernd und klagend sich unter die Priester und Schriftgelehrten stürzte, das Leben des Kindes von ihnen zurückzufordern. Aber die „Magd des Herrn“ ringt nach der Geduld, sich in die Fügung ihres Herrn zu schicken und ihm allein das Gericht über die Mörder ihres Sohnes zu überlassen. Wir wissen aber alle, wie schwer das ist. Unsagbar mußte ihre Seele auch leiden durch die grausame Tatsache, dem gequälten Opferlamm in keiner Weise helfen zu können. Wir erfahren es öfter, wie selbst gefühllose Menschennaturen in Augenblicken höchster Lebensnot des Mitmenschen weich und

mitleidig werden. Jeder will helfen und möchte der erste sein unter denen, die zu Hilfe eilen. Maria kann dem Sohne in seiner Qual nichts erleichtern, nicht einen einzigen Dorn aus seinem Haupt voll Blut und Wunden lösen, nicht eine einzige Wunde seines zermarterten Leibes schließen, nicht einen einzigen Labetropfen seinen durstigen Lippen spenden, nicht einmal ein stilles Wort mütterlichen Trostes zusprechen, wie wir Ähnliches am Leidenslager der Unsrigen so reichlich zu tun vermögen. Die Mutter muß es einfach ansehen und hinnehmen, daß man ihren Sohn langsam und gefühllos zu Tode martert.

Das Leiden der Mutter des Gekreuzigten war Mitleiden. Mitleiden ist Seelenleiden. Der Prophet Simeon hatte damals im Tempel richtig geweissagt, als er von dem Schmerzensschwerte sprach, das ihre Seele durchbohren werde. Dieses Schwert wühlt jetzt in ihrem Herzen. Je unsichtbarer seine Schnitte und Stiche sind, je lautloser es seine Arbeit tut, desto weher ist sein Leid. Man kann es schon jetzt sagen, diese Wunden werden fortbluten, auch wenn die Leidenstragödie ihr Ende gefunden hat. Leibeswunden schließen sich wieder; Seelenwunden wollen selten vernarben. Je edler und tiefer der Geist, je länger und schmerzlicher sein Leid.

„Du Königin der Märtyrer!" So beten wir in der Lauretanischen Litanei. Das Martyrium ist die freiwillige Hingabe des Lebens aus Liebe zu Gott. Beim Martyrium fließt Blut; wir wissen es alle aus der Geschichte der Märtyrer. Es gibt aber auch ein geistiges Martyrium. In ihm wird zwar kein Blut vergossen, aber die Kräfte des Lebens werden dennoch auf-

gerieben und zwar nicht etwa in der tätigen Arbeit für Gott — auch das ist möglich —, sondern in stillem Leid, in der schweigenden Geduld, in der stummen Ergebung. Wir meinen, wir ahnten es, daß dieses geistige Martyrium nicht nur ein wirkliches und wahres ist, sondern sogar ein äußerst heroisches, mutiges, königliches. Ein solches stilles Seelenmartyrium war das der hl. Maria. Wir lesen bei Lukas, daß die Frauen aus der heiligen Stadt, die dem Herrn auf seinem letzten Gange traurig in den Weg traten, ihm ihre Teilnahme und ihr Mitgefühl zu bekunden, „ihn beklagten und beweinten". Der Herr wehrt es ihnen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder."[22]) Wir verstehen die Zurechtweisung des Herrn. Weinen sollen sie, Trauern ist Pflicht, aber sie sollen sich des Grundes der Tränen bewußt werden. Ihr Weinen soll zum Nachdenken werden, zur Einsicht, die sich zu sich selbst wendet: zur Selbsterkenntnis. Alles Leid des Leibes soll zum Leid des Geistes werden. Und alles Leid des Geistes soll zum Leid des Glaubens werden. Alles Leid des Christen soll Märtyrerleid werden. Alles Märtyrerleid entquoll aus Glaubensgeist. Rechter Glaubensgeist aber ist Liebesgeist. Maria unter dem Kreuze ist die Königin der Märtyrer. Wir beobachten es mit tiefer Ehrfurcht, daß Maria nicht nach der Art der klagenden „Töchter Jerusalems" trauert, sondern ihr Leid lautlos in der gläubigen Seele ausweint. Maria weiß, daß im Leid sich uns der Herr nahet, sie ist überzeugt, daß der Schmerz die Seele für die Heimsuchung Gottes öffnen will. Maria tut beiden auf, dem Boten Gottes und Gott selbst! Im Mittelalter sang man das Lied: „Maria hat auch dapffer gestritten."

Maria hat den Jüngern später das Geheimnis ihrer Vergangenheit eröffnet, das sie bis dahin treu behütet hatte. Sie tat es mit der Versicherung, daß sie „alle diese Dinge in ihrem Herzen bewahrt" habe,[23]) daß sie also genau darüber berichte. Dazu gehörte selbstverständlich auch die Weissagung Simeons im Tempel. In diesen prophetischen Worten war aber nicht nur die Tatsache ihres Leides angekündigt, sondern auch der Grund desselben: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem man widersprechen wird." Diese Worte wirkten wie Sonnenlicht in all ihren Lebenslagen und leuchteten mit ihrem hellen Schein in die dunkelsten Wunden ihres Leides hinein. Sollten sie nicht auch unter dem Kreuze in ihrer mütterlichen Erinnerung lebendig geworden sein? Das wird niemand bezweifeln. Maria litt also im Glauben an die göttliche Leitung ihres und des Sohnes Lebens. Und dieser Glaube verklärte ihr Leiden, wie immer, so besonders in den furchtbaren Stunden auf Golgatha. Maria leidet, weiß aber, daß ihr und des Sohnes Leiden seinen letzten Grund in Gottes Vaterwillen hat, den vielen, vielen in der Menschheit zur Auferstehung zu Gott zu verhelfen. Das ganze Lebensleid des Sohnes diente ja diesem Zwecke. Und sicher war der Mutter auch jenes an die Jünger gerichtete Wort bekannt geworden: „Der Menschensohn ist gekommen, sich nicht bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele."[24]) Immer und immer wieder mußte das Wort von diesen „vielen" in ihrem Herzen wiedertönen! Und aus dem Glauben an dieses Wort entquoll Licht, und aus diesem Lichte entquoll Geduld, und aus der Geduld entquoll ihre Kraft

zur Bewährung.[25]) Nie in ihrem Leben hat Maria so hoch gestanden als unter dem Kreuze! Wenn das Leid die Probe der Liebe ist, dann hat Maria diese Liebesprobe glänzend bestanden. Der hl. Bernhard vergleicht auch hier Mutter und Sohn. Dieser starb aus Liebe, jene ertrug es aus Liebe, nicht sterben zu können.

„Der Menschensohn ist gekommen, sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele." Zu diesem Zweck war er in die Welt gekommen: sein Leben zu opfern. Aber gehört das Leben des Sohnes in gewisser Weise nicht auch der Mutter? Verdankt jeder Mensch nicht sein Leben in besonderem Grade der Mutter? So meinen wir allgemein. Dann aber hat auch Maria ihren mütterlichen Anteil an dem kostbaren Leben des Herrn unter dem Kreuze opfern müssen. Der Sohn opfert sich dem Vaterwillen gemäß in eigenem hochherzigen Entschluß zur „Auferstehung vieler". Und gerade dabei durchdringt das Schwert die Seele der Mutter. Mutter und Sohn bringen das Erlösungsopfer gemeinsam, jeder freilich in eigener Weise. Der Sohn als das vom Vater hingegebene „Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt";[26]) die Mutter durch natürlich-übernatürliche Einwilligung in dieses Sohnesopfer. Nicht um es zu ergänzen, sondern um ihre natürlich-übernatürliche Verbindung mit dem Sohne in Treue bis zum Tode zu betätigen. Und diese Treue, die sie Gott durch den Engel Gabriel versprochen hat, ist ihr stets, besonders aber unter dem Kreuze, zum teuren Opfer geworden.

Dolor capitis redundat in membra, sagt der heilige Bernhard, „der Schmerz des Hauptes strömt über auf

die Glieder." Maria aber ist dieses Hauptes vorzüglichstes Glied; denn sie ist des Hauptes Mutter. Auf sie ergoß sich der Strom des leidenden Hauptes in seiner ganzen Fülle.

15. Die Sündenlose.

„Eine Makel ist nicht an dir."
Liturgie.

„Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deiner und ihrer Nachkommenschaft. Sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse mit List nachstellen." So hatte Gott nach dem Sündenfall der ersten Menschen gesprochen. Er hat es in feierlichem Richtertone als sittliche Pflicht für die ersten Menschen wie für ihre Nachkommen dahingestellt, daß „Feindschaft" bestehe zwischen ihnen und dem Teufel. Um Freundschaft der Menschen hatte die Schlange gebuhlt und auch einen vorläufigen Erfolg errungen. Aber die Augen waren ihnen aufgegangen, und sie erkannten, daß sie betrogen worden waren. Nunmehr waren sie reif für das tiefe Wort Gottes, zwischen beiden Parteien solle nicht Freundschaft, sondern Feindschaft bestehen. Gott sann auf Mittel und Wege, die alte Freundschaft zwischen sich und der Menschheit wieder anzuknüpfen und herzustellen. Feindschaft mit dem Teufel bedeutet ja Freundschaft mit Gott.

Der Mensch hatte also durch den Sündenfall seine natürliche sittliche Fähigkeit nicht eingebüßt; er hatte keine wesentliche Einbuße an den Kräften seiner Natur für das Gute erlitten. Und wenn dann Gott, wie er verheißungsvoll versprochen hatte, auch seinen über-

natürlichen Beistand der noch verbliebenen guten Natur schenken will, dann läßt sich hoffen, daß diese Feindschaft mit dem Teufel und die Freundschaft mit Gott wieder eine vollkommene werde, wie sie es vor dem Falle gewesen war. Die Väter verstehen die Erlösung als Rückversetzung des Menschen in den paradiesischen Urzustand. Auch schon vor der Ankunft des Erlösers konnte der gefallene Mensch im Glauben an ihn es zu einem gewissen Stande der Sittlichkeit bringen. Besonders haben die Propheten es tief empfunden, daß des Menschen Bestimmung für das Gute eine absolute und unbedingte ist — und mit Jahves Hilfe auch ein erreichbares Ziel.

Dennoch hat es noch lange gedauert, bis in der gefallenen Menschheit das volle Ideal der Feindschaft gegen Satan und der Freundschaft mit Gott verwirklicht wurde. Aber es mußte verwirklicht werden; denn Gott hatte sein Wort gegeben, daß einmal ein Nachkomme des Weibes aufstehen werde, der der Schlange den Kopf zertreten, seine Macht völlig vernichten werde.

Wir wissen es aus seinem eigenen Munde, daß Christus dieser Nachkomme des Weibes und dieser prophezeite Schlangenzertreter ist. Als er aus dieser Welt schied, hielt er vorher eine Abschiedsrede an seine Jünger, in der er einen Rückblick auf sein messianisches Wirken warf. Und dann sprach er: „Es nahet der Fürst dieser Welt, aber", setzt er im siegesgewissen, wuchtigen Tone hinzu: „an mir hat er nichts."[1]) Der Herr will sagen: ich bin rein von seinem Wesen, in mich ist nichts von ihm gedrungen, sein Einfluß brach sich an meiner Seele. Es ist ein tiefes, inhaltsschweres Wort: „An mir hat er nichts."

Etwas Ähnliches behauptet die Kirche auch von Maria, der Mutter des Schlangenzertreters. Sie lehrt, wie wir schon hörten, in feierlicher Weise die Wahrheit von der sündelosen Empfängnis. Aber in der alltäglichen Lehre nimmt die Kirche es auch als eine feststehende Tatsache an, daß Maria niemals in ihrem Leben eine läßliche Sünde begangen hat, daß sie somit auch wie Christus von sich sagen konnte: Es nahte sich mir der Fürst dieser Welt; aber an mir hat er nichts. Ich habe nie in seinem Dienste gestanden; die Feindschaft zwischen ihm und mir war eine gänzliche; meine Freundschaft mit Gott eine vollkommene. Die Kirche gab diesem Gedanken einen lehramtlichen Ausdruck auf dem Konzil von Trient. Hier trug sie dem im gefallenen Menschen verbliebenen natürlichen Hang zur Sünde Rechnung und behauptete, dieser sei auch im Gerechtfertigten so groß, daß „niemand ohne ein besonderes Gnadenprivileg Gottes sein ganzes Leben auch selbst von läßlichen Sünden frei bleiben könne". Aber dann schiebt das Konzil den Satz dazwischen, daß „die Kirche von der allerseligsten Jungfrau" ein solches Gnadenprivileg und somit eine solche Sündenreinheit annimmt.[2])

Wie überall, so beobachtet aber auch hier die Kirche den wesentlichen Unterschied zwischen dem Gottmenschen und Maria. Christus ist nicht nur sündenlos, er ist auch unsündlich. Maria dagegen ist nur sündenlos; mehr wird von der Kirche nicht behauptet. Sie besitzt nicht die Unsündlichkeit. Diese eignet nur Christus und zwar aus einem inneren Wesensgrunde. Seine göttliche Natur war selbstverständlich unsündlich, d. h. unfähig zu sündigen. Aber auch seine menschliche war

der schlimmen Möglichkeit, zu sündigen, entrückt, weil sie innerlich mit der göttlichen Person des Sohnes Gottes verbunden war. Es ist undenkbar, von dieser Person Böses aussagen zu können. Bei Maria liegt die Sache anders. Sie war zwar auch mit Gott verbunden, aber nicht wie Christus durch eine innere Vereinigung in der Person, sondern durch das äußere Band der Gnade. Christi Verbindung war unveränderlich und unauflöslich; das ist ausdrücklich von der Kirche als Glaubenssatz erklärt (Chalzedon: inseparabiliter). Maria war nicht durch ein Wesensmoment ihrer Natur mit Gott verbunden, sondern durch das zur Natur hinzugefügte Moment der Gnade. Was aber die Gnade verbindet, das kann die Sünde wieder trennen, und sie trennt es leider oft genug im Leben von Menschen, die durch die Gnade mit Gott vereinigt sind. Keine Gnade, so lehrt die Kirche, ist unwiderstehlich. Also hätte auch Maria ihr widerstehen können? Die theoretische Unmöglichkeit der Sünde darf ihr nicht zugesprochen werden; nur die praktische Tatsache, daß sie in Wirklichkeit nicht gesündigt hat.

Es ist der hl. Augustin, der zum erstenmal diese Wahrheit von der tatsächlichen völligen Reinheit Marias von jeder Sündenmakel in der Kirche ausgesprochen und auch klar begründet hat. Seine Worte darüber lauten folgendermaßen: „Wenn von Sünden die Rede ist, dann will ich, daß Maria ausgenommen wird und über sie keinerlei Frage angeregt wird, wegen der Ehre des Herrn.“[3]) Da haben wir beides: die Sündenlosigkeit Marias und die Begründung. Die Ehre des Herrn muß im sündenreinen Leben Mariens gerettet werden. Gott mußte mit seiner Gnade das dunkle Ge-

spenst der Sünde von der Mutter fernhalten, ihr Schatten wäre mit auf den Sohn gefallen und hätte dessen Ehre vermindert. Und das durfte nicht sein und konnte nicht sein, so empfand und dachte richtig der hl. Kirchenvater und zwar ganz im Sinne des Glaubens.

Er hatte auch eine äußere geschichtliche Veranlassung, diese dogmatische Wahrheit so energisch hervorzuheben. Die Väter vor ihm hatten alle gewisse Tugenden Marias mit hohen Lobsprüchen gepriesen. So den Glauben und den Gehorsam in dem Vergleich mit Eva, auch die Jungfräulichkeit und Demut. Einige aber hatten doch von der völligen Sündenreinheit eine ganz unzulängliche Auffassung. Sie wußten aus allgemein menschlicher Erfahrung, daß überall, wo Tugend ist, auch noch Sünde sich ein- und beimischt. Und nun übertrugen einige Kirchenväter voreilig auch auf Maria diese Erfahrungswahrheit; und da sie diese nicht im Evangelium bestätigt fanden, so sannen sie auf Schwächen im Leben Marias und fanden dann auch solche. Durch eine ganz unglückliche und künstliche Auslegung des Wortes des Propheten Simeon im Tempel: „Deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen", kamen sie dazu, einen Schatten auf Marias Reinheit zu werfen. Sie deuten das Schwert unbegreiflicherweise von einem Glaubenszweifel, der im Leiden des Sohnes ihre Seele verwundet habe. Andere dachten an Eitelkeit, die das Mutterherz ob der Größe des Sohnes beschlichen haben könnte. Wenn nun auch alle diese Väter wieder große Lobredner der Tugenden Marias sind, so hatten sie doch durch solche Einfälle über deren Schwächen das sonst glänzend gemalte Bild in seinen Nebenzügen wieder etwas entstellt. Wir begreifen somit das Verdienst des

großen Kirchenvaters Augustinus, der ein solch entschiedenes und bestimmtes Urteil über Marias Sündenlosigkeit aufgestellt hat. Wo immer von irgendwelcher Sünde die Rede ist, da soll man nicht an Maria denken. Bei dem großen Ansehen Augustins begreift es sich leicht, daß es fortan kein katholischer Theologe mehr wagte, die sonderbaren und grundlosen Einfälle der Alten zu wiederholen.

Die Kirche verschließt sich bei ihrer Lehre von der völligen Sündenreinheit Marias nicht der Einsicht, daß alle Menschen sündhaft sind. Sie läßt die Sündhaftigkeit Marias insofern bestehen, als sie *nicht* ihre innere Unsündlichkeit lehrt. Die Kirche lehrt aber, daß jeder Mensch die sittliche Pflicht hat, gegen das Böse zu kämpfen, und daß jeder in diesem Kampfe mit der Gnade Gottes die Versuchung zur *schweren* Sünde siegreich überwinden kann. Aber das Freibleiben von aller und jeglicher *läßlicher* Sünde, und zwar nicht für einige Zeit, sondern fürs ganze Leben, ist ein sittliches Ziel, das auch den größten Heiligen nicht gelingen will. Grade in dem Augenblicke, meint der hl. Thomas von Aquin, wo wir mit der Versuchung um die *eine* läßliche Sünde ringen, überrascht uns die Versuchung zu einer *anderen* und bringt uns plötzlich zum Fall. Man versteht es ja leicht, daß uns die läßliche Sünde viel leichter überrascht als die schwere. Deshalb fordert die Kirche für das *vollkommene* Freibleiben von dieser ein besonderes göttliches Gnadenprivileg und nimmt ein solches für Maria wirklich an. Sie folgt da der Einsicht des heil. Augustinus, der sagt: „Wir wissen, daß jener ein größeres Maß von Gnaden geschenkt worden ist, die da verdiente, den zu empfangen und zu gebären, von dem es

feststeht, daß er keine Sünde gehabt hat."[4]) Der hl. Johannes sagt, daß Christi Erlösungsopfer so umfassend und einflußreich sei, daß es sogar *zurückwirkte* bis an den Anfang der Welt.[5]) Wenn seine rettende und heiligende Wirksamkeit nun bis in die weiteste Ferne reichte, welche Kraft wird sie dann in der entfaltet haben, die den Erlöserleib aus dem ihrigen geliefert und die Erlösungsfähigkeit des Sohnes mit bedingt und bewirkt hatte. Der hl. Johannes, der den hohen Vorzug vor den übrigen Aposteln vom Herrn empfangen hatte, seiner Mutter als „Sohn" zu dienen, der sie in sein Haus aufgenommen und ihren Wandel nach der Auffahrt des Herrn aus nächster Nähe beobachtet hatte, entwirft von ihr in der Geheimen Offenbarung ein glänzendes Bild. Er schaut sie wie ein „Weib mit der Sonne umkleidet".[6]) Wenn dieses Bild auch ihre *gesamte* Herrlichkeit und Würde zum prächtigen Ausdruck bringt, dann erinnert es doch vorzüglich an die sittliche Reinheit ihrer Seele, die wie Sonnenglanz leuchtet. Sonnenlicht ist das reinste Licht, was wir kennen. Sonnenreinheit ist so groß, daß selbst Christus als „Sonne der Gerechtigkeit" bezeichnet wird.

Wer aber eine solch ideale Reinheit der allerseligsten Jungfrau annimmt, der muß sie auch *denkbar* machen. Wir möchten auf diese Frage zunächst die Antwort geben, die der Heiland den Jüngern gab, als sie ihm das Bedenken vortrugen, ob überhaupt wohl einer selig werden könne. Er hatte versichert, daß Gott ihnen aus Gnade „das Reich gegeben habe".[7]) Also war es so gut wie sicher, daß sie es endlich erreichen würden, trotz aller Schwierigkeiten; „denn was bei den Menschen (so gut als) unmöglich ist, das ist bei Gott möglich; *denn bei*

Gott ist kein Ding unmöglich."[8]) Wem Gott ein Ziel steckt, den vermag er auch zum Ziel zu führen. Ein solches Ziel hatte er der allerseligsten Jungfrau in der Gottesmutterschaft gegeben. Die erste grundlegende Ausrüstung in diesem Ziele schenkte er ihr in der makellosen Empfängnis. Er gibt aber immer in der Absicht, um noch mehr zu geben, wenn ihn der menschliche Wille nicht hindert. „Gnade um Gnade", eine neue Gnade für den guten Gebrauch der vorhergehenden.[9]) Wir dürfen diesen besten guten Willen bei der „Magd des Herrn" annehmen. Wir täuschen uns nicht, wenn wir die größte Bereitwilligkeit des Herzens voraussetzen, jeder sanften Einsprechung der Gnade zu folgen.

Die Theologen des Mittelalters haben der Sündenreinheit Marias lange Ausführungen gewidmet. Sie wußten auch wohl, daß in dem durch Christus Erlösten die natürliche Neigung zur Sünde verblieben ist. Conflictus ad agonem relictus est, so hatte schon Augustin diese Tatsache erläutert. Der Widerspruch der Natur soll durch Kampf überwunden werden. Und dem Siege winkt der Preis des Lohnes. Indessen ist der Schauplatz, worauf sich dieser Kampf abspielt, verschieden; er kann sich auf dem Gebiete des Sinnlichen und des Geistigen vollziehen. Die Kämpfe mit der Sinnlichkeit sind für reine, edle Menschen die empfindlichsten. Sie sind auch diejenigen, bei denen der Mensch den Widerspruch zwischen seinem besseren und schlechteren Selbst am schmerzlichsten empfindet. Wie beweglich klagt der Apostel Paulus über diese durch das „Fleisch" in den Menschen gebrachte Disharmonie und Zerrissenheit. Und wie ohnmächtig steht der bessere Mensch den Regungen der Sinnlichkeit zeitweilig gegenüber. Aufruhr im

Geiste kann er durch einen kräftigen Willensakt mit der Gnade sofort bändigen. Rebellion des Fleisches fordert geduldigeren und anhaltenderen Widerstand zur Besiegung. Es liegt etwas Demütigendes in der Erkenntnis, solchen Kämpfen mit der niederen Natur sich naturnotwendig ausgeliefert zu sehen. Alle Heiligen haben das empfunden und mit Scham bekannt.

Die Theologen sind der festen Überzeugung, daß Gott Maria diese Kämpfe mit der rebellischen Sinnlichkeit völlig erspart hat. Sie sprechen die hl. Jungfrau nicht nur frei von jeder Art sinnlicher Regungen, sondern behaupten auch, daß Gott mit seiner Gnade alle physische, natürliche Ursache derselben entweder ganz von ihr genommen habe oder diese doch niemals in Wirklichkeit habe übergehen lassen. Sie denken dabei nicht an eine etwaige Zerstörung der Natur, aber an eine durch eine besondere göttliche Gnade bewirkte Bindung jener Kräfte, die jene Kämpfe verursachen. Eine solche Bindung ist um so begreiflicher, als es auch im Leben der Menschen Zeiten gibt, wo er noch nichts von der Begierlichkeit weiß, oder wo er schon nichts mehr von ihr weiß. Und ist nicht der Tag des Empfanges der heiligen Eucharistie für viele, viele, die selbst in heißen Kämpfen stehen, sehr oft ein Ruhetag, wo sich die Bitte der heiligen Messe an ihm erfüllt, daß die heilige Speise dem Empfänger zu einem „Schutzmittel für Geist und Leib werde und zu einem Heilmittel". Sollte der Leib des Herrn im Schoße der allerseligsten Jungfrau geringere Kraft haben als der eucharistische? Oder war die Vereinigung damals eine schwächere wie durch das heilige Sakrament? Das würde dem Worte Augustins widersprechen, der da sagt, daß Maria den Herrn nicht

nur im Fleische, sondern auch im Geiste empfangen hat, nicht nur im Schoße, sondern auch im Herzen.

Virgo purissima! Du reinste Jungfrau! Aber gerade die Heilung des Fleisches ist die notwendigste Voraussetzung für diejenige, worin die jungfräuliche Reinheit erstmalig, vorbildlich und gleichsam wirkursächlich erstrahlen sollte. Es will uns nicht in den Sinn, daß auch diejenige, worin die Jungfräulichkeit wie in einem Ideal aufglänzen sollte, der Regung der Sinnlichkeit sollte unterworfen gewesen sein. Ja, schon der Gedanke ist uns unerträglich, daß jene, die dem Gottlogos mit ihrem Fleische so auserlesene Dienste in der Menschwerdung leisten sollte, mit eben diesem Fleische überhaupt jemals im Kampfe gelegen haben könnte. Ein solcher Kampf berührte sich auch äußerst nahe mit der Erbsünde, von der sie doch Gott frei bewahrt hatte. Und dann: „Wo die Liebe wächst", sagt Augustin so oft, „da stirbt die Begierlichkeit."

Es könnte jemand denken, wo der Kampf fehlt, da gibt es auch kein Verdienst; und, so kann man noch hinzufügen, da fehlt auch das Beispiel und das Vorbild. Aber das wäre voreilig geschlossen. Der Heiland sagt einmal: „Wem viel gegeben ward, von dem wird viel gefordert werden; und wem man vieles anvertraut hat, von dem wird man desto mehr verlangen."[10]) Das ist ein tiefes Wort. Es enthält auch für Maria ein sittliches Gesetz. Ihr war in der Befreiung von der Begierlichkeit ein großes Gnadengeschenk gegeben. Aber die Bewahrung desselben war ihre sittliche Aufgabe, die sie zu lösen hatte. Hatten nicht die ersten Menschen im Paradiese ähnliche und gleiche Gaben empfangen? Sie haben sie nicht bewahrt. Maria

trug einen vollen Schatz in ihren Händen, aber sie trug ihn sicher und hielt ihn fest. Sie hat nichts von dem verschleudert, was die Gnade ihr so reichlich gegeben hatte! Sie spricht im Magnifikat ihren Dank für Gottes Gabe betend aus; wirklicher und wahrer wurde dieser Dank noch durch die Treue und den Gehorsam, womit sie Gottes Gnade im Leben entsprach. Es war auch ihre große sittliche Aufgabe, die der Herr in der Geheimen Offenbarung verkündet: „Bewahre, was du hast, damit dir niemand deine Krone nehme."[11])

Dazu tritt noch ein ganz neuer Gedanke. Wenn wir von Begierlichkeit hören, dann denken wir meistens an die des Fleisches. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß es auch eine Begierlichkeit des Geistes gibt. Und die allgemeine Erfahrung lehrt, daß diese geistige Begierlichkeit viel früher erwacht und viel länger lebt als die fleischliche. Wenn letztere längst erstorben ist, treibt sie noch ihr unseliges, verhängnisvolles Wesen. Wir wollen nicht vergessen, daß jede Sünde Selbstsucht ist. Die Selbstsucht aber hat ihren Hauptsitz im Geiste. „Was in der Welt ist", sagt der hl. Johannes, „ist Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens."[12]) Von einer dieser drei Lüsten wird ein jeder angefochten. Ist es nicht die Fleischeslust, so lauern die beiden anderen uns auf. Der Versuchung kann niemand völlig entgehen: „sonst müßtet ihr ja aus dieser Welt laufen", sagt Paulus.[13]) Die Versuchung wagte sich sogar an den Gottmenschen heran.[14]) Und es braucht nicht einmal eine Begierde zu sein, woraus sie entspringt, es kann auch, was gerade für die sittliche Größe Marias besonders bedeutungsvoll ist, aus dem Leide aufsteigen!

Ja, es ist sehr schwer zu sagen, woraus die größte Anfechtung entsteht, aus Lust oder aus Leid. Schon der hl. Augustin stellt beide nebeneinander. Er sagt: „Zwei sind es, die die Menschen zur Sünde entweder verlocken oder antreiben: die Lust und der Schmerz. Die Lust lockt, der Schmerz treibt. Gegen die Lüste ist die Selbstbeherrschung notwendig, gegen die Schmerzen die Geduld.“ „Der Lust geht die Verheißung vorher, dem Schmerz die Drohung.“ „Deshalb hat es Gott gefallen, gegen jene beiden, von denen die eine als gleisnerische Versprechung, die andere als schreckvolle Drohung auftritt, Versprechung und Drohung aufzustellen, die Versprechung des Himmelreiches und die Drohung mit den Strafen der Hölle. Süß ist die Lust, süßer ist Gott; schlimm ist der zeitliche Schmerz, aber schlimmer ist das ewige Feuer.“[15]) Mit der Menschenseele spielen Lust und Schmerz. Und in dieses zweifache Spiel fühlt sich jede menschliche Seele verflochten. Auch die Seele Marias. Und es galt auch für sie, aus diesem Doppelspiel der Versuchung in demütigem Glauben und in standhafter Geduld ihre Seele zu retten. Und wenn die sinnlichen Versuchungen ihr erspart blieben, stürmten die geistigen mit um so tobenderer Gewalt bisweilen auf sie ein. Und wenn jene Väter, die auf ihre Makellosigkeit einen Schatten fallen ließen, an die Kreuzigungsszene dachten, dann hatten sie darin recht, daß sie sich Maria dort in den größten Seelenkampf hineingestellt dachten. Darin freilich vergriffen sie sich völlig, daß sie meinten, Maria sei für den Augenblick in diesem Kampfe unterlegen. Davon sagt das Wort vom „Schwerte, das ihre Seele durchdringen werde“, nicht das mindeste, ebensowenig irgend ein anderes Wort des Evange-

liums. Die ganze katholische Christenheit ist sich einig darin, daß jenes Schwert das Schwert des Leides war, das in ihrer Seele wühlte, sie durchbohrte, aber nicht tötete.

Die katholische Heiligenverehrung hat einen doppelten Sinn. Wir sehen in ihr sittliche Ideale, denen wir irgendwie nachfolgen wollen; und wir halten sie in gewisser Weise für Helfer in unserer sittlichen Not, die wir anrufen dürfen. Der letzte Punkt hat seinen starken Rückhalt an der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen; der erste in der allgemeinen Erfahrungstatsache, daß ein gutes Beispiel auf uns einen starken Einfluß ausübt, stärker als gute Worte. Deshalb wird es auch so stark in der Heiligen Schrift gefordert und betont.

Betrachten wir im Lichte der Wahrheit vom guten Beispiel die Makellosigkeit der hl. Maria, so darf es uns keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß sie trotz ihrer hohen Begnadigung, ja gerade wegen ihrer, uns in wahrhaft menschlich-heiliger Weise ein sittliches Vorbild sein kann, ein höchstes Ideal der Reinheit, dem wir alle wenigstens nachstreben können und sollen. Es wird diese ihre wirkliche Vorbildlichkeit nicht selten von strebenden Seelen verkannt; sie denken sich die Sache so, als wäre Maria durch die Gnade zu einem Wesen höherer Art geworden, bei dem alles Menschliche in der Gnade untergegangen und von dem Übernatürlichen gleichsam verschlungen sei. Daß das völlig falsch ist, könnten sie schon aus dem ersehen, was die Heilige Schrift von Christus sagt, der doch unendlich über Maria steht, nicht nur in seiner Gottheit, sondern auch durch die persönliche Vereinigung mit dem Gottlogos. Von ihm sagt aber Paulus, daß „er in

allem uns gleich geworden ist, die Sünde ausgenommen".[16]) Deshalb mahnt uns Petrus, daß „wir seinen Fußtapfen nachfolgen sollen".[17]) Und der Herr selbst erinnert uns immer wieder daran, daß er der „Meister" ist, in dessen Bild der „Jünger" sich spiegeln muß.[18]) Wenn also selbst der Gottmensch seine Vorbildlichkeit für uns durch das unendliche Gnadenmaß nicht verliert, dann um so weniger seine rein menschliche Mutter, „die Magd des Herrn". Die ihr von der christlichen Frömmigkeit so reichlich zugesprochenen Titel der Vorbildlichkeit sind daher nicht Worte einer leeren Lobpreisung — sie wären es, wenn Maria kampflos über die Erde gegangen wäre —, sondern wahrhaft ernst zu nehmende, aus dem Glauben geschöpfte Überzeugungen. „Du reinste Jungfrau", „du keuscheste Jungfrau", „du getreue Jungfrau", „du Spiegel der Gerechtigkeit", „du Königin der Bekenner", „du Königin der Märtyrer", „du Königin aller Heiligen". Diese und ähnliche Lobpreisungen werden durch die Lehre von der Sündenlosigkeit Marias nicht umgestoßen, sondern gestützt und getragen!

Nun begreifen wir auch, daß die Kirche seit der Väterzeit in Schrift und Liturgie so oft von „Verdiensten" Marias redet. Maria blieb trotz ihrer reichen Gnadenfülle verdienstfähig. Ja, sie wurde es erst durch eben diese Fülle. Je mehr Gott in ihr wirkte, desto mehr vermochte sie selbst zu wirken. Die Theologie hebt es immer und immer hervor, daß die Gnade die Natur nicht zerstört, sondern vervollkommnet, indem sie deren Kräfte erhöht, aber voraussetzt. Ja, so sehr ist die Gnade an die Natur gebunden, daß sie gar nicht einmal ohne diese zu existieren vermag.

Tota pulchra es, amica mea et macula non est in te! „Ganz schön (rein) bist du, meine Freundin, und eine Makel ist nicht an dir.“[19]) Die Kirche wendet dieses Schriftwort, das ursprünglich nicht auf Maria geprägt ist, auch auf sie an. Nicht um ihren Glauben an deren Sündenlosigkeit daraus abzuleiten, sondern, nachdem sie diese anderweitig erkannt hat, damit auszusprechen. Maria trat „ganz schön“ und makellos ins Dasein. Aber sie hat sich auch in dieser Schöne und Reinheit erhalten. Sie hat gewiß noch mehr als fünf Talente empfangen, aber sie hat auch mehr als fünf dazu gewonnen. Auch unsere Stammeltern traten makellos ins Dasein. Wir wissen, daß sie nicht geblieben sind, was sie waren. Gerade dieser Unterschied ist es, der die Väter so früh auf den Gedanken der Parallele Eva-Maria gebracht hat. Anfangs beide gleich, nachher beide so verschieden; bei Eva aus Mangel der eigenen Mitwirkung, bei Maria aus Treue in dieser Mitwirkung. Und auch jener andere Vätergedanke, auf den wir so oft stoßen, gehört in diesen Zusammenhang: Maria habe es in gewisser Weise verdient, Gottes Sohn zu empfangen. Verdienst setzt sittliche Mühe und Arbeit an sich selbst voraus.

Ein altes äthiopisches Marienlied drückt diese Wahrheit in folgender Weise aus: „Wessen Liebe hat Gott vom Himmel gezogen und auf die Erde steigen lassen, bis sie ihn dem Tode opferte, wenn nicht deine Liebe, du Blume, die an Schönheit nicht ihresgleichen hat.“[20]) Diese sittliche Reinheit ist auch der Grund, weshalb besonders in der morgenländischen Poesie die ganze Erscheinung Marias als ein Duft und Wohlgeruch vor Gott und Menschen gepriesen wird. „Aarons

Duftgewürz ist Maria, Blume, Zimt und Kaneel", heißt es in demselben äthiopischen Hymnus.[21])

Rosa mystica, „du geheimnisvolle Rose". Wie eine Blume erscheint Maria in ihrer Makellosigkeit dem betrachtenden Sinne, auch der lateinischen Väter und Theologen. Die Blume kündet sich schon von fern an durch ihren Wohlgeruch. Sie entzückt bei naher Betrachtung aber auch durch ihre Schönheit. Unser Auge wendet sich ab von der häßlichen, dürren Form und schmutzigen Farbe der im Verwelken und Vergehen befindlichen Blume; aber es ruht mit Entzücken auf den wundervollen Bildungen der aufbrechenden Knospen und ihren keuschen Farben. Als eine solche Blüte geheimnisvoller Herkunft und Bildung erscheint Maria in der katholischen Frömmigkeit. „Schön ist Maria", sagt der hl. Thomas, „erstens wegen des weißen Glanzes der Jungfräulichkeit; zweitens wegen der roten Farbe der Liebe; drittens wegen der auf rechtem Wege schreitenden Heiligkeit; viertens wegen der wohlwollenden Demut; fünftens wegen der Blumen der ansprechendsten Sitten, und sechstens wegen der schönen Blütenblätter süßester Rede."[22])

Auch in die kirchliche Liturgie ist diese Bildersprache übergegangen. Die Kirche legt Maria die Worte der Schrift in den Mund: „Gleichwie Zimt und wohlriechender Balsam gab ich Duft, und wie köstliche Myrrhe spendete ich lieblichen Geruch."[23]) Paulus rühmt sich, daß er in seiner apostolischen Wirksamkeit ein „Wohlgeruch" für die damalige Welt geworden sei.[24]) Und Augustin erweitert diesen Gedanken, daß alle wahrhaft Heiligen und Gläubigen ein solcher Duft für ihre Zeit gewesen seien. Möchten auch wir es für

unsere Zeit sein, ein jeder an seinem Platz. Maria gibt uns dafür das leuchtende Beispiel. „Ziehe mich dir nach, wir wollen laufen dem Dufte deiner Salben nach.“[25])

16. Marias Geistesgröße.

„Großes tat er an mir!“

Lk. 1, 49.

Geistige Größe pflegen wir nach großen Maßstäben zu messen. Wer nicht ein gutes Maß über seine Mitmenschen hinausragt, den können wir nicht als groß anerkennen. Unter uns Menschen ist bei der Beurteilung meist der Erfolg von entscheidender Bedeutung. Nicht was einer gewollt hat, sondern was er erreicht hat, macht den Menschen in den Augen seiner Mitmenschen meistens groß. Erfolge aber sind stark von äußeren Umständen abhängig. In einer Kirche Roms liegt der letzte deutsche Papst Hadrian VI. († 1523) begraben, der trotz besten Willens wenig oder nichts vollbringen konnte. Auf seinem Denkmal steht die Inschrift: „Soviel kommt darauf an, in welcher Zeit auch ein Bester geboren ist.“ Die Zeit und ihre Umstände machen manchen Großen klein und manchen Kleinen groß.

Von Jesus sagten die Leute: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest und auf niemand Rücksicht nimmst; denn du siehst nicht auf die Person des Menschen.“[1]) Das war ein richtiges Urteil. Zu den heuchlerischen Pharisäern sprach der Herr: „Ihr stellet euch rechtschaffen vor den Menschen; aber Gott kennt eure Herzen; denn was hoch ist vor den Menschen, ist vor Gott ein Greuel.“[2]) Vorhin war der Erfolg der Maßstab gei-

stiger Größe, jetzt ist es der äußere Schein der Größe bei wahrer innerer Kleinheit und Nichtigkeit. Christus unterscheidet also scharf zwischen dem, was ein Mensch *ist* und dem, was er zu sein *scheint*. Weder äußerer Erfolg noch eigene Selbsteinschätzung machen in seinen Augen die wahre Größe des Menschen aus. Deus novit corda vestra. „Gott kennt eure Herzen."[3]) Wahre Größe ist geistige Größe. Und nicht einmal jede geistige Größe, sondern die, die das Urteil Gottes für sich hat.

Maria gehört zu den Großen auf Erden. Trotz ihrer tiefen Demut fühlte sie dies selbst. Sie wußte vom Engel und aus ihrem eigenen Gewissensbewußtsein, daß ihre Größe keine eingebildete, noch weniger eine angemaßte Scheingröße war, sondern wahre, eigentliche Größe, die Gottes Urteil für sich hatte, vom Allwissenden anerkannt und bestätigt worden war. Was der Psalmist von der alttestamentlichen Braut eines von ihm geschilderten Königs sagt: „Die vollkommene Herrlichkeit der Königstochter ist im Innern",[4]) das gilt auch von dieser Königstochter des Neuen Testamentes: ihre Glorie ist *inwendig*. Äußerlich blieb sie trotz der großen Geheimnisse, in die sie eingeweiht worden war, die demütige Erscheinung, die sie bisher gewesen war. Wir hörten bereits, daß auch der Herr nichts tat, um sie hervorzuziehen. Gott schenkte der hl. Jungfrau keine äußerlich glänzenden Charismen, wodurch etwa der Schimmer einer Wundertäterin, einer Prophetin oder Evangelistin auf sie gefallen wäre. Und doch war sie groß vor Gott, der „die Herzen kennt".

Worin bestand die innere Größe der allerseligsten Jungfrau? Um das zu verstehen, wird es gut sein, sie

mit Christus zu vergleichen. Ein solcher Vergleich ist nicht unstatthaft, wenn er verständig vollzogen wird. Zur Vorsicht stellen wir den Satz des hl. Bonaventura an die Spitze, daß „die Person der Mutter unendlich niedriger ist als die Person des Sohnes". Hier der Gottmensch, dort ein schlichter Mensch. Noch ein anderer Satz soll uns als Leuchte dienen: wir vergleichen Christus seiner menschlichen Natur nach mit Maria, nicht gemäß seiner göttlichen Natur.

Christus war Gottmensch. Die Gottheit in ihm wurde aber nicht zur Menschheit, und die Menschheit wurde nicht zur Gottheit. Aber seine göttliche Person besaß die menschliche Natur als sein Eigentum. Sie ließ sie als menschliche Natur bestehen, aber sie durchdrang sie, verband sie mit sich und beherrschte, lenkte und leitete sie. Jeder sieht sofort ein, daß durch diese innere, innige, persönliche Verbindung die Menschheit Christi außerordentlich erhoben, erhaben und ehrwürdig wird. Sie wird dauernd und unveränderlich mit Gott verbunden, zum unmittelbaren Organ der Gottheit, wodurch diese ihr Werk in der erlösungsbedürftigen Menschheit vollbringen will. Und wenn auch diese persönliche Verbindung an und für sich noch keine eigentliche innere Heiligung bedeutet, dann muß man doch sagen, daß die menschliche Natur dadurch für immer aus dem Bereich des Unheiligen ausgeschieden, einzig und allein für Gott bestimmt und für ihn und seinen Dienst konsekriert wurde.

Ähnliches läßt sich von der hl. Mutter Gottes sagen. Sie ist wahrer Mensch und nichts als Mensch. Aber wie die Menschheit Christi durch ihre persönliche Verbindung mit Gott eine dauernde Konsekration emp-

fing, so eignet Maria eine ganz einzige und unvergleichliche Würde durch ihre Gottesmutterschaft. Worin besteht diese göttliche Mutterschaft? Es ist leicht zu begreifen, daß sie mehr ist als eine äußere Ehrenübertragung und Rangverleihung. Sie gründet ja in dem besonderen sachlichen Verhältnisse, in dem sich eine Mutter zu ihrem Kinde befindet, dem sie das Leben schenkt. Das ist ein leiblich-geistiges Ineinander so unmittelbar, lebendig und gegenseitig, wie man es sonst niemals wieder findet. Wenn man ernstlich erwägt, wer dieses Kind ist, dem sie das Dasein verleiht, und daß sie es ihm in Verbindung mit dem in ihr wirkenden Heiligen Geiste verleiht, dann erhebt sich die zarte, demütige Gestalt der hl. Jungfrau zu der Höhe einer inneren Würde, die in der Theologie mit Recht als „unendlich" bezeichnet wird. Wir wissen dabei ganz gut, daß nur Gott allein wirklich unendlich ist, und daß es ein wahres Unendliches außer ihm nicht geben kann, aber weil Maria eben zu ihm in ein solch inniges Verhältnis der Mutterwürde getreten ist, nennen wir diese unendlich. So ähnlich nennen wir auch die Aufnahme der menschlichen Natur in die göttliche Person Christi unendlich, obschon *diese* Würde der dauernden persönlichen Vereinigung noch unvergleichlich höher steht. Die Theologen sagen daher mit dem hl. Bonaventura, daß Gott wohl eine vollkommenere, bessere Schöpfung hätte hervorbringen können, nicht aber eine vollkommenere Gottesmutter.

Man hat das Große, das in der göttlichen Mutterschaft liegt, von dem Tage der Heimsuchung an, wo es Elisabeth im Heiligen Geiste erkannte, immer in der Kirche empfunden und in jedem Magnifikat mit Marias eigenen Worten gepriesen: Großes hat an mir der All-

mächtige und Heilige getan! Ganz mit Bewunderung und Ehrfurcht vor der Würde dieser Mutterschaft erfüllt, haben die Theologen gefragt, ob Maria durch diese auch innerlich heilig und gerecht vor Gott geworden sei. Der fromme Sinn konnte so fragen und dann auch diese Frage bejahen. Dann aber wäre Maria durch eine ganz besondere und eigene Art vor Gott gerecht und heilig; nicht kraft jener Erlösungsgnade, wodurch alle Seligen und Heiligen Kinder Gottes sind. Jener Gedanke war also gut gemeint, führte aber auf einen Abweg, den kein Licht beleuchtet.

Auch hier hält die Christuslehre die Zügel der Marienlehre fest in den Händen. Christus als Mensch ist mit der zweiten Person in der Gottheit zu einer Einheit verbunden und wird dadurch mit Gott in ganz einziger Weise und noch viel inniger als Maria mit Christus vereint. Und dennoch wird die Heiligkeit und Gerechtigkeit der Seele Christi nicht durch ihre persönliche Verbindung mit Gott hergestellt und bewirkt, sondern durch die heiligmachende Gnade oder die göttliche Liebe, durch jene Gnade also, wodurch jede andere Menschenseele ihre Heiligkeit erlangen soll. Die Gotteskindschaft wird also auch in Maria einzig durch diese allen gemeinsame Gnade in Maria bewirkt. Im Vergleich mit dieser heiligenden, innerlich die Seele selbst durchdringenden, schmückenden und über ihr natürliches Leben erhebenden Gnade ist die göttliche Mutterschaft an und für sich etwas, was der Seele äußerlich bleibt und dem Ganzen der allerseligsten Jungfrau wohl eine Würde verleiht, aber nicht sein Wesen verändert. Es ist klare Lehre Christi, daß man zur Teilnahme an der ewigen Seligkeit des hochzeitlichen Kleides bedarf, und daß die Würde-

stellung im äußeren Reiche Gottes dazu allein noch nicht befähigt.

Aber dieses Gewand prangt bei den verschiedenen Trägern in ganz verschiedenem Glanze. Es ist wiederum bestimmte Lehre der Kirche, daß die Heiligkeit der Heiligen keineswegs in allem gleich ist, sondern Gradunterschiede aufweist. Und diese Unterschiede rühren, wie das Konzil von Trient sagt, daher, „daß wir die Gerechtigkeit in uns aufnehmen *jeder nach seinem Maße*, das der Heilige Geist dem einzelnen zuteilt, wie er will *und* entsprechend seiner eigenen Vorbereitung und Mitwirkung.“[5]) Die Fülle der Heiligkeit leitet sich also her zuerst aus der freien Güte Gottes, der jedem zuteilt, was er will. Sie richtet sich aber auch nach der sittlichen Anstrengung um die Gnade, nach dem Ringen und Sehnen nach ihr, nach den Werken der Demut und Liebe, wodurch wir für ihren Besitz würdig und empfänglich werden. Im höchsten Gnadenmaße steht da auf einziger Höhe die Menschenseele Christi. Die Verklärung auf dem Berge Tabor ist das äußere Symbol ihres inneren Glanzes, worin sie vor Gott leuchtet. Aber neben ihm, dem Reichsten, sollte die Mutter nicht in geistiger Armut stehen. Dafür hatte der himmlische Vater von Anfang an Sorge getragen. Die Gnade der unbefleckten Empfängnis war der erste Keim zu einem Prozeß der sittlichen Entwicklung, die nie wieder stockte und stillestand, die fortwährend anhielt. Der hl. Thomas spricht den vernünftigen Grundsatz aus, daß die Seele je mehr Gnaden von Gott empfängt, je näher sie Gott steht. Nun aber steht Maria dem *Urheber* der Gnade, Christus, so nahe, daß sie von ihm als Gott und durch ihn als Mensch eine weit grö-

ßere Fülle der Gnaden empfangen mußte als alle anderen Menschen. Licht und Wärme wirken je stärker, je näher man ihnen ist. Noch eines ist dabei zu beachten: alle anderen Heiligen empfangen ihre Gnade wesentlich zu gewissen beschränkten Zwecken; Maria aber mußte wegen ihrer universalen Stellung im Reiche Gottes und wegen der Ehre und Würde ihres Sohnes in einer Heiligkeit leuchten, die alle Heiligen und Engel überstrahlte. Es ist undenkbar und gegen jedes religiöse Empfinden, daß der Sohn seine Mutter für seinen Eintritt ins Leben benutzte, dann aber sie dem allgemeinen Gange der gewöhnlichen Vorsehung überließ und in der Menge der gewöhnlichen Heiligen wie ein verschwindendes Meteor sich verlieren ließ. Die Sterne, sagt Paulus, leuchten in verschiedenem Glanze, es gibt Sterne verschiedener Ordnung. Maria war ein Stern ersten Grades. Wir lesen im Alten Testamente, daß die Israeliten die Lade des Bundes mit den Zeichen höchster Verehrung umgaben, sie inwendig ganz und gar mit lauterem Golde ausschmückten, weil sie in den zwei Tafeln des Gesetzes und einem Maß Manna das Unterpfand von Gottes Heiligkeit und Güte enthielt. Die Kirchenväter sehen darin ein Bild der hl. Jungfrau und nennen sie die Lade des Bundes. Schon in alten äthiopischen Marienhymnen wird sie gepriesen als „Lade Gottes, die du stets bedecket bist mit dem reinen Golde der Heiligkeit und nicht mit Silber bloß". „Maria, Bundeslade, die du mit Reinheit gekrönt bist." Die Väter, zumal die des Morgenlandes, sind unerschöpflich in biblischen Bildern und Wendungen, um die Fülle, Schönheit und Liebenswürdigkeit des geistigen Wesens der allerseligsten Jungfrau auszudrücken.

Wenn nun die Israeliten schon ihr Heiligtum der Lade Gottes so herrlich ausstatteten, wieviel mehr, so dachten die Väter, wird Gott dann seine neutestamentliche Bundeslade schmücken, die nicht nur das Gesetz in sich beschloß, sondern den Gesetzgeber selber, nicht nur die vergängliche Speise des Manna, sondern „die unvergängliche Speise" des „Brotes des Lebens", die der himmlische Vater der Welt bereitet hatte.[6]) Schon dem Papste Hippolytus, der um 200 lebte, steigt diese Vergleichung ahnend in der Seele auf: „Der Herr war sündelos aus dem unverweslichen Zedernholze der Menschheit nachgebildet, d. h. aus der Jungfrau und dem Heiligen Geiste."

Wer von der geistigen Größe Marias sich eine Vorstellung machen will, der muß sich mit den Vätern und Theologen versenken in das Wort des Engels Gabriel: „Du bist voll der Gnaden." Wir müssen dabei bedenken, daß das nicht etwa ein Wort des Trostes oder der Barmherzigkeit ist, wodurch Gott den Druck sittlicher Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit von einer schwachen Seele nehmen will, sondern ein Wort freier, freudiger Anerkennung, wodurch der Allheilige ähnlich wie bei Jesus am Jordan seine Liebe und sein Wohlgefallen zum Ausdruck bringt. Es ist ferner nicht ein Wort, das nach menschlichem Maßstabe gepreßt ist, sondern diktiert von der ewigen Gerechtigkeit und Allwissenheit. „Gottes Urteil", sagt Paulus, „geschieht der Wahrheit gemäß."[7]) Somit ist auch sein Urteil über Marias Geistes- und Gnadenfülle gleichsam im Lichte des Jüngsten Gerichtes gefällt, abgewogen mit den ewig gleichen Gewichten seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit. Gott hat wirklich ein volles, gerütteltes und geschütteltes Maß

in ihre Seele geschüttet. Die im Namen Gottes gesprochene Anerkennung über die Gnadenvolle hat einen ewigen Wert, eine absolute Bedeutung; es hängt an ihr das ganze Gewicht des wahrhaftigen Gottes.

Wir sehen, Maria ist wegen ihrer Mutterschaft voll der höchsten Würde und wegen ihrer Gnadenfülle voll der Heiligkeit und Gottwohlgefälligkeit. Ihr geistiges Wesen hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ihres Sohnes. Christi Menschheit ist mit der Gottheit verbunden und dadurch in geheimnisvoller Weise konsekriert. Maria empfing diese Konsekration durch ihre Mutterschaft. Christus wurde in seiner Seele innerlich geheiligt durch die heiligmachende Gnade, auch die Seele Mariens. Beide in unendlicher Fülle, wie sie eine Menschenseele fassen kann. Aber diese Fähigkeit der Seele zur Aufnahme der Gnade hängt wieder von Gottes freier Güte ab, und so ist die Fülle beidemal eine wahre und eigentliche, aber doch wieder eine ganz verschiedene; denn das Seelengefäß ist von ungleicher Größe und Vollkommenheit. So werden wir ja auch im Himmel alle die Fülle der Gottseligkeit empfangen und doch persönlich in verschiedenem Maße selig sein. Maria besaß die Fülle als „Mutter" und „Magd des Herrn", Christus als „Sohn des Allerhöchsten". Christus besaß sie als Haupt der neuen Menschheit, Maria, um der Menschheit dieses Haupt durch ihre Mutterschaft zu vermitteln. Immer ist in der kirchlichen Lehre und Frömmigkeit dieser Unterschied zwischen der Fülle Christi und der Fülle Marias festgehalten. Auch ein Marienverehrer wie St. Bernhard ist hier ganz dogmatisch genau. Elisabeth hat Maria „gebenedeit" genannt und „die Frucht deines Leibes". Dazu schreibt Bernhard: „Nicht weil

du gebenedeit bist, deshalb ist es auch die Frucht deines Leibes, sondern weil er dir mit seinen süßen Segnungen zuvorgekommen ist, deshalb bist du gesegnet. In Wahrheit ist die Frucht deines Leibes gesegnet, in dem alle Geschlechter der Erde gesegnet sind, von dessen Fülle auch du empfangen hast mit den übrigen, obgleich verschieden von den übrigen."[8])

Marias geistige Größe liegt in ihrer göttlichen Mutterschaft und in dem Maß ihrer Gnaden. In beiderlei Hinsicht kann sie in besonderer Weise jeder christlichen Mutter zum Vorbilde dienen. Das Gnadenmaß hängt ab von Gottes freier Güte; auf diese hat kein Sterblicher einen Einfluß. Sie gibt jedem was und wieviel sie will. Aber sie ist auch abhängig von der eigenen Vorbereitung, und hier kann Maria uns lehren, wie wir uns zum weiten Gefäß der Gnade machen können: durch Gebet und stilles Sichhingeben an Gottes Willensfügungen.

Gern wird dann auch die christliche Frau hören, wie hoch die Kirche in Maria die Mutterschaft wertet. Freilich kann keine irdische Mutter daran denken, sich hier mit Maria einfach in eine Reihe zu stellen. Und doch ist es wahr, daß Marias Mutterschaft für die christliche Mutter etwas Vorbildliches enthält. Der Apostel Paulus schreibt einmal, daß „alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden von Gott seinen Namen hat".[9]) Das gilt auch von der Mutterschaft, auch sie ist von Gott. Jede Mutterschaft ist etwas Göttliches, Teilnahme am Leben und Schaffen des Schöpfers des Menschengeschlechtes. Jede Mutter geht in besonderer Weise in das Wirken des lebendigen Gottes ein; sie gibt weiter, was sie von Gott empfangen hat. Auf die, die

Gott zur Mutterschaft berufen hat, legt er etwas von dem Schimmer der geistigen Größe Marias. Möchten alle christlichen Mütter dieses ihres ihnen gottgeschenkten Abglanzes der Mutterschaft Marias sich immer bewußt bleiben. Die Mutterschaft, in christlicher Weise verstanden und ausgeübt, ist für sie der Weg zur Seligkeit. „Die Frau", sagt der hl. Paulus, „soll durch die Mutterschaft das Heil erlangen, wenn sie ausharrt in Glauben und Liebe und Heiligung."[10])

17. Sittlicher Fortschritt.

„Sie schreitet fort wie die aufsteigende Morgenröte." Liturgie.

Jesus sagt im Johannesevangelium:[1]) „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben, und daß sie es in Fülle haben." Man kann also das Leben, das er der Menschheit brachte, in verschiedenem Grade besitzen. Gottes Absicht ist, daß ein jeder es nicht nur überhaupt besitzt, sondern daß ein jeder es in jener Fülle besitzt, die seiner persönlichen ewigen Bestimmung entspricht! Dieses Lebens Ursprung ist reine Gabe Gottes. Dem einen gab er fünf Talente, dem anderen zwei, dem anderen eins.[2]) Der Besitz in Fülle aber ist auch Aufgabe des Menschen, die ein jeder zu lösen hat eben gemäß der ihm verliehenen Talente oder Gnaden.

In dem Gleichnis von den Talenten hat der Herr den sittlichen Fortschritt für uns zum Gebote gemacht. Es ist ein durch und durch neutestamentlicher Gedanke, daß dieses Gebot ganz allgemein für alle gilt. Das Christentum ist beides, Gabe und Aufgabe. Kein Apostel hat das tiefer empfunden und energischer

betont als Paulus. Vor seinem geistigen Blick fällt das ganze Christenleben in zwei Hälften auseinander: in die der Gabe und in die der Aufgabe. Sie bilden für ihn zwei Betrachtungspunkte, die auf den ersten Blick sich ganz auszuschließen scheinen. Redet er von der Gabe Gottes an uns, dann fließt sein Herz über voll Jubel und sein Mund voll Worte, und es scheint dann so, als meine er, es sei mit dieser Gabe allein alles getan. Des Christen Leben sei bereits eine fertige, vollendete Sache, ein glückseliger Besitz, der uns zugefallen ist, und in dessen Genuß man schon auf Erden selig sein könne. „Danket freudig dem Vater, der uns würdig machte, teilzunehmen am Lose der Heiligen im Lichte; der uns von der Macht der Finsternis befreit hat und versetzt hat in das Reich des Sohnes seiner Liebe!“[3]) „Wir sind in Christus ein neues Geschöpf, das alte ist vergangen; siehe, alles ist neu geworden.“[4]) „Gerettet sind wir durch das Bad der Wiedergeburt (der Taufe) und durch die Erneuerung des Heiligen Geistes.“[5]) So Paulus nach der prinzipiellen Seite.

Aber mit solchen Worten über Gottes Gaben will der Apostel die Gläubigen nicht sorglos und gleichgültig machen. Er meint das nur grundsätzlich und versteht es von dem neuen Anfange, weiß aber, daß dieser göttlichen Gabe des guten Anfanges eine menschliche Aufgabe folgt, und fordert nun unter diesem zweiten Gesichtspunkte die Gläubigen so nachdrücklich zur eigenen sittlichen Tätigkeit auf, als wenn noch nichts von unserem Heile in Sicherheit gebracht sei! „Nicht als wenn ich es (mein Ziel) schon erlangt hätte“, sagt er von sich selbst sogar, „oder schon vollkommen wäre, ich jage ihm aber nach, ob ich es wohl ergreifen könne,

weil ich auch ergriffen bin von Jesus Christus",[6]) d. h. durch seine Gnade übernatürlich ausgerüstet.

Paulus ist also von der Gnade Christi ergriffen, und mit ihr jagt er nach dem glückseligen Endziel, damit er es ergreife. Deutlicher kann in ein und demselben Satze die Wahrheit, daß die Gabe sich sofort zur Aufgabe gestaltet, nicht ausgesprochen werden.

Und die Lösung dieser Aufgabe kann nur geschehen durch unseren ununterbrochenen, fortwährenden Fortschritt, durch ein Jagen nach dem Ziele!

Auf dem Wege eines solchen geistigen, inneren Jagens, eines solchen Ringens und Fortschreitens hat auch Maria ihr Ziel angestrebt und erreicht, getreu gegen Gottes Führung und getreu gegen ihr besseres Selbst. Das ist eine Wahrheit, die nicht selten verkannt wird. Manchen will es scheinen, als wenn Maria mit soviel Gnade überschüttet worden wäre, daß für einen Kampf und für einen damit gegebenen Fortschritt überhaupt kein Raum mehr in ihr denkbar ist. Schon die Tatsache, daß Maria im Glauben wandelte, sollte von solchen Übertreibungen abhalten. Denn glauben heißt Kämpfer sein, schauen bedeutet Sieger sein. Gott hat Maria die Palme gereicht, der sie, um den Ausdruck des hl. Paulus zu wiederholen, zeitlebens in starker Treue, Ausdauer und Geduld „nachgejagt" hat.

Der lebhafte, leicht erregte Apostel Paulus spricht selbst von seinen persönlichen Kämpfen, oft sogar in ganz beweglichen Worten. Marias geistiges Leben ist anderer Art. Sie gesteht in überquellenden Gefühlen des Dankes, was Gott Großes an ihr getan hat; aber sie schweigt in Demut von dem, was sie dann auch selbst aus sich gemacht hat. Sie darf es anderen

überlassen, diese ihre eigene Größe hervorzuheben und zu preisen. Elisabeth hat bei der Heimsuchung damit begonnen. Maria weiß im Heiligen Geiste, daß alle kommenden Geschlechter es fortsetzen werden, zu preisen, was Gott an ihr getan hat, aber auch anzuerkennen, was sie selbst an sich getan hat.

Wir beobachten bisweilen, daß ein Fluß wie plötzlich in voller Fülle und Form aus seinem Quellgebiete hervorbricht und gleich so mächtig, daß er Schiffe zu tragen vermag. Wir machen dann den Schluß, daß er bereits unter der Erde im Verborgenen eine Entwicklung durchgemacht hat. Ähnlich verhält es sich auch mit dem heiligen Leben Marias. Wo es im Evangelium auftaucht und sichtbar wird, da rauscht es schon in vollen Wogen. Der Himmel selbst bezeugt seine Freude daran. Wir aber machen den vernünftigen Schluß, daß dieses Leben bereits in der Verborgenheit seinen stattlichen Lauf entwickelt hat. Es sind die vollsten Töne der göttlichen Anerkennung, die der Engel in der Verkündigung vor ihr erklingen läßt: „Gegrüßet seist du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.“ Wir gewinnen den Eindruck, daß Gottes Wohlgefallen auf ihrem ganzen Leben ruht, nicht bloß auf dessen Gegenwart, auch auf der Vergangenheit. Maria ist nicht wie Paulus und die übrigen Apostel durch einen gewissen Bruch mit ihrem bisherigen Leben zu diesem göttlichen Wohlgefallen gekommen. Sie hat nicht in Reue und Buße ihren Weg zu Gott gefunden. Sie wurde in der unbefleckten Empfängnis auf ihren Gottesweg geleitet und hat ihn nie wieder verloren. Aus ihrem ganzen Benehmen gegen den Engel leuchtet ein ernstes, reifes, festes, religiöses Wesen hervor.

Zu solcher Höhe sittlicher Reife hat sich Maria mit der Gnade selbst erzogen. Diese Wahrheit gibt uns das Gesetz des gesunden Denkens an die Hand; für sie zeugt auch die nicht abreißende Kette der kirchlichen Tradition. Die Vernunft sagt uns, daß alles wahrhaft Menschliche eine Entwicklung vom schlichten Anfang zur fertigen Vollendung in sich schließt. Ein Kind ist leiblich und geistig, religiös und sittlich kindlich; ein Erwachsener ist in all dieser Hinsicht männlich. Die Gnade setzt die Natur voraus und vervollkommnet sie auf der Stufe, auf der sie diese Natur antrifft.

Wir dürfen die Gnade der Unbefleckten Empfängnis nicht unterschätzen, aber auch nicht überschätzen. Durch diese Gnade ging Maria rein und gottgefällig, heilig und gottförmig aus der Hand Gottes hervor wie die ersten Menschen im Paradiese. Aber wir sehen doch gerade an unseren Stammeltern, daß es mit der guten, ja vollkommenen Begründung der Menschennatur allein nicht getan ist; es muß die sorgfältige Bewahrung derselben hinzutreten; und diese ist Aufgabe des Menschen selbst. Wir wissen aus der biblischen Urgeschichte, daß die ersten Menschen den Erwartungen Gottes nicht entsprachen. Sie fielen trotz der idealen Höhe, auf die sie vom Schöpfer gestellt waren, herab in die Tiefe der schweren Sünde. Wir können aus der biblischen Erzählung darüber nicht schließen, wie lange die ersten Menschen sich auf ihrer Höhe hielten; wir wissen nicht, wie oft Eva die verbotene Frucht ansah, ehe sie sie „lieblich" fand; kennen auch aus dem Wortlaut des heiligen Berichtes nicht, wie lange jene anfänglich noch feste, Gott zugewandte Herzensstellung und lautere Gewissensstimmung dauerte, in der sie dem Ver-

sucher klar und bestimmt entgegenstand: „Von der Frucht der Bäume, die im Garten sind, essen wir; von der Frucht des Baumes aber, der in des Gartens Mitte ist, gebot uns Gott, nicht davon zu essen und nicht daran zu rühren, damit wir nicht etwa sterben." Aber wir wissen, daß die Versuchung sie in einen Kampf verwickelte mit sich selbst, um das Heiligtum in sich zu verteidigen, das Gott in ihnen aufgebaut hatte. Wir dürfen also die Gabe Gottes nicht unterschätzen, aber auch nicht überschätzen. Sie gibt uns den guten Anfang, auf Grund dessen wir dann mit ihr im Bunde zum guten Ende hinstreben und gelangen können. Wir würden diesen gottgelegten Anfang unterschätzen, wenn wir glaubten, wir könnten auch ohne ihn und seine dauernde Förderung durch Gott unseren sittlichen Aufstieg vollziehen. Wir würden ihn überschätzen, wenn wir annehmen, es wäre mit ihm alles getan. Beide Annahmen verletzten das katholische Gnadendogma.

Auch auf Maria finden diese dogmatischen Sätze volle Anwendung. Auch sie steht im gottgelegten Anfang auf leuchtender, ragender Höhe. Wir preisen sie mit vollem Rechte mit den Worten der kirchlichen Liturgie: vestimentum tuum candidum quasi nix, et facies tua sicut sol. „Dein Gewand ist rein wie der Schnee, und dein Antlitz ist wie die Sonne." Aber wir vergessen dabei nicht, daß diese gleich beim Entstehen ihres Lebens empfangene Gnade dem Wesen nach das ist, was wir in der Taufgnade empfangen, und wovon der uns taufende Priester sprach: Accipe vestem candidam, quam immaculatam perferas aute tribunal Domini nostri Jesu Christi, ut habeas vitam aeternam „Empfange das reine Gewand, das du unbefleckt trageſt

vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi, damit du das ewige Leben habest." Das stimmt sogar im Wortlaut überein mit dem, was die Liturgie von Maria sagt. Sie empfing das „reine Gewand" sofort in der reinen Natur; wir empfingen das „reine Gewand" in der gereinigten Natur: beide mit der sittlichen Pflicht, den Kampf um seine Reinerhaltung zu kämpfen bis vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi. Der Kampf, sagt man, stählt die Glieder; er stählt und stärkt auch die Tugend. Indem Maria das Anfangsgut der Gnade bewahrte und verteidigte, wuchs sie in ihrem geistigen Wesen; es stärkten sich die sittlichen Kräfte, die sie dabei gebrauchte; es stählte sich ihr ganzer geistiger Charakter. Maria aber wuchs auch dadurch geistig, daß sie nun auf Grund des gottgegründeten Anfangs allmählich die Tugenden übte und liebte, die ihrem jeweiligen Alter entsprachen. Maria lebte ihr ganzes religiöses Leben nicht gleich in voller Reife und fertiger Vollkommenheit. Es wäre phantastisch, sich so ihr geistiges Wesen zu denken. Vielmehr entwickelte sich ihre menschliche Natur nach den Gesetzen, die der Schöpfer in sie gelegt hat, und da die Gnade diese Gesetze der natürlichen Entwicklung respektiert und schont, nicht aufhebt und zerstört, so ist sie von diesen Gesetzen in dieser Hinsicht abhängig. Sie wirkt im Kinde anders als in dem heranwachsenden Alter und zeitigt die Früchte, die sie in den einzelnen Lebensaltern, ohne der Natur Gewalt anzutun, hervorbringen kann. Sogar vom Jesusknaben sagt das Lukasevangelium, daß sein geistiges Wesen den einzelnen Altersstufen angepaßt war: „Er nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen."[7])

Diese aus vernünftigen theologischen Erwägungen hervorwachsende Wahrheit von dem sittlichen Fortschritt Marias in ihrer frühen Jugend, die für uns nicht im geschichtlichen Lichte liegt, ist in ihrem Kerne so gewiß wie jede andere geschichtliche christliche Wahrheit. Daher bemächtigte sich ihrer auch schon sehr früh die Legende und stellte sie in ihrer poetisch-farbenprächtigen Weise dar. Man kann sagen, die Legende gab der nackten, dürren theologischen Wahrheit ein schimmerndes Gewand. Sie erdichtete ein jugendliches Marienleben, worin sie diese Wahrheit in einzelnen Bildern uns vor die Seele führt. Sie erzählt, daß die Eltern Marias, die sogar mit bestimmten Namen Joachim und Anna genannt werden, das Kind schon früh nach Jerusalem gebracht hätten, damit es dort unter die Tempeljungfrauen aufgenommen werde, die im Tempel Tag und Nacht im Gebete zubrachten. Als sie vor dem Tempel ankamen, stieg Maria eilenden Schrittes die fünfzehn Stufen hinan, ohne sich umzusehen und ohne nach den Eltern nach Art der Kinder Verlangen zu tragen. Sie war ganz in Gedanken mit Gott beschäftigt. Ihre Gestalt war weiß wie Schnee, ihre Reden waren voll Anmut, auf ihren Lippen ruhte die Wahrheit. Der Hohepriester mit levitischer Umgebung steht oben und nimmt sie auf: für Gott. Die mittelalterlichen Maler haben sich den duftigen Gegenstand der Legende nicht entgehen lassen; in köstlichen Bildern, in denen sie dann die Begebenheit nach Jerusalem verlegten inmitten des levitischen Tempellebens oder auch je in ihre eigene Vaterstadt, wie Tizian nach Venedig, wo nicht Priester und Leviten wie in Jerusalem dem Vorgange zuschauten, sondern die Senatoren der Republik mit ihren Frauen in glänzenden Festgewändern.

Wenden wir uns von der Legende zur Geschichte. In ihrem vollen Lichte steht Maria erstmalig in der Verkündigung des Engels. Wir wissen nicht, wie alt sie damals war; aber aus ihren Fragen und Antworten an den Engel ersehen wir, daß ihre Seele tief und klar ist wie ein Bergsee. Große Gedanken, heilige Entschlüsse, zarte Zurückhaltung: das macht ihr Wesen aus. Das ist nicht alles reine Gabe Gottes; daran ist die eigene Natur beteiligt mit persönlichem Ringen und ernster Selbsterziehung. Sie hat an sich selbst gearbeitet, und ihre ganze Persönlichkeit ruht fest in den Angeln bestimmter klarer Grundsätze. Selbst einem Engel gegenüber verliert sie nicht das innere Gleichgewicht. Und wenn wir beobachten, wie ihr ganzer Hochgesang des Magnifikat aus Psalmsprüchen zusammengesetzt ist, dann nehmen wir nicht an, daß der Heilige Geist ihr dieselben aus lauter Gnade inspirierte, sondern daß sie im heiligen Gebetbuch des Alten Bundes sich selbst die Seele voll gelesen und das Herz warm meditiert hat. Ihr eigenes Werk ist diese Kenntnis, nicht eine vom Himmel zugefallene Schenkung. Selbstverständlich bleibt die Voraussetzung dafür die still wirkende Gnade. Mag sie nun diese Gebete gebetet haben als Kind im Hause ihrer Eltern oder als Tempeljungfrau zu Jerusalem: immer war es ihre eigene sittliche Arbeit, und in jedem Falle durfte sie sprechen: „Ich will hinaufsteigen zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut.“[8]) Wir vergessen also keineswegs, daß der Heilige Geist in jenen angedeuteten feierlichen Momenten die Seele Marias erfüllt; aber wir behaupten, daß sie auch durch ihr Vorleben in wirksamer, fortschreitender Weise sich zu einem immer voll-

kommeneren und gefügigeren Organe desselben gemacht hat. „Maria hat auch dapffer gestritten!“

Mit der Verkündigung des Engels steht Maria äußerlich auf der Höhe ihres Lebens, aber nicht innerlich. Der Himmel hat ihr sein Größtes anvertraut, aber sie selbst hat noch nicht ihr Größtes und Bestes, ihr Schwerstes und Letztes hergegeben. Ihr Lebensweg geht weiter, aber er geht auch höher. Der hl. Augustin deutet an, wie wir uns diesen Fortschritt zu denken haben. Bei der Verkündigung des Engels bemerkt er, daß Maria den Engel fragt: „Wie soll das geschehen?“ „Siehe“, sagt er, „der Engel weiß es, aber Maria weiß es nicht.“ „Es konnte nämlich“, so sagt er, „die hl. Jungfrau in völliger Unkenntnis sein betreffs des Ratschlusses Gottes, wie die Menschwerdung sich vollziehen sollte.“[9]) Diese Unkenntnis betraf aber auch die weitere Entwicklung des Lebenswerkes ihres Sohnes und forderte von Maria, wollte sie ihrer Stellung als Gottesmutter gerecht werden, vollkommene, demütige, gehorsame, ständige Unterwerfung unter Gottes Führung. Maria leistete diesen Gehorsam während ihres ganzen Lebens in all den einzelnen Prüfungsmomenten, in die sie sich oft wie plötzlich hineingeführt sah. Es ist ihr wahrhaft schwer geworden, zu halten, was sie im Anfang mit bewußter Entschiedenheit dem Engel versprochen hatte: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.“ Den Dienst, den sie damit übernahm, hat sie in Treue dem Herrn geleistet. Und in der Erfüllung dieses Dienstes ist sie hinaufgestiegen. Maria ist von dem Augenblicke ihrer Mutterschaft an von Gott in die Schule einer besonderen Prüfung und

Führung genommen worden, sie war und blieb aber auch allzeit eine gelehrige Schülerin des Heiligen Geistes und reifte in dieser Schule heran zu einer einzigen, köstlichen Frucht für die himmlische Scheuer.

Wir suchen nach Höhepunkten in der sittlichen Entwicklung der hl. Maria. Der Höchstpunkt war sicherlich, wie wir sahen, auf Golgatha. Wir dürfen hier Maria mit Jesus vergleichen. Auch für Jesus war Golgatha der Scheitelpunkt seiner sittlichen Leistung. Er sagt es selbst: „Niemand hat eine größere Liebe, als wer sein Leben hingibt für seine Schafe.“[10]) Am Kreuze offenbart der Herr seine größte Liebe. Und unter dem Kreuze vollbringt auch seine hl. Mutter die größte und schwerste sittliche Tat ihres Lebens. Sie hat, sagten wir vorhin, von ihrer feierlichen Erklärung zu einer Magd des Herrn nie etwas zurückgenommen; aber unter dem Kreuze ist ihr das Opfer der Unterwerfung unter Gottes Willen doch am schwersten geworden. Dort aber hat ihre Seele auch die vollkommenste Reife erfahren. Wie die Früchte des Feldes um so besser gedeihen, je reicher die Sonne ihre Wärme und ihr Licht auf sie herabsendet, so entwickelt sich die gläubige Menschenseele um so besser, je schärfer sie in dem Glutofen des Leidens von Gott geprüft wird. Auf Golgatha hat die Seele Marias ihre letzte scharfe Läuterung erfahren. In der Sonnenglut des Karfreitags.

Jesus sagt einmal zu seinen Jüngern: „Erhebet eure Augen und schauet die Fluren an, sie sind schon weiß zur Ernte. Der Schnitter empfängt seinen Lohn und sammelt die Frucht fürs ewige Leben.“[11]) Dieser Zustand der Erntefähigkeit war auch für Maria angebrochen, als sie am Abende des ersten Karfreitags mit Jo-

hannes vom Grabe ihres Sohnes hinabstieg nach Jerusalem: sie war reif für die Wohnung Gottes. Sie hatte jene sittliche Vollkommenheit erlangt, die sie nach Gottes Führung als Mutter seines Sohnes offenbaren sollte. Und doch zögerte der himmlische Schnitter noch, die Sichel anzulegen. Maria sollte mit ihrem Sohne leiden, aber sie durfte nicht mit ihm sterben. Maria war Mutter des Herrn, aber sie sollte auch Mutter der Christenheit werden.

Als Mutter des Erlösers war ihre Lebensaufgabe mit dem Tode Jesu beendet, aber als Mutter der Erlösten dauerte sie noch fort, oder vielmehr sie begann erst jetzt. Von dieser ihrer Aufgabe in der jungen Christenheit ist anderswo die Rede, hier soll nur noch gesagt sein, daß die Zeit, die sie nach dem Tode Jesu auf Erden weilte, gleichsam der Herbst ihres Lebens ist, in dem ihre Seele die letzte goldige Farbe empfing. Wenn die Früchte lange scharf von der Sonne getroffen werden, dann bedürfen sie der Zeit der *Nachreife*, wo die empfangenen Einwirkungen in ihnen sich umsetzen und auswirken. Als Maria vom Kreuzigungsberge herabstieg, war ihre Seele ganz voll, zum Überfließen voll. Voll von Leid und Trauer, aber vielleicht noch mehr voll von *Licht* und *Erkenntnis*, voll *Kraft* und *Wille*. Es war nicht nur für die Jünger, auch für sie das alles, was sie erleben mußte, so plötzlich und ungedacht, so scharf und prasselnd gekommen, daß es für eine menschliche Natur auf einmal fast zuviel geworden war. Das alles, was sie von Gott und der Welt her in jenen Stunden erfahren hatte, wollte noch überlegt und überdacht, erwogen und durchkostet sein, bevor sie starb. Das Pfingstfest, das sie mit den Jüngern und Jünge-

rinnen zu Jerusalem verlebte, gab dazu die notwendigen Kräfte des Lichtes und der Liebe. Und so müssen wir schließen, daß auch für diese Herbstzeit ihres Lebens — vielleicht waren es noch ungefähr 15 Jahre — das Gesetz des sittlichen Fortschritts für sie galt: „Wer heilig ist, werde noch heiliger." Auch diese letzte Zeit war für sie noch ein Weg des Aufstiegs, nicht ein Weg in der Ebene.

Es gibt keinen Stillstand in der Natur; es gibt auch keinen Stillstand in einem normal verlaufenden Christenleben. Jede folgende Periode liegt notwendig höher als die ihr vorausgehende. Wenn das nicht der Fall ist, dann verläuft das sittliche Leben nicht gesund. Die Tugend des Kindes ist kindlich, die des Mannes ist männlich, die des Alten ist reif und bewährt. So war es bei Maria. „Als ich ein Kind war", sagt Paulus, „redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind, urteilte wie ein Kind; als ich aber Mann war, legte ich ab, was dem Kinde eigen ist."[12]) Der Mann habe auch eine männliche Tugend: das reife Alter darf keine unreife Sittlichkeit besitzen. Das Ende unseres Lebens darf nicht tiefer liegen als unser Anfang, es muß notwendig höher stehen. Die Entwicklungslinie unseres sittlichen Standes muß eine gerade Linie sein ohne Kurven, ohne Aus- und Abwege. So war das Leben Mariens. Ihr Leben war ein Weg zur Höhe, ein ständiger Aufstieg, nie ein Stillstand, noch weniger ein Rückgang. Jeder folgende Tag sah sie ein Stück höher stehen als der vorhergehende.

Und dieser Weg zur Höhe war für sie mühsam und hart. Er ist es für jeden, der ihn betritt; er war es auch für Maria. „Jeder Tag", sagt der Herr einmal, „hat

genug an seiner Plage."[13]) Wer sich Marias Leben anders vorstellt, der stellt es sich völlig falsch vor. Wie Christi Leben ein ständiger Kreuzweg war, so auch der seiner Mutter. Sie ist die große Kreuzträgerin, die als erste ihrem Sohne folgt: aus der Tiefe zur Höhe.

18. Unsere Liebe Frau.

„Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir."
Liturgie.

Unter den Ehrentiteln, die die christliche Frömmigkeit der allerseligsten Jungfrau gegeben hat, besitzt der von Unserer Lieben Frau für deutsche Ohren einen ganz besonderen weichen Klang. Es ist, als wenn das deutsche Gemüt seine ganze Tiefe und Wärme der Empfindung in diesem süßen Namen ausgesprochen habe. Andere Nationen haben, so will uns bedünken, eine solch innige und herzliche Marienbenennung nicht hervorzubringen vermocht. Sie nennen Maria Madonna „Meine Herrin", oder auch Notre-Dame „Unsere Frau". Aber „Unsere Liebe Frau" besagt mehr als beides. Welcher deutsche Marienverehrer des Mittelalters diesen Ehrentitel Mariens ersonnen hat, wird ewig unsicher bleiben. Es geht mit diesem wie mit so manchem anderen: er entsteht wie zufällig in der frommen Volkspsyche, er verbreitet sich wie selbstverständlich, und schon nach kurzer Zeit ist er Allgemeingut geworden, und niemand hat ein Interesse an seiner Herkunft. Jeder fromme Marienverehrer kann nun meinen, er hätte ihn selbst erfunden; wenigstens ist jeder der Überzeugung, daß er genau ausspricht, was ein deutsches Gemüt dabei empfindet, wenn es an Maria denkt.

Das ist das Erste und Grundlegendste, was wir hervorheben wollen: Durch den Titel Unsere Liebe Frau holen wir die hl. Maria gleichsam vom Himmel herunter und stellen sie mitten unter uns. Wie der Heiland in der Form der allerheiligsten Eucharistie den Himmel verlassen hat und sein Gezelt unter uns aufbaute, vom Altare her uns hören und erhören will, teilnehmen will an unseren irdischen Lebensnöten, geistigen wie leiblichen, in den Tagen der Gesundheit wie der Krankheit, des Glückes wie des Unglückes, so ähnlich schaffte sich die mittelalterliche Frömmigkeit eine unter uns gegenwärtige Maria und nannte sie Unsere Liebe Frau. Man baute ihr Kirchen und Kapellen, nicht selten gewaltige Dome, brachte ihr Bild schon über dem Haupteingang zur Kirche an und dann ein zweites Mal in der Kirche selbst, an einem besonderen Orte, etwa auf einem Altare, wo es allen sichtbar war. Maria weilte nun auf Erden unter den Ihrigen. Der Weg zu ihr war unschwer zu finden. Besonderer Erhebungen bedurfte es nicht. Man begab sich in ihr Heiligtum und wußte sich ihr nahe. Die Form des Verkehrs mit ihr ergab sich leicht und wie von selbst. Man war fest überzeugt, daß Maria als wirklich liebe Frau ihr Mutteramt hier ausüben wolle. Das liegt nämlich vor allem in diesem Titel, daß Maria mit mütterlichen Empfindungen und mit mütterlicher Güte unter uns weilen will und wie eine wahrhafte liebe Frau uns gleichsam zur Audienz zulassen will. Es ist die Art der Kinder, auch selbst erwachsener Kinder, ihre wichtigen Angelegenheiten mit der Mutter zu beraten. Zu einer solchen allgemeinen Mutterstellung aber war Maria im Mittelalter nach und nach emporgewachsen. Man

meinte, daß Jesus vom Kreuze herab durch das bekannte Wort: Siehe da deine Mutter, uns allen sie zur Mutter gegeben und empfohlen habe. Dieser Gedanke, der erstmalig im 12. Jahrhundert auftaucht, ist dann in der Folge recht fruchtbar geworden.[1])

Eine Mutter muß durch ihre ganze Haltung Vertrauen einflößen. Sie muß von heiterem, freundlichem Wesen sein, dann sind die Kinder zutraulich und gehen gerne zu ihr hin. Die mittelalterlichen Künstler haben es ausgezeichnet verstanden, solche anziehenden Bilder von Unserer Lieben Frau zu entwerfen. Wirft man einen Blick auf die griechischen Marienbilder, so erkennt man sofort, daß diese aus anderem Geiste geboren sind. Sie wurden in Anlehnung an die Kaiserinnenbilder des byzantinischen Hofes geschaffen: vor allem ernst, feierlich, priesterlich, kühl, zurückhaltend. Maria ist dort mit ihrem Kinde Gegenstand der Verehrung, sie nimmt den Kult der Ihrigen entgegen, ihre Huldigung und Ergebenheit. Ganz anders die deutschen Bilder von Unserer Lieben Frau. Sie haben fast alle eine freundliche, herablassende, heitere Haltung und vor allem einen gewinnenden, liebenswürdigen Zug in ihrem Antlitze. Dieser lächelnde Zug sollte die Liebe und Seligkeit ausdrücken, womit Maria ihr Kind betrachtet und die Süßigkeit, womit sie denen entgegenkommt, die sich ihr, der Mutter der Christenheit, nahen. „O Vrouwe, Maged minniclich, o Mutter aller Gnaden rich, des Paradieses Suezekeit, ein Brunne aller Milteheit." So betete und sang man im 14. Jahrhundert, wenn man vor dem Bilde Unserer Lieben Frau kniete. Die freundliche Gebärde und holde Lieblichkeit, die sich in dem Bilde Unserer Lieben Frau offenbarte, war mit

ein natürlicher Grund, wodurch ein solches Bild zum Range eines Gnadenbildes emporstieg.

Es war im Mittelalter Sitte, daß Fürstinnen einen schutzsuchenden Flüchtling unter ihren Mantel nahmen und so mit dem Ansehen ihrer Person deckten und behüteten. Auch den anderen Gedanken verband man bisweilen mit einer solchen Zeremonie, daß man den unter den Mantel Geschlossenen als den Seinigen anerkannte und verteidigte. Diese beiden Vorstellungen liefen zusammen, wenn die mittelalterliche Frömmigkeit ein Bild von Marias Mantelschaft erfand. Zahlreich sind solche Darstellungen. Maria steht dort mit weit ausgebreiteten Flügeln ihres weiten Mantels. Sie sieht mit wonnigen Blicken, wie sich ihre Schutzbefohlenen in die weiten Falten ihres Mantels bergen. Manche derselben sehen wie hilfeflehend aus. Es ist ihnen in der Welt schlimm mitgespielt worden. Ein böses Gewissen trieb sie hin zu Unserer Lieben Frau, der Mutter der Barmherzigkeit.[2]) Hier fühlen sie sich geborgen. Maria wird bei ihrem Sohne um Verzeihung für sie anhalten. Wer unter ihren Mantel flüchtet, so denkt man, der ist geborgen, dem kann der Teufel nicht mehr schaden.

Aber nicht alle trieb die Furcht vor dem Gericht zur Schutzmantelschaft Unserer Lieben Frau. Viele wollen einfach zu ihrer großen Familie gehören, wollen nichts als von ihr aufgenommen und anerkannt werden. Deshalb besaßen alle großen Ordensfamilien ein Bild von Marias Mantelschaft. Dabei erzählte man sich die Legende, daß einst ein Ordensglied starb und bei seinem Eintritt in den Himmel zu seiner großen Überraschung keinen seiner Ordensangehörigen fand; er eilte zu Maria, klagend, wo denn nun seine Brüder sich befänden, die

doch alle auf Erden so eifrige Marienverehrer gewesen seien. Maria schlug ihren Mantel auf und siehe, sie befanden sich dort alle in großer Zufriedenheit und Seligkeit. Wer unter Marias Mantel flüchtet, so lautet die Regel, der geht nicht verloren. „Maria breit' den Mantel aus, mach uns ein' Schirm und Schild daraus, laß uns darunter sicher stehn, bis alle Feind' vorübergehn." „Dein Mantel ist so schön und weit, bedeckt die ganze Christenheit, bedeckt die ganze weite Welt, ist aller Zuflucht und Gezelt." „Wenn alle Feind' zusammenstehn, wenn alle grimmig auf uns gehn, bleib du bei uns, bleib unser Schutz, so bieten jedem Feind wir Trutz." „Maria, komm und hilf geschwind, nimm auf den Arm dein göttlich Kind, send uns der lieben Engel Heer, daß es die Feinde von uns wehr."[3])

Ein besonderer Schutz lag auch nach mittelalterlicher Meinung darin, daß man das Kleid der hl. Jungfrau trug; es hatte die Form eines Skapuliers, das man am Halse trug und mit dessen Anlegung man bestimmte Gebete zu Maria zu verrichten sich verpflichtete. In dem einen und anderen Falle konnte das Vertrauen auf ein solches Skapulier wohl fast fatalistischen Charakter annehmen. So besonders, wenn die Legende geglaubt wurde, daß Maria die feste Versicherung gegeben habe, sie werde alle, die als treue Mitglieder des Karmeliterordens und der mit ihm verbundenen Bruderschaft Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel das entsprechende Skapulier tragen, am ersten Samstag nach dem Todestage aus dem Fegfeuer befreien. Man brachte sogar eine gefälschte Bulle des Papstes Johannes XXII. in Umlauf, um das Vertrauen auf dieses Skapulier und seine Verheißungen zu stärken. Dogmatisch bindende

Natur können und konnten solche Verheißungen schon deshalb nie erhalten, weil die dogmatische Wahrheit sich nie auf Erscheinungen und Privatoffenbarungen stützen dürfen, sondern in allen Fällen auf die heilige Offenbarung, die in Schrift und Tradition vorliegt!

Das Mittelalter hat eine ganze Fülle von Gebeten zu Unserer Lieben Frau verfaßt. Es sind meist schlichte, kurze, aneinandergereihte Gedanken. Aber den Vorzug behielt doch immer noch das Ave Maria. In dem Kloster Helffede (Helfte bei Eisleben) lebten damals berühmte mystische Nonnen, die sich des öfteren besonders klarer Erscheinungen erfreuten. Die berühmtesten waren Gertrud die Große († 1302) und die beiden Mechtildis, die ältere († 1285) und die jüngere († 1299). Einst sprach die jüngere Mechtildis zu Unserer Lieben Frau, daß sie Maria mit dem süßesten Gruße grüßen möchte, den je ein menschlich Herz zu erdenken vermochte. Maria erschien ihr mit dem in goldenen Buchstaben verfaßten Englischen Gruß auf ihrer Brust und sprach: „Diese Begrüßung hat noch niemals ein Mensch überboten. Niemand vermag mich süßer zu begrüßen als jener, der mich grüßt mit jener Hochachtung, womit mich Gott der Vater grüßte durch das Wort Ave." Dann gibt sie ihr einen Unterricht über die einzelnen Teile dieses von Gott selbst geoffenbarten Gebetes.

Es ist keine Frage, daß beim Entwurf der Einzelzüge des Bildes Unserer Lieben Frau das Gemüt eine große Rolle gespielt hat. Das Gemüt ist jene tiefste Eigenschaft der Seele, die die Dinge und Wahrheiten auf ihren Lebenswert prüft. Im Gemüte wird die Religion weich und warm, sie verliert ihr formelhaftes, gesetzliches Wesen und wird zum lebendigen Geist.

„Ströme lebendigen Wassers" sollen aus der Seele derer fließen, die den Geist der Religion Jesu empfangen haben. Das sagt er selbst.[4]) Die Gestalt der allerseligsten Jungfrau aber war nach der ihres gebenedeiten Sohnes besonders geeignet, das Gemüt zu erfassen und ans Herz zu gehen. Man begnügte sich deshalb bald nicht mehr damit, Maria als Unsere Liebe Frau in der Kirche zu besitzen, man holte sie einfach ins eigene Haus und verehrte sie hier als Hauspatronin und Familienmutter. An irgendeinem sichtbaren Orte bringt man ihr Bild an. Bisweilen prangt es schon oben am Giebel, wo es die Augen der Eintretenden und Vorübergehenden auf sich zieht. Meist aber findet es seinen passenden Ort im Inneren des Hauses. Der Sockel, worauf es steht, hat Platz für einen Blumenstrauß, den die Kinder des Hauses von Zeit zu Zeit erneuern, und der im Maimonat besonders prächtig ausfällt.

Das Bild Unserer Lieben Frau gehört aber nach katholischem Empfinden nicht nur in die Kirche und in das christliche Haus, es heischt seinen Platz auch im öffentlichen Leben. Vor 300 Jahren stellte der Kurfürst Max I. von Bayern sein ganzes Land unter den Schutz Marias. Er errichtete ihr in der Hauptstadt München ein prächtiges Standbild mit der Inschrift: „Maria, Patronin Bayerns." Dort steht das Bild auf hohem Sockel und schaut hinab in das Gewühl der Großstadt. Gehört ein solches Bild in das aufgeregte Treiben einer Weltstadt? Es gehört hinein, so gut wie es in die Familie gehört. Die Mutter gehört zu den Kindern, die liebe Frau gehört in die Stadtfamilie und in die Volksfamilie. Besonders nach der Erklärung der Unbefleckten Empfängnis ist es Sitte geworden, das

Bild Unserer Lieben Frau auf öffentlichen Plätzen der Stadt oder auf Anhöhen in ihrer Nähe aufzurichten, wo es von Tausenden, die am Tage vorübereilen, gesehen wird. Von vielen ohne jede religiöse Rührung, von ebenso vielen aber auch mit Liebe und innerer Ehrfurcht und mit einem leisen, flüchtigen Gruß: Ave Maria! Salve Regina! Sub tuum praesidium confugimus!

Das deutsche Gemüt holte Maria herunter vom Himmel und stellte sie als Unsere Liebe Frau ins irdische Leben: auf die Marktplätze und an die Straßenecken, an die Häuser und in die Familienstube. Es stellte ihr Bild aber auch in den Herzen der Gläubigen auf. Und das ist zweifellos der beste Platz für das Bild von Unserer Lieben Frau; denn hier pulsiert das menschliche Leben in seinen eigentlichen Quellen, hier hat es seinen lebendigen Ursprung, hier empfängt es Richtung und Gehalt. Wenn ihm hier recht reine und reiche Wellen mitgeteilt werden, dann empfängt es seine hinreichende Kraft „fortzusprudeln", wie der Heiland sagt, bis „ins ewige Leben".[5])

Und diese Aufgabe, Unserer Lieben Frauen Bild ins Herz zu tragen, übernahm die mittelalterliche Mystik und löste sie so vollkommen, wie es uns heute kaum mehr möglich ist. Deshalb nicht mehr möglich ist, weil unserem Herzen die dazu notwendige Ruhe fehlt und vielleicht auch die erforderliche kindliche, naive Gläubigkeit, die zwischen Diesseits und Jenseits noch nicht die strenge Scheidung machte wie wir, und die das unmittelbare Leben in und mit Gott und mit seinen Heiligen noch als etwas fast Natürliches ansah und empfand. Was ist Mystik? Im Sinne der katholischen Dogmatik kein Schwärmen in unklaren Gefühlen, wie

man es heute so vielfach versteht, sondern ein Leben aus Glaube und Liebe in Gott, ein inneres Einswerden mit ihm, ein Eingehen in seine Gesinnung und seinen Willen, ein Aufgehen in sein Wesen, soweit das mit der konkreten, uns verbleibenden Persönlichkeit möglich ist. In einem solch beschriebenen mystischen Verhältnisse kann man natürlich nur zu Gott, dem reinen Geiste, stehen. Aber Paulus kennt auch eine mystische Einigung mit dem erhöhten Christus. Ja, wenn die eigentliche Gottesmystik das Merkmal des Johannesevangeliums ist, dann ist es die Christusmystik für die pauliniſchen Briefe. Mit Heiligen kann man in keine solch mystische Vereinigung gelangen. Aber zu einer gewissen geistigen Vereinigung sind wir doch alle verbunden: wir sind alle, sagt Paulus, Glieder an einem Leibe, von dem Christus das Haupt ist. Wenn ein Glied Freude oder Leid empfindet, dann freuen sich alle oder leiden alle mit ihm. Das ist eben der Glaube von der Gemeinschaft der Heiligen.

Nun ist es zwar nicht Sitte, deshalb von einer Heiligenmystik zu reden, aber von einer Marienmystik spricht man doch. Und zwar mit gutem Grunde. Sie ist eine vom hl. Bernhard eingeleitete Nachahmung der Christusmystik. Ihren Ausdruck findet sie nicht in der Dogmatik — hier wird Marias Stellung zu ihrem Sohne und zu Gott ins Auge gefaßt —, sondern in Predigten, Meditationen und Gebeten. Zweierlei Gedankenreihen wogen in der Marienmystik durcheinander und verschlingen sich: das Verhältnis von Mutter und Kind und von Mutter und Verehrer. Besonders lebhaft und farbenprächtig wird dieses Doppelverhältnis geschildert vom hl. Bernhard, vom deutschen Dominikaner Seuse

und vom seligen Albert dem Großen, dem größten Lehrer des hl. Thomas. Wir geben hier eine Probe von seiner tiefsinnigen Marienmystik. Sie stammt aus einer Homilie über Luk. 11, 27, die er in dem Liebfrauendome zu Trier an seine Ordensbrüder gehalten hat. Er mahnt sie, sich in die Freuden Mariens zu versenken, als sie ihrem Kinde als Mutter diente. Es ist zugleich ein Stück echten christlichen Familienlebens, das er in diesem Bilde prächtig schildert: „Betrachte, ich bitte dich, welch holdes Bild dies war, wie ein Mägdelein, das Jungfrau und Mutter war, ihr eigenes Kind, an dessen Gottheit und Menschheit sie glaubt, an die Brust hebt. Sie umfängt mit gebenedeiten Armen den kleinen Körper des Sprößlings. Er trinkt an ihrer Brust und blickt dabei der Mutter ins Auge. Sie beugt das heilige Antlitz nieder und blickt ihrem Sohn voll Andacht ins Auge. Aber was ging erst währenddessen in ihrem Innern vor! Was für selige Gedanken werden Mutter und Sohn dabei gegenseitig im Herzen getragen haben! Während sie das Kind trägt, denkt sie daran, wie sie ihn erhalten hat, woher er gekommen ist, was sie vom Engel, von Elisabeth, von den Hirten und Weisen über ihn gehört hat. Und dann sucht sie aus all dem zu ergründen, was wohl die Zukunft diesem Kinde bringen würde. Er aber, während er auf dem Schoße des demütigen Mägdeleins ruhte, bestimmte indessen, wie er sie, die bisher nicht einmal bei ihren Nachbarn Anerkennung fand, einst über Engel und Menschen erhöhen werde und als Fürsprecherin des Menschengeschlechtes von der ganzen Welt anrufen lassen wollte. Und während er an ihrer Brust sich nährte, plante er bereits die Erlösung der Welt."

Die persönliche Beziehung des Mystikers zu Maria fand einen innigen, treffenden Ausdruck im Salve Regina, das schon im 11. Jahrhundert bekannt war und aus der Schule Bernhards zu stammen scheint. In ihm bildet die Wendung vita, dulcedo et spes nostra einen Höhepunkt der Andachtswärme: „Du unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung, sei gegrüßt!" Albert greift den schon von Augustin in der Religion so stark betonten Ausdruck dulcedo, „Süßigkeit", auf und zeigt, wie Unsere Liebe Frau in ihrem ganzen Wesen für uns die Süßigkeit der Frucht einer Dattelpalme hat. „Diese Palme", so sagt er, „hat eine Frucht, die alle Süßigkeit übersteigt. Denn siehe, alles, was in Maria ist, alles, was von Maria kommt, ist süß. Süß ist der Geist Marias, wie sie selbst sagt: Mein Geist ist süßer als Honig.[6]) Süß ist der Leib Marias, der einen so süßen Sohn der Erde gebar. Hierüber sagt der hl. Hieronymus in einer Predigt: die Gnade des Heiligen Geistes hatte sie ganz erfüllt. Die göttliche Liebe hatte sie ganz durchglüht, so daß in ihr nichts war, was durch Anhänglichkeit an die Welt hätte befleckt werden können. Alles an ihr war beständige Glut und Trunkenheit der Liebe. Süß ist die Rede Marias, wie der Bräutigam im Hohen Liede bezeugt: Honigseim träufeln deine Lippen, meine Braut. Honig und Milch sind unter deiner Zunge. Süß war der Eintritt Marias in die Welt; denn er war frei von aller Bitterkeit der Erbsünde. Süß war der Lebenslauf Marias; denn er hielt sich frei von jeder persönlichen Sünde. Denn wenn von Sünde die Rede ist, sagt Augustinus, kann sie in keiner Weise in Betracht kommen. Süß war ihr Hinscheiden; denn es blieb geschieden von aller Bitterkeit des Todes,

wie es im Kirchengebete (am Feste Maria Himmelfahrt) heißt: Die hl. Gottesmutter mußte zwar den zeitlichen Tod erleiden, aber die Bande des Todes konnten sie nicht niederhalten. Süß ist der Name Marias, dessen Klang die Herzen der Gläubigen in Andacht auflöst. Oder sage mir, woher kommt das Flüstern und das Gemurmel des andächtigen Volkes in der Kirche, das sich zur Erde niederbeugt, so oft die Geistlichkeit im Chore den Namen Maria ausspricht. Die Dattel ist süß in sich und darum auch süß für uns. Daher singt die Kirche (im Salve Regina: O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria): o süße Jungfrau Maria! Süß ist das Bild Marias, das die Künstler in solcher Kostbarkeit, mit solchem Fleiß und in solcher süßen Schönheit mehr als die Bilder der übrigen Heiligen darstellen. Siehst du nicht, wie alle Kirchen voll sind von Marienbildern? Gewiß ein Zeichen, daß auch jedes Herz erfüllt sein soll von andachtsvollen Gedanken an Maria. Siehe, das sind die süßen Früchte der Palme! Siehe, das sind die Datteln, die Maria herabreicht ins Land der Sterblichen! Wie süß werden erst jene sein, die sie den Himmelsbürgern spendet im Lande der Lebendigen! Wo wir sie sehen werden, nicht in goldenem und elfenbeinernem Bilde, sondern in ihrem heiligsten Fleische. Wo wir sie schauen werden von Angesicht zu Angesicht, nach der wir uns hier schon so lange unter Tränen sehnen. Wo wir bei unserer Mutter sitzen werden, von der, ach, wir noch weit entfernt sind. Wo wir nicht mehr bloß von ihr, sondern mit ihr werden reden dürfen. Wo wir für immer in ihrer glorwürdigen Gegenwart sein werden. O, wann wird das geschehen? Glaubst du, daß wir es sehen, glaubst

du, daß wir beharren werden? Glaubst du, o Mutter der Barmherzigkeit, daß es irgendwo geschrieben steht im Buche deines Sohnes (im „Buche des Lebens"),[7] daß wir dich mit ihm also schauen werden? Inzwischen mögen Tränen unser Brot sein Tag und Nacht, bis uns gesagt wird: „Sohn, da ist deine Mutter!"[8]

Wir freuen uns, daß es ein Deutscher war, zugleich einer der gelehrtesten Männer des Mittelalters,[9] der in solch mystisch-zarter und zugleich dogmatisch-korrekter Weise das Lob Unserer Lieben Frau gesungen hat. In dieser Marienmystik ist Schwung, aber nicht Überschwang; Glut, aber gepaart mit männlicher Kraft; Poesie, aber mit Gedankenzucht; Süßigkeit, aber ohne Sinnlichkeit; Minnegesang, aber ohne die Gewagtheiten der damaligen höfischen Lyrik. Maria ist Unsere Liebe Frau auf Erden, aber als Mutter der Barmherzigkeit zur Erhörung und Beförderung unserer Bitte; der Genuß ihrer reinen, keuschen Schönheit beginnt erst im Himmel!

19. Maria und Joseph.

„Joseph, ihr Mann, war gerecht!"
Matth. 1, 19.

Wer von Maria spricht, den führt der Gedankengang auch auf Joseph. Es ist in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Sitte geworden, zu Maria und Joseph noch das Jesuskind hinzuzudenken und dann von der „Heiligen Familie" zu reden und sie als Vorbild der arg gefährdeten christlichen Familie hinzustellen. Die Absicht ist gewiß löblich. Nur müssen wie überall in der Mariologie die Unterschiede der drei Per-

sonen und ihre Beziehungen zueinander klar und bestimmt betont werden. Joseph und Maria sind in dieser Familie Vater und Mutter des Kindes, aber der Vater ist doch nur Pflegvater; die Bibel sagt: „Jesus wurde für Josephs Sohn gehalten." Und Maria ist des Kindes Mutter, aber sie wurde es durch Einwirkung des Heiligen Geistes auf übernatürliche Weise. Und Jesus ist dieser Familie entsprossenes Kind, aber abgesehen von der eben angedeuteten übernatürlichen Entstehung seiner menschlichen Natur ist er doch hauptsächlich Sohn Gottes, des ewigen Vaters. So ganz vollkommen will also die Gruppe: Jesus, Maria, Joseph, sich in den Begriff einer „Familie", die sich auf der bloßen Natur aufbaut, nicht fügen, da hier fast alles auf übernatürlicher Anordnung und Einwirkung beruht. Am losesten steht die Figur Josephs in diesem Gefüge. Das hat auch die altchristliche Legende und später die Kunst empfunden und dargestellt. Die Legende denkt sich Joseph als Greis, der mehr Beschützer der hl. Jungfrau ist als Verlobter. Und die Kunst rückt den treuen Pflegvater durchgängig in den Hintergrund des Bildes, damit der Eindruck, als sei er der „Vater" in der Familie, gar nicht aufkommen kann. Die Zusammenfassung und Zusammenstellung zu einer Familie, wie wir sie heute auf Bildern finden, ist erst ganz jungen Datums und in der Vergangenheit nicht gebräuchlich. Man begreift leicht die Gründe.

Und dennoch ist es Maria selbst, die erstmalig diese Zusammenstellung vollzogen hat. Lukas erzählt, daß sie bei der Auffindung des zwölfjährigen Jesus im Tempel zu ihm sprach: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht."[1]) Da haben wir das echte Urbild der christ-

lichen Familie in der „Heiligen Familie", wie sie von den heiligen Personen selbst empfunden und aufgefaßt wird. Sie fühlen sich als eine Einheit, die Gott gewollt und zusammengeführt hat. In dieser familiären Einheit lebt nicht der einzelne für sich allein, unbekümmert um den anderen; er hat auch Verantwortung für den anderen. Und die Liebe ist das alle einigende Band. Daher der gemeinsame Schmerz beim Verlust des Kindes. Auch das andere fundamentale Moment der Ehe tritt in Marias Worten deutlich hervor: die Autorität. Sie ruht in Vater und Mutter. Und der zwölfjährige Jesus erkennt sie an; indem er erklärt, wie er sich nur scheinbar über sie hinwegsetzte, in Wirklichkeit aber aus geheimnisvollen Gründen durch eine noch höhere Autorität eines anderen „Vaters" gebunden gewesen sei. Doch das war nur ein zufälliges Ereignis im religiösen Innenleben des Kindes, jetzt, nachdem dies sich ausgewirkt hat, tritt die alte Ordnung der freien Einfügung in die Familie wieder in Wirkung und Recht: „Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth, und er war ihnen untertan."[2])

Wenn nun auch die gläubige Christenheit zu allen Zeiten dem Verhältnisse von Mutter und Kind ihr tiefstes Nachdenken und ihre innigste Liebe gewidmet hat, so hat sie dennoch auch dem anderen Verhältnisse von Maria und Joseph keineswegs gleichgültig gegenübergestanden. Sie konnte das schon deshalb nicht, weil sie die übernatürliche Vaterschaft des Kindes immer energisch hervorheben mußte, wobei sie Joseph mit dem Evangelium eben als Nicht-Vater, nur als Pflegevater zu kennzeichnen hatte.[3]) Sie blieb aber keineswegs bei dieser rein negativen Stellung stehen. Das Evangelium hatte ja dem heiligen Manne auch eine positive

Beziehung zu Maria gegeben. Das Evangelium hatte nicht nur berichtet, was Joseph *nicht* sei, sondern es hatte auch hervorgehoben, was er sei. Der erste Evangelist Matthäus hatte seinen Stammbaum des Herrn beschlossen mit „Joseph, dem Manne Mariens, von der geboren wurde Jesus, der genannt wird Christus.“[4]) Er sagt dann weiter, daß „Maria, die Mutter Jesu, mit Joseph verlobt war.“ Auf das bekannte Bedenken hin, wie Maria gesegneten Leibes geworden sei, erfährt er von dem Engel die Belehrung: „Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen; denn was in ihr erzeugt worden ist, das ist vom Heiligen Geiste.“ Und Joseph „nahm sein Weib zu sich“.

Ähnliches berichtet der Evangelist Lukas bei der Darstellung der Verkündigung des Engels an Maria: Gabriel ward gesandt „zu einer Jungfrau, die verlobt war mit einem Manne, namens Joseph, aus dem Hause Davids.“[5])

Das Evangelium spricht also betreffs des Verhältnisses der drei Personen eine klare Sprache. Joseph und das Kind stehen nur äußerlich nebeneinander. Maria ist die natürliche Mutter des Kindes. *Marias Verhältnis* zu Joseph wird vom Evangelium als das einer Verlobten und eines Eheweibes aufgefaßt. Joseph ist also hinsichtlich Marias mehr als ein Schutzpatron; er steht Maria gegenüber als Verlobter oder Ehemann. Der Unterschied im *Ausdruck* ist nach damaligem jüdischen Sprachgebrauch kein Unterschied in der *Sache*. Die griechischen Väter gebrauchen hier gern den Ausdruck Verlobter, die lateinischen Ehemann; besonders seit dem hl. Augustin, der über diesen Gegenstand sich öfter

ausgelassen hat als andere Väter. Selbstverständlich sind die griechischen wie die lateinischen Kirchenväter völlig klar und einig darin, daß weder das Verlöbnis noch die Ehe der Jungfräulichkeit Marias im geringsten Abbruch tut!

Für den ersten Blick könnte man freilich denken, daß beide Eigentümlichkeiten sich ausschließen: wer jungfräulich lebt, der lebt nicht in der Ehe, und wer in der Ehe lebt, der lebt eben nicht jungfräulich. Allein solch menschlich kluge Vernünftelei kommt im Leben des Herrn und seiner Mutter überhaupt nicht auf die Rechnung. Müssen wir denn nicht auch auf Grund der Offenbarung glauben, daß Maria Jungfrau und Mutter ist? Und doch ist das noch viel wunderbarer, als daß Maria Jungfrau und Verlobte oder Verehelichte war.

Wir müssen beachten, daß Gott die hl. Jungfrau von Ewigkeit her zur Mutter seines Sohnes auserkoren hatte. Die Ausführung dieses ewigen Entschlusses fiel natürlich in die Zeit und vollzog sich in einem allmählichen Prozeß der sittlichen Entwicklung. Von dieser sittlichen Entwicklung bis zur Verkündigung berichtet uns das Evangelium wenig oder nichts. Aber ein Wort, und zwar aus dem Munde der allerseligsten Jungfrau selbst, leuchtet doch tief in sie hinein und läßt uns ahnen, was damals wenigstens in ihrem Herzen vorging. Als ihr der Engel von der Geburt eines Sohnes spricht, da gibt sie die klare und deutliche Antwort: „Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Das ist ein Wort, das sein Licht sowohl rückwärts in die Vergangenheit Marias wirft als auch vorwärts in ihre Zukunft. Leicht begreifen wir, daß es von der Vergangenheit gilt; denn Maria war,

wie es die Schrift deutlich sagt, eine Jungfrau, als Gott ihr den Engel sandte. Aber wie kann das Wort auch von der Zukunft Marias gelten, wenn sie doch von dem Evangelium als „Verlobte", als „Weib" des Zimmermanns Joseph bezeichnet wird? Indes nach dem Zusammenhange bezieht sich die Einwendung Marias, sie wisse doch von keinem Manne, zweifellos auf die Zukunft. Bezüglich der Vergangenheit kann ja jede ehrbare Jungfrau so reden. Eine solche Selbstverständlichkeit dürfen wir in jenem feierlich-ernsten Augenblicke der heiligen Jungfrau nicht in den Mund legen; sie wäre zu leer und nichtssagend. Nein, Blick und Sinn Marias geht bei ihrem Bedenken in die Zukunft. Sie weiß von keinem Manne und denkt nicht daran, eine Ehe zu vollziehen, worin des Engels Ankündigung ihre natürliche Verwirklichung erfahren könnte. Zwar wird sie demnächst, wie das Evangelium berichtet, von Joseph, dem sie verlobt ist, heimgeholt werden, aber sie muß dennoch entschlossen sein, auch in ihrer neuen Lage, ihr Wort, keinen Mann zu erkennen, wahrzuhalten, und sie muß überzeugt sein, daß ihr Verlobter ihr das nicht unmöglich machen wird. Nur unter dieser Voraussetzung hat die Antwort Marias an den Engel einen Sinn. Hätte sie an den natürlichen Vollzug der Ehe gedacht, dessen Möglichkeit ja nahe bevorstand, dann mußte ihre Erwiderung ihr als gedankenlos erscheinen, da sie sich selbst sagen konnte, daß der Engel eben ihre nahe Ehe im Auge habe und diese als eine besonders von Gott zu segnende ankündigen wolle.

Wir kommen somit bei einer ruhigen und vernünftigen Betrachtung des biblischen Textes zu dem Schlusse, den die Väter mit Augustin längst gezogen haben, daß

Maria zwar mit Joseph eine wahre jüdische Ehe eingehen wollte, jedoch den festen Vorsatz gefaßt hatte, in derselben das bisherige jungfräuliche Leben weiterzuführen. Mag sie nun diesen Vorsatz längst vor der Erscheinung des Engels gefaßt haben, oder erst jetzt, wo der Heilige Geist bereits begonnen hat, sie mit seiner übernatürlichen Erleuchtung und Kraft zu erfüllen. Möglich ist die eine und die andere Annahme. Die erstere entspricht mehr der jungfräulichen Stimmung und Gesinnung, die wir bei Maria voraussetzen; die letztere macht es leichter begreiflich, warum Maria vorher an eine Ehe dachte, aber unter der Einwirkung der göttlichen Offenbarung sich plötzlich in eine solch ideale Höhe erhoben sah, wobei jeder Gedanke an einen gewöhnlichen Mutterberuf tief unter ihrem seelischen Niveau lag. Jede Annahme ist zulässig und wird von katholischen Theologen vertreten. Doch hat die erstere bei weitem die meisten Anhänger und entspricht am besten dem Ideal der Keuschheit, wie es sich gerade im Anschluß an Maria in der katholischen Kirche entwickelt hat.

Der hl. Augustin nennt den erklärten Vorsatz der hl. Jungfrau geradezu ein „Gelübde". Er sagt: Freilich für sich allein hätte Maria dieses „Gelübde" nicht machen können. Sie mußte überzeugt sein, daß auch Joseph es anerkenne und seinerseits gleichsam ergänze. Das nehmen die Kirchenväter und Theologen unbedenklich an. Ja, der hl. Augustin meint, daß Maria gerade deshalb mit Joseph die Ehe schloß, weil sie nur so das Gelübde der Jungfräulichkeit zu halten imstande war. „Weil die Sitten der Israeliten", so schreibt er, „dieses (nämlich sich als Jungfrau Gott zu weihen) noch nicht erlaubten, verlobte sie sich einem gerechten Manne, der

das, was sie bereits gelobt hatte, ihr nicht mit Gewalt entreißen, sondern vielmehr gegen jede Gewalt schützen würde."[6]) Der Kirchenvater denkt bei diesen „Sitten der Israeliten" an deren Abneigung gegen Eheloſigkeit und Kinderloſigkeit. Das jungfräuliche Ideal, so hörten wir schon früher, war in der alten Welt überhaupt unbekannt; es sollte erſt mit Maria aufleuchten und wirkſam werden.

Auguſtin erinnert daran, daß das Evangelium Joſeph einen „Gerechten", d. h. einen gottwohlgefälligen Mann nennt; zu einem ſolchen, ſo erklärt er, konnte die Jungfrau das Vertrauen hegen, daß er ihr als Gatte helfen würde, die Jungfräulichkeit zu bewahren. Die alte Chriſtenheit ſucht das noch von einer anderen Seite glaubwürdig und einleuchtend zu machen. Sie erzählt, daß Joſeph ſchon recht alt, ein Greis von 80 Jahren geweſen ſei, als er der hl. Jungfrau die Hand zum ehelichen Bunde reichte, während Maria ungefähr vierzehn Jahre zählte. Dieſe Auffaſſung ging in die kirchliche Kunſt über und blieb darin herrſchend bis auf die Zeit Rafaels. Es ſollte ſo auch äußerlich im Bilde dem chriſtlichen Volke die Wahrheit gepredigt werden, daß Joſeph aus einer weiſen Abſicht Gottes an die Seite der reinen Jungfrau geführt worden war.

Mit dieſem Zwecke der Ehe Joſephs und Marias beſchäftigen ſich dann die heiligen Kirchenväter und die Theologen noch eingehender. Sie geben auf die Frage, warum Maria trotz ihres feſten Vorſatzes der Jungfräulichkeit ſich zur Ehe entſchloſſen habe, folgende Antworten: Zunächſt und vor allem wollte die Vorſehung von der reinſten Jungfrau jeden Verdacht der Unreinheit fernhalten. Eine Mutter außerhalb der Ehe

hätte mit zwingender Notwendigkeit einen solchen Verdacht auf sich gelenkt. Wir sehen es ja, daß ihr gesegneter Zustand sogar Joseph sofort auf solche Gedanken führte und er damit umging, „sie heimlich zu entlassen". Jedem standen bei den Juden auf fleischlichen Verfehlungen schwere Strafen bis zur Steinigung. Es wäre somit das Leben von Mutter und Kind außerhalb der Ehe in Todesgefahr geraten. In jedem Falle aber hätte auf Maria in der jüdischen Öffentlichkeit der empfindlichste Verdacht geruht, der gleich einer moralischen Vernichtung gewesen wäre. Und nicht bloß auf der Mutter, auch auf dem Sohne. Die Pharisäer würden es nicht unterlassen haben, mit diesem Anwurf dem Herrn seinen ohnehin schweren Messiasweg noch beschwerlicher zu machen. Sie ziehen ja seine Herkunft, den Stand seiner Eltern und seine familiären Angelegenheiten mehr als einmal hervor, um ihm sein so notwendiges Ansehen als Messias zu nehmen und ihn beim Volke zu erniedrigen: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande", sagt der Herr selbst. Wie erst würden sie ihm entgegengetreten sein, wenn sie ihm, und zwar, was wohl zu beachten ist, mit dem äußeren Scheine des Rechtes einen solch empfindlichen Vorwurf hätten machen können. Wie geneigt trotzdem der niedrige Sinn seiner Feinde zu allen Zeiten für solche ehrenrührigen Angriffe ist, zeigt die Geschichte der Talmud-Juden, zeigt leider auch die Geschichte der neueren Bekämpfung des Christentums, die die boshaften Erfindungen der Talmud-Juden des zweiten Jahrhunderts wieder auffrischen möchte, um dem Christentum gleich in seiner Wurzel den Todesstoß versetzen zu können. Wenn nun auch alle diese der Hölle entstiegenen Mächte an dem deutlichen Berichte des

Evangeliums zuschanden werden, dann erkennen wir doch die gütige Weisheit Gottes, womit er damals Mutter und Kind in dieser Hinsicht durch die Ehe Marias und Josephs vor Hindernissen bewahrte, die unserem menschlichen Verstande als unüberwindlich erscheinen.

Ein zweiter, gewiß nicht zu gering anzuschlagender Grund, weshalb Gott Joseph und Maria zusammenführte, lag in der Not des täglichen Lebens, die auf allen Menschen liegt: in Joseph fand die heilige Familie den natürlichen Ernährer und Beistand. Gerade auf diesen Punkt legt das Evangelium seinen besonderen Ton. Joseph empfängt vom Engel den Auftrag, Maria zu sich zu nehmen;[7]) er muß dem Kinde den Namen Jesus geben;[8]) er muß mit Mutter und Kind nach Ägypten flüchten;[9]) er erhält den Befehl, sie wieder ins Land zurückzuführen,[10]) auf Engels Geheiß nach Galiläa, nicht nach Judäa;[11]) er führt die kleine Familie alle Jahre zum Feste hinauf nach Jerusalem.[12]) So erscheint Joseph überall nach außen hin als das Haupt der Familie und zwar als das gottgewollte Familienhaupt. Joseph ist der Beauftragte Gottes. Unser Kirchenlied spricht eine richtige und wichtige Tatsache aus, wenn es sagt: „Joseph, dem die höchsten Güter Gott der Vater anvertraut, des Erlösers treuer Hüter, Bräutigam der Gottesbraut."

Joseph war das gottbestellte irdische Haupt der heiligen Familie in guten wie in bösen Tagen. Die bösen Tage haben wir soeben angedeutet, und sie sind uns aus der Jugendgeschichte des Herrn reichlich bekannt. Die bösesten Tage im Leben des Sohnes sollte Joseph nicht kennen lernen: als dieser in den grausamen Leidenstod ging, war er längst zu den Vätern versam-

melt und wartete als „Gerechter“ mit den übrigen Gerechten auf den Eingang ins Paradies. Zu den guten Tagen aber möchten wohl die Jahre der Verborgenheit zu zählen sein, während derer die kleine Familie in Nazareth das Leben kleiner, schlichter Leute führte, unbekannt vor der Welt, aber auch noch unangefochten von der Welt. Ein solches armes, aber gerechtes Leben einer israelitischen Familie hat der Psalmist im Auge, wenn er sagt: „Selig alle, die fürchten den Herrn, die da wandeln auf seinen Wegen. Denn deiner Hände Arbeit wirst du genießen; glücklich bist du, und wohl wird es dir gehen; deine Gattin ist wie ein fruchtbarer Weinstock am Geländer deines Hauses, deine Kinder sind wie die Sprossen des Olivenbaumes rings um deinen Tisch. Siehe, so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet.“[13]) Im Rahmen dieser Schilderung wird auch das Leben der Familie Josephs verlaufen sein. Die Juden weisen ja oft genug in unfreundlicher Absicht auf die schlichte Art dieser Familie hin. „Ist dieser nicht Jesus, der Sohn des Joseph, er, dessen Vater und Mutter wir kennen, wie kann er denn sagen: Ich bin vom Himmel herabgestiegen.“[13a]) „Ein Prophet steht in seiner Heimat nicht in Ehren.“[14]) Ein andermal zerstören sie in Nazareth den Eindruck seines Auftretens mit ähnlichen Erwägungen: „Woher hat er diese Weisheit und Wunderkräfte? Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt seine Mutter nicht Maria?“ „Und sie nahmen Anstoß an ihm.“[15]) Wir führen diese Worte nur an zum Beweise dafür, daß das Leben der kleinen Familie, an deren Spitze Joseph, der Gerechte, stand, so weiter verlief, wie es schon die hl. Jungfrau in ihrem Magnifikat andeutet:

Zu den Hohen und Mächtigen, zu denen, die von Thronen träumen und mit Gütern erfüllt sind, gehörte sie in keiner Weise. Sie stand unter den Niedrigen, denen die irdische Stellung in der Welt Bescheidenheit und Zurückhaltung gebietet. Was sie freilich vor Gott sind, davon weiß nur dieser allein. Auf Joseph ruhte die Sorge für die heilige Familie; deshalb ruhte auf ihm auch das Gesetz der Arbeitspflicht, das Gott im Paradiese über den gefallenen Menschen ausgesprochen hatte: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." Er hat sein Brot wohl Zeit seines ganzen Lebens nach diesem Gesetze gegessen. Zu irgendeinem Wohlstand, wo er sorglos der Zukunft entgegensehen durfte, wird er es nie gebracht haben. Wenn Jesus später in seiner messianischen Predigt dem irdischen Besitze harte Worte widmet und das Sammeln der Schätze, die Rost und Motten verzehren, verwirft, dann fällt dadurch auf seine eigene Familie nicht nachträglich noch ein Schatten. Ihr ganzes Dasein und Leben liegt im goldenen Sonnenglanze seiner eigenen späteren Forderung. Sie arbeitete, aber nicht um des Besitzes, sondern um des Lebens willen. Wohl aber gehörte Joseph mit den Seinigen zu denen, wovon Jesus sagt, daß sie „reich sind bei Gott".[16]) Beides muß sich ergänzen. Irdische Dürftigkeit allein nützt nichts, sie muß mit Gottseligkeit verbunden sein. „Es nützt dem Armen nichts", sagt Augustin, „wenn er darbt an Besitz, aber brennt von Begierde."[17])

Wird denn nicht die Vorsehung, und müßte es auch in wunderbarer Weise geschehen, immer dafür Sorge getragen haben, daß irdischer Druck und menschliche Not der heiligen Familie fernblieb? Beherbergte

sie doch den gottmenschlichen Wundertäter selbst, der später Tausende von Hungrigen mühelos das Brot brechen ließ. Wird er nicht ähnlich so auch in seiner eigenen Familie vorgesorgt haben, ohne daß Joseph in harter Arbeit das tägliche Brot dafür gewann? Apokryphe Legenden über das verborgene Leben Jesu haben solche Gedanken wohl gehegt und verbreitet. Mit der Wirklichkeit haben sie wenig gemein. Es ist ein aus dem Evangelium her feststehender Satz, daß Christus für sich selbst seine ihm vom Vater verliehene Wunderkraft nicht gebraucht, auch nicht gebrauchen will. Er war gekommen, zu opfern, nicht, um durch Wunder sich vom Opfer zu befreien. Legendäre Berichte, die entgegengesetzt urteilen, verraten schon hierdurch allein, daß sie die Art der echten Evangelien nicht verstanden haben. Es sind keine Phantasiegemälde, die die christliche Kunst von der heiligen Familie entwirft, wenn sie Joseph bei der Arbeit darstellt. Ja, nicht nur Joseph, sondern auch die Mutter und den Sohn. Als die Eltern damals im Tempel das Kind nach dem Gesetze des Moses aufopferten, brachten sie dabei ein Paar Tauben dar; das war das Opfer der Armen; Reiche opferten ein Lamm. Nichts spricht dafür, daß diese ihre Lage in der Zukunft jemals eine andere geworden sein könnte.

Joseph kennt als Haupt seiner Familie das Gebot der Arbeit, aber er kennt auch das Gebot des Gebetes. Wenn beten soviel heißt als sich mit Geist und Herz mit Gott beschäftigen, dann war Joseph ein Beter. Sogar im Traume beschäftigten ihn himmlische Dinge. Er ist empfänglich für die Zusprüche Gottes. Das ist die Art der innerlichen Menschen. Joseph gleicht den

Propheten des Alten Bundes: er weiß die Zeichen zu deuten, die der Himmel ihm gibt. Nichts von dem, was Gott ihm irgendwie vermittelt, wird von seiner stets dem Ewigen zugewandten Seele überhört. Joseph ist ein Beter. Joseph arbeitet, aber er wird kein Sklave der Arbeit. Er gibt ihr keine größere Bedeutung, als sie nach Gottes Willen im Leben hat. Paulus spricht diese Bedeutung der Arbeit im Lichte des Strafurteils Gottes über den gefallenen Menschen kurz aus: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“[18]) Der Mensch soll nach Gottes Willen nicht von der Arbeit seiner Mitmenschen leben, sondern von seiner eigenen Arbeit. Wer das nicht will, hat kein sittliches Recht zu essen. Joseph arbeitet, um zu leben; aber er versinkt nicht in der Arbeit. Er kennt noch nicht das gräßliche moderne Sprichwort: Zeit ist Geld. Er bringt beides, Zeit und Kosten, einem höheren Zweck zum Opfer; auch um zu leben, aber in höherer Art, wie in der jenes Lebens, das man durch Arbeit und Speise und Trank erhält. Wir lesen es gern, was uns Lukas berichtet: „Die Eltern Jesu gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Osterfeste.“[19]) Sie taten es „der Gewohnheit gemäß“, fügt er hinzu. Das sind köstliche Nachrichten. Sie gewähren uns einen hellen Blick in den Geist und Charakter dieser Familie. Joseph hat Zeit und Geld übrig für den Dienst Gottes, den ihm seine Religion vorschreibt. Wenn er das Große erfüllt, wird er das Kleine nicht vernachlässigen: die Feier des Sabbats und die Beobachtung der gewöhnlichen Gebetszeiten werden ihm heilige Aufgaben sein. Joseph weiß Arbeit und Gebet miteinander zu verbinden. Er wirft das bessere, wertvollere Teil seines Selbst nicht dem Götzen Mam-

mon in die Arme. Er rettet es mit allen Mitteln, die ihm seine Religion an die Hand gibt. So ist Joseph zwar nur ein schlichter Handwerker, aber er ist ein vollendeter religiöser Charakter: ein „Gerechter", wie das Evangelium sagt!

Das offenbart er auch noch in einem letzten Zug, den wir hervorheben müssen. Joseph ist ein Mann des schweigenden Gehorsams. Ist es uns noch nicht aufgefallen, wie bereitwillig und pünktlich er den Anordnungen Gottes entspricht? Nicht einen Augenblick zögert er, zu tun, was Gott von ihm heischt. „Joseph stand vom Schlafe auf und tat, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte."[20] Er nahm Maria zu sich. „Er stand auf und nahm in der Nacht das Kind und seine Mutter und zog fort nach Ägypten."[21] Als ihm die Zeit der Rückkehr angekündigt wird, „da stand er auf und nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel."[22] Und noch einmal im Traum belehrt, „zog er in das Gebiet von Galiläa".[23]

Wir nannten diesen Gehorsam einen „schweigenden". Nicht nur deshalb, weil er Gott nicht widerspricht, sondern weil er überhaupt nicht spricht, sondern nur handelt. Joseph geht schweigend durch das Evangelium. Nicht ein einziges Mal berichtet das Evangelium von seinen Worten; um so nachdrücklicher hebt es die Taten seines Gehorsams hervor. Der Gehorsam handelt, er macht nicht viele Worte.

Joseph ist ein Mann der Arbeit und der Innerlichkeit. Aus den paar Strichen, mit denen das Evangelium sein Bild entwirft, gewinnt man den Eindruck, daß er sich in der Gewalt hat und die Tugend der Selbstbeherrschung besitzt. Er redet nicht; denn ihm

sind große Geheimnisse offenbart, die er heilig halten soll. Tobias sagt: „Eines Königs Geheimnis zu bewahren, ist gut; die Taten Gottes aber zu verkünden und zu preisen, ist ehrenvoll.“[24]) Für Joseph aber war es eine heilige Angelegenheit, die Taten Gottes als ein Geheimnis zu bewahren. Ihm war Großes anvertraut, aber nur zu gehorsamem Gottesdienst, nicht zur lauten Verkündigung. Prophetendienste soll er Gott nicht erweisen; und doch steht sein Dienst höher als der der Propheten. Und auch sein Glück; denn auch auf ihn finden die Worte Anwendung, die Jesus an die Jünger richtete: „Selig eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören. Denn wahrlich, ich sage euch: viele Propheten und Gerechte verlangten zu sehen, was ihr sehet, und sahen es nicht, und zu hören, was ihr höret, und hörten es nicht.“[25]) Auch Joseph hatte Augen und sah; er hatte Ohren und vernahm mit ihnen. Und er war selig in diesem gläubigen Sehen und Hören. Aber die Wellenschläge dieser Seligkeit durften die Grenze seiner kleinen Familie nicht überfluten. Auf der ganzen Familie ruhte die Pflicht, ein schweres Geheimnis zu bewahren. „Maria aber bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen.“ Das gilt von allen drei Personen. Nicht für immer; es wird eine Zeit geben, da wird sich der Schleier lüften, aber durch Gottes Fügung, nicht durch menschliche Voreiligkeit. Wo die Wahrheiten hart sind und schwer zu tragen, und wo die Geheimnisse dunkel sind, da kann eine Enthüllung vor der Zeit nur Schaden stiften. Gott selbst hat es sich in solchen Fällen vorbehalten, seine Offenbarung zu geben, wenn die Menschheit dafür reif ist. Erst muß die „Fülle der Zeit“ angebrochen sein.

Das galt auch von jenem tiefen, schweren, dunklen Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes, dessen einzige authentische Zeugen die drei Personen der heiligen Familie in Nazareth waren.

Joseph und Maria. Es ist ein Sprichwort: *Ehen werden im Himmel geschlossen.* Wenn je, dann verwirklichte sich die Wahrheit dieses Wortes in der Verbindung von diesen beiden heiligen Personen. Gott selbst hat sie zusammengeführt und zusammengefügt. „Nimm dein Weib zu dir!" So der Engel im Auftrage Gottes. „Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen." Das ist das Gesetz der Natur. Auch bei Joseph und Maria hatte die Stimme der Natur gesprochen. Natürliche Neigung hatte sie zusammengeführt. Aber die Natur muß durch die Übernatur verklärt werden. Überall, besonders aber im ehelichen Leben. Gott benutzte die natürliche Liebe von Joseph und Maria, um sie durch seine übernatürliche zu verklären und dann das so erhöhte und veredelte Verhältnis in den höchsten Dienst zu stellen, den er Menschen zumuten und übertragen kann: in den Dienst der Menschwerdung seines Sohnes. Es ist gleichgültig, ob wir dieses Verhältnis mit Augustin eine Ehe nennen oder mit den griechischen Vätern ein Verlöbnis. Wir bewundern in jedem Falle die göttliche Weisheit, die sich in dieser Anordnung offenbart. Wir bewundern auch die hohe sittliche Kraft, die Gott diesen beiden auserwählten Menschen gegeben hat. Joseph trägt in der christlichen Kunst die Lilie. Auch die Verkündigungsbilder von Maria enthalten dieses Wahrzeichen als Hinweis auf die höchste Reinheit der Gnadenvollen. Es ist eine Vollkommenheit des

katholischen Glaubens, daß er seine Gedanken durch Worte und auch durch Zeichen auszudrücken versteht. Wenn Begriffe die Sache nicht ganz zu fassen vermögen, dann greift er zu Symbolen, die die religiöse Empfindung erregen und mystisches Licht auch dorthin noch tragen, wohin die Erkenntnis nicht zu dringen vermag. Verlobte und solche, die Brautleute werden wollen, sehen die Lilie in der Hand des hl. Joseph, sie sehen sie in dem Verkündigungsbilde Mariens. Sie wissen, was das bedeutet; es steigt in ihrer Seele der Entschluß der Nachfolge auf. Und das Gebet stärkt diesen Vorsatz und holt vom Himmel, wo die Ehen gemacht werden, den Segen dazu.

Es war hohe Weisheit, daß Gottes Sohn durch Vermittlung und unter dem Schutz der Verbindung von Joseph und Maria in diese Welt eintrat; aber es war nicht unbedingte Notwendigkeit. Gott hätte auch auf anderm Wege seinen ewigen Ratschluß verwirklichen können. Er wählt aus freier Güte den im Evangelium dargelegten. Wir kennen die Absichten Gottes nur unvollkommen, ahnen aber, daß er auch deshalb in einer Ehe geboren werden und seine Jugend verleben wollte, weil er die Ehe als eine Grundtatsache der Schöpfung ehren und heiligen wollte. Es gab schon in der damaligen Welt Menschen, die die Ehe für etwas Böses hielten und sie grundsätzlich verwarfen. Das war stracks gegen das Schöpfungswort: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!“ Die Ehe soll nach Gottes Willen soviel als möglich die Schöpfungstätigkeit Gottes aufnehmen und fortsetzen, bis Gott der Menschheit ihr Ziel setzt. Es läßt sich für den natürlichen Menschen keine höhere Aufgabe denken,

als das Leben zu vermehren in Teilnahme an Gottes Schöpfungsmacht. Und wenn dann der übernatürliche Segen des Sakramentes, den Christus damit verbunden hat, noch hinzutritt, so bedeutet das mehr als natürliche Lebensquelle, es ist zugleich Anwartschaft für übernatürliches, für ewiges Leben. Diese hohe Auffassung von der Ehe tritt bei Christus in seiner messianischen Predigt und Wirksamkeit wiederholt hervor. Es kann doch nicht zufällig sein, daß er auf einer Hochzeit sein erstes Wunder wirkt. Nicht Zufall, sondern göttliche Vorherbestimmung ist es. Er selbst weist dabei auf Gottes Anordnung seiner „Stunde" hin.[26]) Kinder sind die gottgewollten Früchte der Ehe! Er selbst war einmal ein Kind in der Ehe. Als Mütter ihm ihre Kinder zuführen, „schloß er sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie."[27]) Er sieht in ihnen nicht so sehr die natürlichen Früchte der Ehe, er schaut, wie überall, so auch hier tiefer: er weiß, daß sie für das Reich Gottes geboren sind: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn für solche ist das Himmelreich." Sie sind, obschon noch Kinder, schon fähig, den Segen Christi, des Welterlösers zu empfangen. Wem könnte es beifallen, angesichts dieses Verhaltens des Herrn und seiner deutlichen Erklärung, daran zu zweifeln, daß kleine Kinder schon fähig sind, den Segen Christi in der Taufe, die heilige Taufgnade, zu empfangen! Die Menschenseele kann nicht zu früh in übernatürliche Berührung mit dem Göttlichen kommen. So langsam und unbemerkt, wie sich ihr natürliches Leben entwickelt, so allmählich soll sich zugleich ihr übernatürliches bilden. Von jedem Menschen sollten die Worte des Evangeliums gelten,

die es für die geistige Entwicklung Jesu gebraucht: „Er nahm zu an Weisheit und Alter und an Gnade bei Gott und den Menschen.“[28]) Kinder sind der göttliche Segen der Ehe; Kinder sind deshalb auch der vorzüglichste Gegenstand der Elternsorge und der priesterlichen Hirtenpflicht. Gott legte sein wertvollstes Kleinod, seinen eigenen menschgewordenen Sohn, in die Arme menschlicher Eheleute. Er legte damit einen Schimmer des Göttlichen auf die Ehe überhaupt. Besser gesagt: die Einfügung des Gottmenschen in die menschliche Ehe wurde zum Symbol des Segens von Natur und Gnade, den der Schöpfer von Anfang an auf die Ehe gelegt hat. Jene Verweltlichung und Verkümmerung, in der Christus die Ehe in der damaligen Welt vorfand, entsprach keineswegs den ursprünglichen Absichten des Urhebers der Menschheit. Er hebt es stark und bestimmt hervor: ab initio non fuit sic „im Anfange war es nicht so.“[29]) Die heilige Familie, an deren Spitze Joseph der Gerechte stand, ist ein Beweis dafür, daß ein höherer Geist in der Familie herrschen soll, der in sich die Kraft hat, das ursprüngliche Ideal des Schöpfers zu verwirklichen.

Wer diese Erwägungen auf sich wirken läßt, der wird es auch verstehen, warum die Verehrung des hl. Joseph im Volke mehr und mehr feste Formen und schließlich auch liturgischen Charakter annahm. Wie fast überall in der Geschichte der Heiligenverehrung, ging die Bewegung auch hier von privater Seite aus. Besonders förderlich waren dem Kultus des hl. Joseph einzelne einflußreiche und heiligmäßige Personen des Mittelalters, wie der hl. Bernhard, die hl. Gertrud, Brigitta von Schweden, Vinzenz Ferrerius; weiter der

Kanzler der Pariser Universität, Gerson, der um 1400 ein Offizium zu Ehren der Verlobung von Joseph und Maria verfaßte und auf dem Konzil zu Konstanz (1414—1418) sich um die Verbreitung der Andacht zum hl. Joseph sehr bemühte. Nicht lange darauf nahmen sich auch die Päpste dieser Bemühungen an und setzten gegen 1500 den 19. März als Tag der Verehrung und 1621 als gebotenen Festtag fest, hundert Jahre später verordnete der Papst Benedikt XIII. die Einreihung des hl. Joseph in die Litanei von allen Heiligen und Pius IX. endlich gab ihm am 8. Dezember 1870, also am Tage der Unbefleckten Empfängnis der heiligen Maria, den erhabenen Ehrentitel eines Patrons der ganzen Kirche!

Durch diese steigende Verehrung ist auch das Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Joseph und der Eifer seiner Nachfolge sehr gewachsen. Besonders die christliche Männerwelt sieht in ihm das Vorbild eines Mannes, der mit den schlichtesten Mitteln sein ewiges Ziel erreicht hat: Arbeit und Gebet; Gebet und Arbeit; Gehorsam und Geduld; Geduld und Gehorsam und als gemeinsames Fundament von allem der Glaube. Im Vergleich zu dem vielen, was manche an äußeren Übungen gebrauchen, ist das wenig. Aber es ist doch viel, vielleicht viel mehr als das Pensum von religiösen Übungen, nach deren Abwicklung mancher den Forderungen seiner Religion genuggetan zu haben glaubt. Es bleibt für den in den Plackereien des alltäglichen Lebens stehenden Mann ja überhaupt nicht viel Zeit zu religiösem Außenleben. Nur der Sonntag ist ihm für äußere Betätigung in der Religion gegeben. Und auch der soll noch seiner wohlverdienten Erholung

dienen. Um so mehr aber soll der christliche Mann nach einem seiner Bildung entsprechenden religiösen Innenleben ringen. Ein solches Innenleben kann beim Manne sich nur bilden auf Grund eines lebendigen Glaubens an Gott und an seine eigene ewige Bestimmung. Daraus ergibt sich die Pflicht einer beständigen inneren Selbstkontrolle. Das Gewissen soll in beständiger Wachsamkeit darüber richten und entscheiden, ob wir dieser unserer ewigen Bestimmung entsprechen oder widersprechen. Das Gewissen ist der Ort, wo Gott über uns urteilt. Deshalb nennen wir es die „Stimme Gottes" im Menschen. Im Gewissen also müssen wir immer mit Gott einig sein. Und wenn wir hier nicht mit ihm einig sind, dann müssen wir mit ihm einig werden. Hier müssen wir mehr und mehr mit ihm einig werden; damit wir schon auf Erden mit ihm einig bleiben. Ein solches religiöses Innenleben ist dem christlichen Manne möglich. Denn bei allen Forderungen, die das Leben an ihn auch stellen mag, sein Inneres bleibt sein Eigentum, sein geistiges Selbst kann ihm keine Macht der Welt verkümmern, noch weniger entreißen.

Der Mann also, dessen Leben in den festen Geleisen der Mühe um das tägliche Brot verläuft, muß darauf bedacht sein, mit wenigen Mitteln seine ewige Bestimmung zu erreichen. Wer aber von nur wenigen Mitteln leben muß, der muß die kräftigsten genießen, sonst bricht er zusammen. Das gilt auch für das geistige Leben. Auch hier genügt das Wenige nur, wenn es zugleich das Beste ist. Was mag dieses Beste sein? Man kann es kurz sagen: der Glaube, der das Gewissen an Gott

kettet und es nicht wieder losläßt, der jede Störung und Schwankung im Gewissen beobachtet, als solche erkennt und korrigiert. So lebte Joseph, den das Evangelium den „Gerechten" nennt. In diesem Zusammenhang verstehen wir nun auch ein tiefes Wort, das der Apostel Paulus über das religiöse Innenleben des Christen gesprochen hat. Er sagt: „Die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, spricht so: Sage nicht in deinem Herzen, wer wird hinaufsteigen in den Himmel? — nämlich, um Christus herabzuholen; oder wer wird hinabsteigen in den Abgrund? — nämlich, um Christus von den Toten heraufzuholen. Was sagt vielmehr die Schrift? Nahe in deinem Munde und in deinem Herzen ist das Wort — nämlich das Wort des Glaubens."[30] Er will sagen, unsere Gerechtigkeit muß hergestellt werden durch Glaube und Herz, durch ein vom Glauben reguliertes Gewissen; dorthin brauchst du Gott nicht erst zu holen herab vom Himmel, herauf aus der Unterwelt; er ist vielmehr schon drin. Deine Pflicht bleibt: unterwirf dich ihm im Glauben, söhne dich mit ihm aus, stelle in deinem Inneren das rechte Verhältnis zwischen dir und Gott her, suche in der Tiefe deines Herzens den Punkt, wo du mit ihm zusammenhängst und siehe sorgfältig zu, daß du in diesem tiefsten Punkte deines geistigen Selbst recht lebendig und glaubensgesund mit Gott verbunden bist und verbunden bleibst, daß hier nie die Verbindung sich lockert. Dann strömen die Kräfte Gottes in ständigem Fluß und in reiner Welle von der Ewigkeit in uns herüber, nähren unseren Geist mit der Speise der Unsterblichkeit und führen ihn entgegen bis zur Vollendung „des sittlichen Vollalters Christi".[31] So war das Leben Josephs, des Gerechten, des Bräu-

tigams Mariä, des Nährvaters Jesu, des Hauptes der heiligen Familie, des Vorbildes des christlichen Mannes, des Schutzpatrons der Kirche!

20. Maria in der Liturgie.

„Wo ich bin, da wird auch mein Diener sein." Joh. 13, 26.

„Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn solche Anbeter sucht der Vater. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten."[1]) So spricht der Herr zur Samariterin am Jakobsbrunnen. Gott „sucht" Anbeter; er *will* sie; er fordert von den Menschen, daß sie ihm *den Kult der Anbetung* leisten, einer Anerkennung seiner Herrschaft und Herrlichkeit, seiner Majestät und Würde, wie sie nur einzig und einmal besteht und bestehen kann gegenüber dem ewigen, in und durch sich selbst bestehenden Gott. Einen solchen Kult „sucht", verlangt der Vater, sagt Jesus. Er *kann* ihn verlangen; denn er ist unser Herr und Schöpfer. Und der Mensch *soll* ihn leisten. Aber, sagt Jesus: in Geist und Wahrheit, weil Gott selbst Geist ist und nur durch einen geistigen und deshalb wahren Kult verehrt werden kann. Der Gegensatz dazu wäre ein bloß körperliches kultisches Verhalten, wobei, wie Jesus sagt, nur ein geistloser Lippendienst herauskommt. Also nicht *jeden* Lippendienst verurteilt Jesus, sondern nur den ohne Geist.

Jesus selbst hat dem „Vater" diesen gesuchten Kult geleistet, als er auf Erden in Menschennatur wandelte,

und er leistet ihn noch jetzt in seiner verklärten Menschheit im Himmel, „sitzend zur Rechten Gottes".

Aber Jesus hat auch für sich selbst einen Kult gefordert. Noch nicht, solange er unter den Seinigen lebte, aber für jene Epoche, wo er beim Vater sein werde und unsere Gebete und Bitten als großer „Mittler des Neuen Bundes"[2]) an den Vater weitergeben will. Im Vaterunser lehrt er uns noch, direkt an den Vater uns zu wenden. Aber am Ende seines Lebens, kurz vor seiner Auffahrt, befiehlt er doch den Jüngern auch, daß sie ihn dabei als Mittler in Anspruch nehmen sollten. „Bisher habt ihr noch um nichts in meinem Namen gebetet."[3]) Er war ja noch auf Erden unter ihnen. Aber das soll nun anders werden: „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, will ich tun, damit der Vater in dem Sohne verherrlicht werde. Um was ihr mich in meinem Namen bitten werdet, das will ich tun."[4]) Der letzte Satz enthält die Voraussetzung eines auch selbständigen Kultus des Herrn, nicht im Unterschiede oder Gegensatze zum Vater, sondern in Verbindung mit ihm. Dahin lauten auch die Worte aus dem Matthäusevangelium: „Wenn zwei von euch auf Erden gemeinschaftlich um irgend etwas bitten, so wird es ihnen gegeben werden von meinem Vater, der im Himmel ist. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen."[5]) Jesus setzt sowohl hier als in den vorhin angeführten Worten voraus, daß dieser Kult Gemeinschaftsdienst ist, daß ihn also nicht jeder für sich allein ausüben soll. Er soll wohl in Geist und Wahrheit geschehen, also persönlich und individuell, aber er soll doch auch wieder gemeinschaftlich geschehen in äußerlichen,

miteinander geübten Kultusformen. Christus hat uns das Wesen dieses Kultus am Abend vor seinem Leiden in der Einsetzung des Altarsakramentes gegeben. In Verbindung mit diesem wichtigen Sakramente sollen alle übrigen Kultusformen vollzogen werden. Und aus seiner Feier sind sie meist herausgewachsen. Der katholische Kultus geht also seinem Wesenskern nach auf Christus zurück, so sehr man das auch seitens der Protestanten bestreitet und behauptet, er habe seine Religion des Geistes und der Wahrheit so verstanden, daß für kultisches Tun kein Raum bleibe. Die Apostel, die doch am besten ihn verstanden haben müssen, sind dieser Meinung nicht gewesen. Sie haben das Abendmahl mit ihm gefeiert, haben dessen Feier von ihm übernommen und haben sie neben der Predigt des Evangeliums zum Kern christlichen Lebens gemacht. Dabei ist es für uns selbstverständlich, daß wir die Gebräuche und Zeremonien des heutigen Kultus nicht in die christliche Urzeit verlegen dürfen. Wir haben nicht einmal ein Interesse daran — und die Frage wäre ja auch unbeantwortlich —, zu wissen, mit welchen Zeremonien die anfänglich gewiß noch schlichte Feier begangen wurde. Wir wissen aber, daß dieser kleine kultische Wesenskern sich entwickeln mußte. Das liegt nicht nur in der Natur des geschichtlich Gewordenen, es liegt vor allem in dem Bedürfnis des religiösen Menschen selbst. „Es ist ein Verstoß gegen das Naturgesetz, wenn man einem Menschen, der in der Tiefe seiner Seele gottesdienstliche Akte vollzieht, zumutet, denselben keinen sinnfälligen Ausdruck zu geben und von ihm verlangt, nur im Geiste zu beten oder seine geistige Anbetung lediglich im mündlichen Wort zum Ausdruck kommen zu lassen.“[6]) Der

hl. Augustin sagt psychologisch tief: „Keine Religion, weder die wahre noch eine falsche, kann ohne Zeremonien bestehen."[7]) Der große Kirchenvater weiß so gut wie wir, daß Gott nicht aus unseren Zeremonien unsere innere Andacht erschließen muß; er kennt sie so. Aber, sagt er: „wenn wir beten, tun wir es mit körperlichen Gesten, die einem Hilfeflehenden entsprechen: wir beugen die Knie, breiten die Arme aus, werfen uns sogar auf den Boden oder tun etwas ähnliches, obschon der unsichtbare Wille und die Absicht des Herzens darüber Gott wohlbekannt ist, und er nicht nötig hat, daß sich ihm der menschliche Geist offenbart; aber der Mensch regt sich dadurch selbst zum demütigeren und feurigeren Gebete und Seufzen an."[8]) Also nicht Gott bedarf unseres Kultus — er bedarf überhaupt nichts —, aber der Mensch bedarf desselben, weil er ein leiblich-geistiges Wesen ist. Und wenn Jesus den rein äußeren Kult der Pharisäer ablehnte, dann hat er den im Geist und in der Wahrheit empfohlen.

Es lag wieder im Gesetze der natürlichen religiösen Entwicklung, daß auch die Heiligen, die Freunde Gottes, allmählich in ihrer Art in diesen Kult einbezogen wurden. Unsere Gegner sind hier wieder rasch bei der Hand mit dem bekannten Einwurf, daß unsere Heiligen, die auch Luther noch als unsere „lieben Heiligen" titulierte, an die Stelle der alten heidnischen Götter und Göttinnen getreten seien. Nun aber hat Jesus selbst auch seinen Aposteln schon Ehren versprochen und sie vor Verunehrung geschützt. Er identifiziert sich vor der Welt sogar mit ihnen: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich."[9]) Er nennt sie nicht Diener, wie es wohl recht wäre, nein,

er nennt sie „Freunde“.[10]) Und am Jüngsten Tage sollen sie, bildlich ausgedrückt, gar wie Fürsten Israels erscheinen, auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.[11]) Diese paar Hinweise auf die Bibel widerlegen schon den törichten Einwurf, daß im Christentum die Heiligen die Stelle der Götter und Göttinnen der alten Heiden eingenommen hätten. Und wenn wir dann später gleich nach den Aposteln sehen, also in einer Zeit, wo die Kirche wegen ihres Glaubens mit dem Heidentum auf Leben und Tod im Kampfe lag, sehen, wie die Christenheit in diesem Kampfe ihre prachtvollsten und wertvollsten Heiligengestalten aus sich hervorbrachte — man denke an Polykarp, Bibiana, Agnes, Cäcilia, Justin, Cyprian — und sollen dann glauben, das wären Gestalten, die ihre Ehren und Erinnerungsfeiern heidnischen Götterbildungen verdankten, dann beschleicht uns wieder ein Lächeln, und wir denken, daß die Christen schon von sich selbst soviel natürliche und übernatürliche Achtung vor der christlichen Tugend, zumal in solch heroischem Gewande auftretend, gehabt hätten, ohne daß sie bei den Heiden Götteranleihen zu machen hatten.

Und zu diesen Großen der Christenheit gehörte zweifellos auch Maria. Und ihr Kult ist so alt, als die Sitte ist, das Glaubensbekenntnis in der heiligen Messe zu beten. Eine feierlichere Verehrung läßt sich wohl, zumal für die erste, in allen Dingen schlichte und einfache Zeit nicht denken, als daß man in dem eucharistischen Hochgebet, oder wie wir heute sagen, im Kanon der heiligen Messe, Maria neben dem Heiligen Geiste als Quelle der Menschwerdung nannte. Dieses eucharistische Hochgebet begann mit unserer heutigen Prä-

fation. Wir setzen den betreffenden Teil hierher: „Der Herr sei mit euch", begann der Priester; „und mit deinem Geiste" antwortete das Volk. „Erhebet die Herzen!" „Wir haben sie zum Herrn erhoben." „Wir sagen dem Herrn Dank." „Das ist würdig und recht." Und dann fuhr der Priester allein fort: „Dank sagen wir dir, Gott, durch deinen geliebten Sohn Jesum Christum, den du in den letzten Zeiten zu uns gesandt hast als Heiland und Erlöser und als Boten deines Willens, der da ist dein von dir untrennbares Wort, durch den du alles gemacht hast, und der dir wohlgefällig war. Gesandt hast du ihn vom Himmel in den Mutterschoß der Jungfrau; in ihm wohnte er durch die Fleischwerdung und offenbarte sich als dein Sohn: aus dem Heiligen Geiste und der Jungfrau geboren. Er erfüllte deinen Willen und erwarb dir, o Gott, ein heiliges Volk. Er breitete die Arme aus, als er litt, damit er vom Leiden diejenigen befreite, die an dich glaubten. Er überlieferte sich freiwillig dem Leide, damit er den Tod zerstöre, die Banden des Teufels zerreiße, die Hölle zerstampfe, die Gerechten erleuchte, einen Bund schließe und die Auferstehung offenbare. — Er nahm Brot, sagte Dank, sprach: „Esset, dies ist mein Leib, der für euch gebrochen wird" usw.

Das ist eines der ältesten Kanongebete, die wir kennen. Wir merken das sofort an seinem schlichten Aufbau. Da fehlt jede Nebensächlichkeit und jede Phrase. Wie die alten Römer ihre Mauern aus lauter breiten, massiven Quadern errichteten, so bauten die alten Christen ihr Meßgebet auf. Jeder Satz enthält eine Heilstatsache wichtigster Natur. Man erwähnt sie einzeln, weil man an sie glaubt, aber auch weil man sie liturgisch

feiern will. Nun, in diesem goldenen, kleinen Festkranze steht auch der Name Mariens und zwar in höchst ehrenvoller Weise: Gottes Sohn, geboren aus dem Heiligen Geiste und der Jungfrau. Und Maria findet darin nicht etwa eine zufällige Erwähnung; nein, sie hat in der Meßliturgie ihren festen Platz. Keine Messe wird auf Erden gefeiert, worin nicht ihr Name genannt wird. Und keine Taufe wurde in der Kirche gespendet, in deren Spendungsformel nicht ähnlich wie im Meßkanon Jesus als „geboren aus Maria, der Jungfrau", genannt wird. Wenn der erwachsene Täufling dreimal in üblicher Weise untergetaucht wurde, richtete der Priester jedesmal vorher eine Befragung des Glaubens an ihn: „Glaubst du an Gott den Vater, den Allmächtigen?" „Ich glaube." „Glaubst du an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau?" „Ich glaube." „Glaubst du an den Heiligen Geist?" „Ich glaube."

Jahrhundertelang war dieser Kultus Marias während der heiligen Messe der einzige. Aber er war auch hinreichend in einer Zeit, wo man ständig die heilige Eucharistie nach ein und demselben Formular dem Herrn feierte, und den Heiligen zu Ehren weder eigene Messen noch Feste feierte.[12])

Aber wir kommen auch in eine Zeit, wo man zu Ehren Marias beginnt Feste zu feiern. Man stellt gelehrte Untersuchungen darüber an, wann man das erstemal ein Marienfest zu feiern begann. Aber auch hier muß man bedenken, daß die ältesten Feste des Herrn zugleich Marienfeste waren. Das älteste Herrenfest ist Epiphanie oder die Erscheinung des Herrn

am 6. Januar. Es wurde schon im 3. Jahrhundert gefeiert. Sein Gegenstand war die Geburt des Herrn, wofür man aber bald Weihnachten als besonderes Fest einführte, ferner die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande und später das Wunder zu Kana. Aber, so fragen wir, wie hätte die Christenheit diese drei Ereignisse feiern können, ohne dabei Mariens ebenso zu gedenken wie des Herrn! Besonders mußte das Weihnachtsfest stark von marianischen Gedanken belebt sein, und man braucht nur die Festpredigten (sermones) der Kirchenväter durchzublättern, um dies zu erkennen. Es sollte indes auch die Zeit anbrechen, wo man zu Ehren Mariens eigene Feste feierte und sich nicht mehr damit begnügte, ihr Gedächtnis an Festen ihres Sohnes mitzufeiern, gleichsam zu kommemorieren. Die Märtyrer hatten ja schon lange solche eigene Gedächtnistage, Tage der Erinnerung an ihr Martyrium (dies natalitii), gleichsam Geburtstage, wo sie in den Himmel eingegangen waren. Es verhält sich mit der Entstehung solcher Heiligengedächtnistage aber so, daß ihr Ursprungsdatum nicht mehr genau anzugeben ist. Sie gleichen den Sternen, die des Abends am Himmel sichtbar sind, ohne daß wir wissen, wann sie aufgingen. Nur das wissen wir sicher, daß sie nicht amtlich von der Kirche in Rom eingeführt wurden, sondern von der Liebe und Verehrung des Volkes mit ihren Priestern und dem Bischof geschaffen wurden. Die einzelnen Kirchen feierten ihren Heiligen, ihre Märtyrer, die an ihrem Orte gelebt und gewirkt hatten, ihren Ort mit dem Ruhme eines glorreichen Bekennertodes erfüllt hatten. Die Sitte, daß die Kirche von Rom aus in einheitlicher Weise der Heiligsprechung und Heiligenverehrung sich

annahm, tritt erst im Mittelalter hervor. So wird es verständlich, daß man in der einen Kirche Heilige verehrte, die die andere nicht kannte, daß man selbst große, berühmte Heilige nicht sofort in einem ganzen Lande feierte, sondern erst allmählich anerkannte.

Dies alles findet in gewisser Weise auch auf die Marienfeste seine Anwendung. Auch ihre Feste tauchen in der Kirchengeschichte auf wie die Sterne am Abend, und auch ihre Feste werden nicht sofort in der ganzen Kirche gefeiert. Man kann sagen, daß das Morgenland, wo das Christentum ja auch zuerst entstanden war, dem Abendlande zuvorkam. Fast alle großen Marienfeste entstammen dem Morgenlande. Der Einfluß der Klöster auf die Entwicklung dieser Dinge ist leicht zu begreifen. In ihrer Hand lag damals wesentlich die Mission, wir sagen heute die Seelsorge. Man versteht es sofort, daß sie Feste, die sie rein privatim in ihrer Klosterfamilie feierten, auch bald in das Volk hineintrugen und dieses zur Mitfeier anregten und aufforderten. Auf diese Weise wurde schon recht früh das Fest der Empfängnis Mariens gefeiert, aus dem sich sehr viel später das Fest der Unbefleckten Empfängnis entwickelte.

Überblicken wir die Feste Mariens, so erscheinen uns im Lichte der Geschichte als die ältesten Mariä Lichtmeß, Mariä Geburt, Verkündigung und Aufnahme in den Himmel.

Mariä Lichtmeß ist ja eigentlich ein Fest des Herrn und wurde schon vorhin als ein sehr altes Fest gekennzeichnet. Die Lichter, die an diesem Tage geweiht und in feierlicher Prozession durch Kirchen und Straßen getragen wurden, deutete die Kirche selbstverständlich

nicht auf Maria, sondern auf Christus, den Simeon in seiner Prophetie als „Licht zur Erleuchtung der Heiden" genannt hat.[13]) Wenn an diesem Tage die alten Heiden die gleiche Sitte beobachteten, so kann man es nur als gutpädagogische Empfindung bezeichnen, wenn die Kirche diese Sitte auf den christlichen Lichtmeßtag verlegte. Das sagt schon der Erzbischof von Mainz zur Zeit Karls des Großen (800). Er schreibt: „Die heidnische Gewohnheit der Reinigung (lustratio) hat die christliche Religion mit Recht geändert; denn nun zieht während desselben Monats am Tage der hl. Maria das gesamte Volk mit den Priestern und Kirchendienern unter Hymnen und frommen Gesängen durch die Gotteshäuser und durch passende Straßen der Stadt. Alle tragen dann brennende Kerzen in den Händen, die der Bischof ihnen gab. Sie tun dies aber nicht (wie die Heiden) wegen des Opfers, das man alle fünf Jahre (lustrum) zur Sühne der Fehler des irdischen Reiches darbrachte, sondern zur steten Erinnerung ans Himmelreich, worin gemäß der Parabel von den weisen Jungfrauen alle Auserwählten mit den leuchtenden Lampen guter Werke ihrem Bräutigam und König entgegenkommen, um dann mit ihm gleich zur Hochzeit in die Stadt dort oben einzuziehen."[14]) In dieser Ausführung erscheint das Fest schon mehr als Fest Mariens denn als Fest des Herrn. Die Lichter werden nicht von Christus gedeutet, sondern von den klugen Jungfrauen, die in Maria ihre Repräsentantin haben. Deshalb ermahnt ein scholastischer Prediger um 1150 an diesem Tage die Gläubigen, Maria nachzuahmen, „die Königin der Engel, durch Demut und Keuschheit. Bittet sie bei ihrem Sohne, durch fromme Gebete für eure Bedrängnisse Fürsprache einzulegen, damit ihr, wenn der

Herr mit seinen Heiligen kommt (wie die klugen Jungfrauen), in seinem Tempel die Krone wunderbarer, nie verwelkender Herrlichkeit erlangt."[15]) Andere Prediger jener Zeit erinnern an die Lichter der Tugenden, die wir in unserem Herzen tragen sollen, und wodurch wir zu unserem ewigen Lichte, das Gott selber ist, gelangen möchten. Noch andere denken an die reinen Tauben, die Maria bei der Opferung des Kindes im Tempel zu Jerusalem darbrachte.

Ist die Lichtmeßfeier wenigstens in der alten Kirche sowohl ein Fest Christi als seiner Mutter, so müssen aber als reine Marienfeste gelten Maria Geburt, Maria Verkündigung, Maria Aufnahme. Eine Synode von Salzburg verordnet im Jahre 800: „Viermal des Jahres soll feierliche Messe der hl. Gottesmutter stattfinden, nämlich an Mariä Reinigung am 2. Februar, (Mariä Verkündigung als dem Tage der) Empfängnis Jesu am 25. März, Aufnahme (Assumptio) am 15. August und Geburt am 8. September." Diese drei Marienfeste haben wie auch die Mehrzahl der übrigen Marienfeste ihren Ursprung im Morgenlande und drangen von da in die römische Kirche ein, von der sie von Kirche zu Kirche weiter ihren Weg zum Westen fanden.[16]) Von den genannten drei alten Marienfesten ist das Fest Mariä Aufnahme wahrscheinlich das älteste. Wir behandeln sie in sachlicher, nicht in chronologischer Aufeinanderfolge, weil sich über ihre Einführung genaue Zeitangaben nicht machen lassen.

Mariä Geburt wurde im 7. Jahrhundert in der römischen Kirche gefeiert; warum am 8. September, ist nicht klarzumachen, da es überhaupt keine geschichtlichen Nachrichten über die Geburt Marias gibt. Das

war der Grund, weshalb man die Entstehung des Festes legendarisch schilderte. Im Mittelalter wird in den Predigten erzählt, wie ein Eremit und frommer Marienverehrer am 8. September immer frohe Gesänge der Engel hörte. Dabei offenbarte ihm Gott, daß das von der Festfeier herrühre, die die himmlischen Chöre an diesem Tage zur Ehre von Mariä Geburt hielten. Der eifrige Marienverehrer habe über diese Privatoffenbarung an den Papst berichtet, der dann auch auf Erden dieses Fest einführte. Der Charakter der Legende ist ja leicht ersichtlich. Man war der Meinung, wenn man auch nichts Geschichtliches von der Geburt Mariens aus dem Evangelium wisse, dann müsse man doch schließen, daß es Gott gefallen werde, wenn man in der Kirche zu Ehren dieses Tages ein Fest einführe. Die Predigt übernahm es aber auch, den eigentlichen Festgedanken aszetisch hervorzuheben. Schon in der Väterzeit hatte ein Prediger in seiner Ansprache an diesem Tage den Ausspruch, daß Marias Geburt ein Ende bewirkte (Maria figens terminum). Es ist nicht schwer zu verstehen, wie das gemeint ist. Sie machte ein Ende des Harrens der alten Zeit, indem sie die Erfüllung brachte; sie machte ein Ende der Finsternis, indem sie das Licht schenkte; sie machte ein Ende dem Tode, indem sie das Leben gebar. „Deine Geburt, o Gottesgebärerin und Jungfrau, hat der ganzen Welt Freude verkündet. Aus dir nämlich ist die Sonne der Gerechtigkeit aufgestanden, Christus, unser Gott. Er nahm den Fluch hinweg und schenkte den Segen; er vernichtete den Tod und gab uns das ewige Leben." So betet die Kirche im heutigen Festoffizium. Noch andere Gedanken klingen in diesen Festgebeten wieder über die Abstammung Marias: „aus dem Samen

Abrahams geboren, aus dem Stamme Judas, Leuchte aus dem Geschlechte Davids, deren strahlendes Leben alle Kirchen erleuchtet."[17])

Mariä Verkündigung ist eines der ältesten Marienfeste; die Vorfeier des Weihnachtsfestes; ein Hauptmarienfest, weil Fest der Gottesmutterschaft, das dogmatische Marienfest der Kirche; das am liebevollsten von der Kunst behandelte Fest: Maria und der Engel. Es gibt kaum einen reizenderen Gegenstand für den christlichen Maler. Und was die Hauptsache ist und dem Feste vor allen anderen einen einzigen Glanz und Vorzug gibt, ist der Umstand, daß es in vollem Glanze der göttlichen Offenbarung steht. Es verdankt seinen Ursprung nicht frommen Erwägungen, die etwa Ordensleute oder Urheber von Legenden über marianische Fragen anstellten, sondern der klaren und bestimmten Nachricht des Lukasevangeliums. Auch dieses Fest stammt aus dem Morgenlande, und wenn es auch nicht genauer datiert werden kann, dann war es doch schon um 400 dort bekannt und beliebt. Wegen seines festen Rückhaltes am Evangelium ist es auch neben der Mutter mit dem Kinde eines der ältesten Bilder, die wir von Maria besitzen. Es befindet sich in den Katakomben der hl. Priszilla in Rom: Maria sitzt auf einer Bank, in Andacht und Nachdenken versunken, und der Engel bringt ihr in verneigter Stellung die Botschaft. Die Feier des Festes müßte eigentlich als Vorfeier von Weihnachten in die Adventszeit fallen. Aber da es mit Rücksicht auf das Weihnachtsfest rein zeitlich berechnet und nicht kirchlich liturgisch in das Kirchenjahr eingegliedert wurde, so mußte es auf den 25. März fallen, von wo es, falls es mit einem der drei letzten Tage der Karwoche zusammen-

fällt oder mit der Osterwoche, auf einen späteren Tag verlegt wird.

In den kirchlichen Festgebeten kehren fort und fort die aus der Bibel bekannten Gedanken wieder: „Gegrüßet seist du, Maria." „Der Heilige Geist, o Maria, wird auf dich herabkommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten." „Der Herr ist mit dir." „Fürchte dich nicht, du hast Gnade vor dem Herrn gefunden. Siehe, du wirst empfangen" usw. Wegen des letzteren Gedankens hieß dies Fest in der ältesten Kirche vielfach auch Fest der Verkündigung Christi (Annuntiatio Christi oder Domini) oder gar Fest der Empfängnis Christi (Conceptio Christi). Die Gedanken des Evangeliums werden von der Kirche in ihren Gebeten nicht nur wörtlich, sondern vielfach auch in umschreibender betrachtender Weise frei wiedergegeben. „Jungfrau Maria, nimm auf das Wort, das dir von Gott durch den Engel gesandt ist: Du wirst empfangen und gebären Gott und ebenso einen Menschen; damit du selig gepriesen werdest unter allen Weibern. Du wirst nämlich einen Sohn gebären, aber einen Verlust deiner Jungfräulichkeit nicht erleiden. Du wirst gesegneten Leibes werden und eine immer unberührte Mutter sein, damit du gebenedeit seiest unter allen Weibern." Auch der Hinweis auf die Verheißung des Isaias tritt in diesen liturgischen Gebeten hervor: „Hervorgehen wird ein Reis aus der Wurzel Jesse (des Vaters David) und eine Blüte aus seiner Wurzel hervorsteigen. Und die Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden sein und die Treue das Band seiner Nieren. Und ruhen wird auf ihm der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke."[18])

Das sind Worte aus einem Messiasliede, das der größte Prophet des alten Bundes anstimmte, als in ihm die Hoffnung auf den schon von Anfang an verheißenen Erlöser lebendig wurde. Hiermit verbindet sich dann die Freude der Kirche: „Heilige und unbefleckte Jungfräulichkeit, mit welchen Lobsprüchen soll ich dich preisen. Den die Himmel nicht zu fassen vermochten, den hast du in deinem Schoße getragen. Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes." Dann läßt sie in ihrer liturgischen Dramatik Maria selbst auftreten. Die hl. Jungfrau fordert alle ihre Verehrer auf, sie selig zu preisen und zu verehren: „Frohlocket mit mir ihr alle, die ihr liebet den Herrn, weil ich, obschon ich gering war, dem Allerhöchsten gefallen habe und aus meinem Schoße den gebar, der Gott und Mensch ist. Selig werden mich preisen alle Geschlechter, weil eine demütige Magd angesehen wurde von Gott." Dann erhebt die Kirche ihre Stimme: „Freue dich, Jungfrau Maria, alle Irrlehren hast du allein vernichtet, weil du den Worten des Erzengels Gabriel geglaubt hast, indem du, o Jungfrau, Gott und Mensch geboren hast und nach der Geburt die unversehrte Jungfrau geblieben bist. Glückselig bist du, die du geglaubt hast; denn erfüllt ist das, was dir gesagt wurde vom Herrn." „Auserwählt hat sie Gott und vorhererwählt; in seinem Tabernakulum ließ er sie wohnen, und vorhererwählt hat er sie. Anmut hat er auf deine Lippen gegossen. Deshalb hat dich Gott gesegnet in Ewigkeit."

Marias Tod und Aufnahme in den Himmel (Assumptio). Es ist heute das marianische Hauptfest. Einige Gelehrte meinen, es sei vielleicht auch das älteste Marienfest. Denn da die alte Kirche von den ersten

Anfängen an die Todestage der Märtyrer feierte, weil diese bei ihrem Hinscheiden sicher mit Christus, ihrem Haupte, dem sie im blutigen Tode so ähnlich geworden, vereinigt wurden, so folgten diesen Märtyrergedächtnissen bald auch die Gedächtnisse nicht gemarterter Heiligen, die durch ihr Leben und durch ihre Wirksamkeit in der Kirche einen hohen sittlichen Ruf erlangt hatten. Allerdings wurde dieser Todestag der Heiligen in den einzelnen Kirchengemeinschaften, wo sie gestorben waren, sofort bekannt und mit seinen geschichtlichen Umständen festgehalten. Solche geschichtliche Nachrichten aber gibt es über den Tod und die Grabesruhe Marias nicht. Deshalb schreibt der Jesuit Suarez († 1617), der in seinem Orden das Ansehen eines Schulhauptes besitzt, daß die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel nicht ein Glaubenssatz sei, weil sie nicht von der Kirche definiert ist, auch liege kein Zeugnis der Heiligen Schrift vor, noch eine genügend klare (mündliche) Überlieferung, worauf sich der unfehlbare Glaube stütze.[19]) Und ein berühmter Dogmatiker aus der neuesten Zeit, Scheeben, schreibt: „Wie schlecht es mit der historischen Tradition als solcher steht, geht daraus hervor, daß vor dem Ende des sechsten oder höchstens des fünften Jahrhunderts überhaupt keinerlei sicheres, ausdrückliches Zeugnis für die Tatsache der leiblichen Aufnahme Mariens nachweisbar ist, das von einer beachtenswerten Autorität herrührte.“[20]) Indessen muß man hier unterscheiden, welches der eigentliche Kern des Festes ist und von Anfang an war. Das ergibt sich unschwer aus folgenden Erwägungen. Die alte Kirche nannte das Fest Marias „Entschlafung“ (Dormitio), „Beisetzung“ (Depositio,) „Ruhe“ (Pausatio, Anapausis),

„Hingang“ (Transitus), „Aufnahme“ (Assumptio). Dabei dachte sie wie bei allen Heiligen zunächst an die Aufnahme der Seele Mariens in den Himmel. Und diese ist selbstverständlich von übernatürlicher Glaubensgewißheit. Es bedarf für den Katholiken kaum des Hinweises, daß diejenige, die uns der Glaube als die makellose Gottesmutter vorstellt, der Seele nach bei ihrem Tode auch „Aufnahme“ in den Himmel fand. Sie hatte diese Gewißheit gleichsam schon aus Engelsmunde bei der Verkündigung erfahren. Es ist an dieser Gewißheit niemals in der Kirche auch nur der leiseste Zweifel aufgetaucht.

Wenn aber auch für die Aufnahme des Leibes kein geschichtliches Zeugnis von irgendwelchem Wahrheitswerte beigebracht werden kann, dann fragt es sich doch, ob nicht der Glaube aus sich auf Grund anderer feststehender Wahrheiten hier zu einem gewissen Urteile kommen kann. Und da lautet die Auffassung der katholischen Dogmatik günstiger und bejahender. Sie sagt, es entspreche dem gläubigen Empfinden, es sei eine, wie der gelehrte Papst Benedikt XIV. sich ausdrückt, „fromme und probabele Meinung“, daß Maria nicht bloß der Seele nach, sondern auch dem Leibe nach Aufnahme in den Himmel gefunden habe.

Welches sind die Gründe für eine solche Meinung? Vor allem muß auch hier wieder an die göttliche Mutterschaft erinnert werden. Maria vestivit Deum, sagt der hl. Bernhard, „Maria reichte dem Sohne Gottes sein leibliches Gewand“, als er Mensch wurde. Was einst Christi Erlöserleib war, das war vorher Mariens Mutterleib gewesen. Wenn der Vater im Himmel es nicht dulden konnte, daß der Erlöserleib im Grabe fest-

gehalten wurde, ihn vielmehr vor der Verwesung bewahrte, wird dann der Sohn im Himmel seinerseits nicht ähnlich an der Mutter handeln? Wird er diesen Leib, der ihm seine Menschheit darbot wie ein Gewand, worin er auf Erden wandelte und so Großes vollbringen wollte, nicht alsbald dem Grabe und der Verwesung entrissen und durch ein besonderes Gnadenprivileg zum Teilhaber an seiner eigenen Auferstehung gemacht haben? Wird er seiner heiligen Mutter nicht zuerst unter allen Erlösten die volle Erlösungsgnade zugewendet haben? Zur vollen Erlösung gehört aber auch die des Leibes. Solange dieser nicht auferstanden und verklärt mit der verklärten Seele im Himmel wieder vereinigt ist, ist die Erlösung noch nicht voll an uns vollbracht. Solche Gedanken sind es, die den Katholiken am Feste der Himmelfahrt Mariens beseelen. Wir sagen: „den Katholiken" beseelen. Er kann es sich nicht vorstellen, daß jener Leib, der den Herrn getragen hat, der einmal mit dem Herrenleibe ein Leib war, der Verwesung verfallen ist und irgendwo, in Jerusalem oder in Ephesus oder wo immer Maria begraben ist, eine Handvoll Staub geworden sei und wie alle anderen Menschen erst am Jüngsten Tage zur Auferstehung gelange. Nein, ein Katholik, der an die Gottheit Christi glaubt, kann diesen Gedanken nicht fassen. Ein Moderner freilich, der den Glauben an Christus fortgeworfen hat, wird sich durch solche Erwägungen nicht beschwert fühlen. Für ihn bildet die Auferstehung überhaupt nichts Tröstliches; er glaubt kaum an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, geschweige des Leibes, und wird deshalb nicht verstehen, wie man Himmelfahrtsfeste Christi und seiner glorreichen Mutter feiern kann. Wir aber finden in dem Gedanken

der Unsterblichkeit, verbunden mit dem verwandten Gedanken des Wiedersehens und des Wiedererkennens bei Gott, eine außerordentliche Erquickung und Tröstung, Beruhigung und Zufriedenheit in jenen schweren Augenblicken unseres Lebens, wo wir unsere Lieben von uns scheiden sehen, ihnen zum letztenmal in ihr umflortes Auge blicken. Wir haben im Glauben die Gewißheit, daß dieses brechende Auge sich einmal wieder öffnen und mit neuem unvergänglichen Glanze füllen wird, uns wiederzusehen, zu begrüßen als die, mit denen es im Erdenleben so viele Blicke der Liebe und der Lust, des Leides und der Trauer gewechselt hat. „Ihr werdet mich wiedersehen", versichert Christus den Seinigen.[21]) Wir Katholiken aber urteilen, daß der Sohn Gottes Grund gehabt habe, an seiner gebenedeiten Mutter zuerst dieses sein Wort wahrzumachen. Wir meinen, er habe ein kindliches Bedürfnis empfunden, seine Mutter auch leiblich nachzuholen und leiblich zu belohnen für das, was sie ihm auf Erden leiblich geleistet. Wenn sich die religiöse Phantasie die Himmelfahrt Marias *legendarisch* zurechtlegt und ausschmückt, dann weiß man, was man davon zu halten hat. Man versuchte es, den nackten theologischen Gedanken in ein Gewand zu kleiden, worin er auch für den schlichten Verstand greifbar und einleuchtend wird. Eine solche Legende wußte der griechische Kirchenvater Johannes Damaszenus († 754) den Marienverehrern seiner Umgebung zu Konstantinopel zu erzählen. Er behauptete, sie bei einem nicht näher bekannten Euthymius gelesen zu haben, der berichte, daß die Kaiserin Pulcheria in Blachernae, der Vorstadt Konstantinopels, eine Marienkirche erbaute, für die sie von dem Bischof Juvenal von Jerusalem die Reliquien von

der hl. Maria erbeten habe. Dieser aber belehrte die Kaiserin, Marias Leichnam sei in Jerusalem nicht zu finden. Sie sei dort zwar gestorben und von den Aposteln im Garten Gethsemani in Gegenwart aller Apostel, mit Ausnahme des Thomas, beerdigt, als dann letzterer nach drei Tagen angekommen, seien alle Apostel mit ihm zum Grabe gegangen, ihm den Leichnam zu zeigen; sie hätten aber nichts mehr darin vorgefunden als die Leintücher, die einen himmlischen Wohlgeruch ausströmten. Daraus hätten sie dann den Schluß gemacht, daß der Sohn seiner Mutter Leib, der ihn getragen, in den Himmel aufgenommen habe. Weil die christliche Kunst den poetisch gestalteten Stoff aufgriff, wurde diese Legende im Mittelalter Gemeingut der Christenheit und führte dazu, die Aufnahme Mariens in einer zweifachen Weise darzustellen: als irdische Auffahrt vor den erstaunten Jüngern und als himmlische Krönung der Regina coeli. Bei dieser Krönung sangen alle Engel: Ave Maria, gratia plena. Kum her, mein außerwelte mayd, * sprach Gott tzu ihr, umschloß sy mit den armen, * befalch auch ihr die christenheit, * das sy sich solte über uns erbarmen.

Die liturgischen Gebete am Himmelfahrtstage Mariens bringen beide Gedanken der Legende zum Ausdruck: den glorreichen Abschied von der Erde und die noch glorreichere Aufnahme in den Himmel. „Du weiseste Jungfrau, wohin aufsteigest du gleich wie die hellstrahlende Morgenröte? Tochter Sions, du bist ganz wohlgestaltet und lieblich, schön wie der Mond, auserlesen wie die Sonne.“ So rufen die Jünger gleichsam der auffahrenden Jungfrau nach. Auch erinnern sie sich an den Wohlgeruch, den sie auf Erden verbreitete und

der ihre Erscheinung so anziehend und nachahmungswert macht.

„Wie die Zeder bin ich auf dem Libanon erhöht und wie die Zypresse auf dem Berge Sion, gleich der auserwählten Myrrhe gab ich lieblichen Wohlgeruch und wie Zimt und duftender Balsam." „Die mit Geschmeide geschmückte Tochter Jerusalems hat der Herr begehrt, und die Töchter Sions sahen sie und priesen sie laut selig und sprachen: ausgegossenes Salböl ist dein Name (Wesen). Zu deiner Seite steht die Königin in goldbrokatenem Gewande, angetan mit bunten Kleidern."

Dann wird ihr jetziger Glorienzustand geschildert; immer und immer kehrt es in allen Versikeln wieder: Exaltata est! „Sie ist erhöht worden über die Chöre der Engel zu der himmlischen Herrschaft." „Aufgenommen ist Maria in den Himmel; es freuen sich die Engel, und sie lobpreisen und benedeien den Herrn." „Maria, die Jungfrau, ist aufgenommen worden in das himmlische Gemach (aethereum thalamum), wo der König der Könige auf einem funkelnden Throne (stellato throno) sitzt." „Die Pforten des Paradieses sind durch dich uns geöffnet worden, die du heute glorreich mit den Engeln triumphierst." „Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes." „Ich sah die Schöne wie eine Taube sich erheben über die Gewässer, und unschätzbarer Wohlgeruch war reichlich in ihren Gewändern, und wie Frühlingswonne umgaben sie Rosenblüten und Lilien der Täler. Welche ist jene, die da in der Wüste aufsteigt wie eine Rauchsäule aus Aroma von Myrrhe und Weihrauch?

Man sieht aus diesen der Heiligen Schrift entnommenen poetischen Wendungen, daß die Freude der Kirche

über die Aufnahme Mariens in den Himmel groß ist. Ihr Entzücken und Frohlocken weiß sie nur mit den auserlesensten Stellen der bräutlichen Poesie zum Ausdruck zu bringen. Sie mischt sich unter die Chöre der Seligen, die heute die Himmelskönigin zur ewigen Hochzeit mit ihrem Bräutigam abholen. Sie ist mit süßer Genugtuung erfüllt darüber, daß heute endgültig alles vollendet wird, was der Herr ihr durch den Engel damals prophezeit hat: perfecta sunt, quae dicta sunt tibi! Dann wendet sie sich sehnsüchtig zu ihrer Höhe, daß sie durch Fürbitten und Gebete bewirken möge, daß auch wir nach dorthin gelangen: intercede pro nobis ad Dominum Deum nostrum; Ave Maria gratia plena. „Dem Wohlgeruche deiner Salben eilen wir nach; die Jungfräulichen lieben dich gar sehr." „Mache mich würdig, dich zu loben; gib mir Kraft gegen deine Feinde."

Das jüngste von den großen Marienfesten ist das Fest der Unbefleckten Empfängnis. Maria Empfängnis als solches freilich ist ein sehr altes Fest, fast ebenso alt als die vorhin behandelten drei Marienfeste. Aber es hatte lange einen ganz anderen Sinn: es knüpfte an die alte Legende des apokryphen Jakobusevangeliums, wonach Joachim und Anna auf Bitten von Gott wunderbar ein Kind empfingen, wie das Lukas von Zacharias und Elisabeth erzählt. Dagegen wird heute in dem Feste die natürliche Empfängnis einfach übergangen und als nach den gewöhnlichen Gesetzen des Ehelebens vollzogen vorausgesetzt; dafür wird aber dann um so energischer der Gedanke betont, was an Maria, dem Kinde, selbst geschah: sie wurde ohne Makel der Erbsünde empfangen, wie das früher erläutert worden ist. Und in diesem Sinne feiert die Kirche das Fest in einer

von Rom aufgelegten Pflicht erst seitdem, wo Pius IX. es allgemein vorschrieb, nachdem es schon Jahrhunderte in einzelnen Diözesen und Gegenden mit amtlicher Billigung war gefeiert worden.

Der Festgedanke braucht hier nicht noch einmal herausgestellt zu werden, da er sich aus dem klar ergibt, was früher über dieses jüngste marianische Dogma gesagt worden ist.

Kleinere Marienfeste sind dann zu diesen großen noch eine ganze Reihe hinzugekommen, sie werden aber meist nur von den Priestern in der Liturgie gefeiert, nicht im öffentlichen Leben. Wir nennen die bedeutendsten: Maria Namensfest, Darstellung im Tempel, Heimsuchung, ein beliebter Wallfahrtstag am zweiten Juli, Rosenkranzfest, Sieben Schmerzen; letzteres wird sogar zweimal gefeiert, im September und in der Passionszeit.

21. Maria Wegweiserin.

„Sichern Weg uns gebe."
Ave Maris stella.

„Maria Wegeweiserin", so lautet der Name eines berühmten Bildes der hl. Jungfrau, von dem man in der alten Zeit sagte, daß es der hl. Lukas selbst gemalt habe. Heute wissen wir, daß es wirkliche Lukasbilder nicht gibt, weder von Christus, noch von Maria. Lukas hat zwar die meisten geistigen Züge aus dem Leben der hl. Jungfrau in seinem Evangelium geschildert oder doch festgehalten; aber die ihm zugeschriebenen gemalten Bilder stammen aus einer viel späteren Zeit der morgenländischen Kirche. Man legte sie ihm nur

bei, um sie dem Volke recht verehrungswürdig zu machen; deshalb umgab man sie mit der Glorie hohen Alters.

Noch heute zeigt man in Rom ein solches „Lukasbild". Es stand einst vor den Toren Konstantinopels in einem kleinen Gotteshause, das dort errichtet war, wo gerade mehrere Wege sich schnitten und den Wanderer leicht in Verwirrung führen konnten. Jetzt aber zeigte das Kirchlein mit seinem berühmten Lukasbilde den rechten Weg. Dieses Bild erhielt deshalb den merkwürdigen Namen „Maria Wegeweiserin". Man kann es leicht verstehen, wenn sich die Sitte, Maria im Bilde gleichsam als Führerin an schwierigen Punkten eines Reiseweges anzubringen, bald einbürgerte. Man versteht es auch, wenn man solche der hl. Jungfrau gewidmete Kapellen oder auch Säulen mit ihrem Bilde an den Ufern der Meere anbrachte, wo die Schiffe so oft in Sturm und Ungewitter in Gefahr gerieten, zu zerschellen. Das von solchen Heiligtümern ausstrahlende natürliche Licht konnte manchem zum Lebensretter werden. Auch der bekannten schönen Ermahnung des hl. Bernhard liegt dieser alte Gedanke zugrunde. Er versteht den Namen Maria, der an sich, weil hebräischen Ursprungs, nicht leicht wortgemäß zu deuten ist, als stella maris, „Meeresstern" und schildert dann, wie wir auf der stürmischen Fahrt unseres Lebens fortwährend zu diesem Gestirne aufblicken sollen, damit wir die rechte Richtung nicht verfehlen. „Erheben sich die Stürme der Versuchung", so ermahnt er den Christen, „gerätst du zwischen die Klippen der Trübsale, so blicke auf zu dem Stern und rufe Maria an!"[1])

Die fromme Phantasie spann schon früh diesen Gedanken noch weiter aus, indem sie Maria selbst mit einem

Schiff verglich, auf dem wir die Fahrt unseres Lebens auf dem nicht selten von wilden Stürmen durchtobten Meere dieser Welt machen sollen. Schon die alten Kirchenväter des Morgenlandes, die in ihrer Marienfrömmigkeit mit unerschöpflicher Kraft und Lebendigkeit der Phantasie immer neue Ehrentitel für die hl. Jungfrau ersinnen, sind auf das schöne Bild vom Meeresschiff verfallen und rufen zu ihr: „O Jungfrau, Schiff der Errettung, das dem Sturme entreißt, entreiße mich der Sündenflut, die das Schiff meines Leibes erschüttert." „O Maria, du bist das Schiff, das die Wogen der Wasserflut der Regungen des Fleisches nicht erschütterte, und das nicht ablenkte die Macht der Winde der Begierde." „Sei uns gegrüßt", so ruft sie der alte Kirchenvater Rabulas von Edessa († 435) an, „o du Schiff, das den Menschen zum neuen Leben hinüberführt." Hier ist der Gedanke an die Arche Noes wirksam gewesen.

Wir sehen aus dem Ganzen, wie geläufig und gebräuchlich es in der Christenheit geworden ist, Maria als Führerin und Wegeweiserin in Wort und Bild, in Vergleichen und Legenden darzustellen und anzuempfehlen. Selbst in die christliche Liturgie ist dieser Gedanke übergegangen. Die Kirche betet zu Maria sogar mit den Worten, die die Heilige Schrift von der himmlischen Weisheit selbst gebraucht: „Glückselig der Mensch, der auf mich höret, und der da wachet an meinen Türen Tag für Tag, und der acht hat an den Pfosten meines Tores. Wer mich gefunden, wird das Leben finden und das Heil schöpfen von dem Herrn."[2]) Wir kennen alle die Wendung aus dem Salve regina: „Maria, unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung sei gegrüßt." Jeder Katholik weiß, wie das zu verstehen ist. Alle diese an die

Heilige Schrift sich anlehnenden Ausdrücke gelten in erster Linie von Gott selbst, von dem alles Licht, alle Leitung, alles Leben, alle Süßigkeit und alles Heil ausgeht und für uns zu erwarten und zu hoffen ist. Diese Ausdrücke haben ferner volle Wahrheit im Munde des Gottmenschen Christus. Darum gebraucht er sie auch so gern und so uneingeschränkt von sich in seinem Evangelium: „Ich bin das Licht der Welt." „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." „Niemand kommt zum Vater außer durch mich." Wir wenden die oben genannten Ausdrücke vom Leben, Licht, Hoffnung, Weg aber auch auf Maria an. Nicht als wäre sie an sich für uns das Leben und Licht, sondern weil sie uns zu Jesus, dem Leben und Lichte der Welt, hinführt. So hat sie es schon zu Kana getan: „Tuet alles, was er euch sagen wird." Wer diese unsere Auslegung, die dem katholischen Christen sozusagen angeboren ist und gleichsam von Natur im Blute sitzt, teilt, der kann auch als vernünftiger Protestant daran keinen Anstoß nehmen, wenn wir unten am Sockel der Marienstatue die Worte aus dem Salve regina anbringen: Du unser Weg und Leben. Wir haben ja gehört, wie diese Wendungen in sekundärer, abgeleiteter Weise schon von altersher auf Maria angewendet wurden.

Wir dürfen nach diesen vorausgeschickten Belehrungen nunmehr den Versuch machen, in praktischer Ausführung den wohlklingenden alten Ehrentitel „Maria Wegeweiserin" im einzelnen auszudeuten, indem wir sie betrachten als Führerin in den verschiedenen Entwicklungsepochen unseres Lebens. Es ist längst Sitte geworden, die Lebenszeit eines Menschen mit dem Lauf eines natürlichen Jahres zu vergleichen und auch im

Leben die vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter zu unterscheiden.

Unsere Frühlingsfahrt beginnt im Kindesalter. Sie verläuft meist heiter und sorglos; vielfach auch gedankenlos. Es sind auserwählte Geschöpfe der göttlichen Vorsehung, die sich schon als Kinder gleichsam von selbst schwere Gedanken über Religion machen. Und doch müssen auch Kinder zu ernsten Gedanken in der Frühe planmäßig und klug, milde und in angepaßter Weise erzogen und angeleitet werden. Wer älter geworden ist, weiß es, wie entscheidend für uns die Jugend war, die Zeit des ersten Lernens und Tastens, des ersten Erfahrens und Urteilens. Besonders in religiösen Dingen. Wer das Unglück hatte, daß ein ungünstiger Stern über seiner ersten religiösen Entwicklung stand, der leidet unter diesem Mißgeschick nicht selten sein ganzes Leben. Deshalb ist es in der katholischen Kirche immer Brauch gewesen, daß die Kinder so früh als möglich an den religiösen Übungen und Gebräuchen teilnehmen. Man spendete schon im christlichen Altertum den Kindern die heilige Taufe und bald darauf das Sakrament des Heiligen Geistes. Ja, man ließ sie sogar an der heiligen Kommunion der Erwachsenen teilnehmen, sobald und soweit das möglich war. Ein gläubiger Katholik versteht das ohne weiteres, daß man die Kinder nicht zu früh zu Gott führen kann. Man kann bei uns die schöne Sitte beobachten, daß die hoffende Mutter vor dem Marienbilde — meistens ist es die Schmerzensmutter oder die immerwährende Hilfe — kniet und betet. Um was wird die Mutter beten? Man weiß es, was sie zu den Füßen der hl. Jungfrau hinzieht. Maria, so denkt sie, war einst in ähnlicher Lage.

Sorgen erfüllen ihr Herz, die sie vor Menschen nicht aussprechen mag, die sie aber um so offener der Gottesgebärerin offenbart. Auch der zukünftige Lebensweg des neuen Menschen, dem Gott durch sie Dasein geben will, ist Gegenstand ihrer Bitten. Sie segnet ihn, schon bevor er in ihren Armen liegt. Glücklich die Kinder, die von ihrer Mutter, schon bevor sie es wissen, zu den Füßen Marias geführt werden. Schon die fromme Empfindung, das religiöse Gefühl, wovon jene betende Mutter beseelt ist, wird zum Segen des Kindes, zur religiösen Morgengabe, die ihm mitgegeben wird auf den Lebensweg. Solche Mitgiften sind mehr wert als die wertvollsten Erbschaften, die die Welt ihren Kindern zu vermachen weiß. Und wer will sagen, bis wie weit sich eine solche religiöse Mitgift forterbt auf zukünftige Geschlechter! Die Heilige Schrift sagt einmal „bis ins tausendste Glied". Die erste Seelsorge, die das Kind empfängt, ist die, welche ihm in der Familie zuteil wird. Auf dem Schoße der Mutter übt es das Kreuzzeichen, lernt es das Vaterunser und das Gegrüßet seist du, Maria. Kinder haben die Art, in allen ihren kleinen Anliegen sich an die Mutter zu wenden. Sie muß dem Kinde die Wirklichkeiten des natürlichen Lebens ins Kleine, Einfache, Kindliche übertragen. So soll es aber auch in religiösen Dingen sein. Die Mutter wird in die kleine Welt des Kindes unter so vielen Lichtern auch die Sonne frühzeitiger Frömmigkeit anzünden. Die irdische Mutter wird das Kind zu der himmlischen Mutter führen, und diese wird wieder umgekehrt ihre Führung und Wegeweisung durch die irdische ausüben. So geht alles Hand in Hand, und alles ist wohlgeordnet und wohlverwahrt. Religiöse Übungen sind für

die Kindheit von größter Bedeutung. Sie werden zu Gewohnheiten, und jeder weiß, wie groß die Macht der Gewohnheit ist. Auch Maria kannte die religiöse Gewohnheit. Sie ging alle Jahre mit dem Kinde zu dem Feste hinauf nach Jerusalem. In den katholischen Gewohnheiten spielt auch Maria eine Rolle, und die Jugend wird zu marianischen Gewohnheiten angehalten und erzogen. Wenn der Maimonat mit seiner Blütenpracht ins Land zieht, wird auch das Hausbild der hl. Jungfrau mit Blumen geschmückt. Das Kind wird von der Mutter daran gewöhnt, der „Maienkönigin" den schönsten Kranz zu binden und den duftigsten Strauß zu widmen. Die Schule tritt bald auf und bringt feste Ordnung in das religiöse Leben des Kindes mit ihrer Anleitung zum Gebete, worin das „Gedenke, o gütigste Jungfrau", „Unter deinen Schutz und Schirm" des hl. Bernhard neben dem „Ave" und „Englischen Gruß" seinen festen Platz hat. Sie regelt auch den Kirchenbesuch und setzt das Kind in den Stand, der heiligen Messe und den Andachten mit kindlichem Interesse beiwohnen zu können. Von Maria hört aber das Kind in allen Kirchengebeten, wenn auch nur ihren Namen; er tönt ja fast in jedem katholischen Gebete wieder. So wird Maria die Wegeweiserin des katholischen Kindes von Anfang an. Kein Wunder, daß der Katholik in seiner Frömmigkeit marianisch gestimmt ist und bleibt, so lange er lebt. Er weiß es von früh an nicht anders, hat es nie anders gehört, daß Maria, „die Mutter Gottes", auch seine Mutter und Fürbitterin ist „jetzt und in der Stunde unseres Todes".

Aus dem Lande der frohen Kindheit geht die Lebensfahrt weiter ins stürmische Land der reiferen Ju-

gend. Jeder von uns weiß, wie schon der bloße Übergang aus dem Zustande des schlafenden Fleisches in den des wachenden, wissenden, den Eintritt in eine völlig neue Welt bedeutet. Tausend Gefahren lauern schon auf der Brücke in dieses neue Land und noch mehr im Lande selbst. Familie, Schule, Kirche tun alles, um diese Gefahren zu verringern und abzukürzen, zu entwaffnen und zu schwächen. Aber völlig zu beseitigen vermag sie keine Macht der Welt und der Religion; sie müssen niedergerungen, überwunden und bestanden werden. Völlig zu flüchten vor ihnen vermag niemand und zwar deshalb nicht, weil wir sie in uns selbst mit uns herumtragen. Der Apostel Paulus redet deshalb im Römerbrief von einer „in uns wohnenden Sündenmacht". Hier tut also Wegeweisung und Führung doppelt not.

Es ist ein häßliches Sprichwort: Jugend hat keine Tugend. In dieser allgemeinen Fassung ist das Wort sicher falsch. Jugend kann zunächst Tugend haben. In der Religion findet sie hinreichend starke Mittel, den Kampf für die Tugend siegreich zu bestehen, und sie hat sie auch sehr oft nach der Erfahrung der Priester, die es aus der Seelsorge wissen können. Sie hat Tugend, die bisweilen die der Alten tief beschämt und überragt. Nur das ist wahr, daß die Tugend der Jugend besonderer Pflege und Sorge bedarf, weil die Kämpfe hier heiß werden und die Kampferfahrung gering ist. Hier ist ungefähr alles neu: Angriff, Verteidigung, Ausrüstung, Ziel. Im harten Kampf ist der einzelne heutzutage fast verloren. Daher das Bedürfnis des Zusammenschlusses. In der Körperschaft findet der einzelne Anschluß, Rückhalt, Deckung, Leitung, Kraft. Und diese allgemeine Erfahrung eignet sich die

Kirche an und sammelt die Jugend in Jünglingsvereinen und Jungfrauenvereinen. Jeder denkt hier sofort an unsere marianischen Kongregationen. In ihnen ist, soweit es möglich ist, die Gewähr geboten, die Fahrt durchs stürmische Jugendland sicher zu unternehmen und glücklich zu Ende zu führen. Auf der Fahne dieser Kongregationen prangt das Bild Marias, der „allerreinsten Jungfrau". Schon der bloße Anblick dieses Zeichens vermag Begeisterung und Liebe für die Keuschheit in den Herzen der jungen Menschen zu erwecken. Niemand kann dieses Bild auch nur anschauen, ohne daß in ihm das Ideal der Reinheit wach wird mit seiner bestimmten Forderung: sei rein; denn die Unreinheit ist untermenschlich, und die Reinheit war schon Tausenden und Tausenden unter meiner Führung möglich. In dem guten Beispiel liegt eine gewaltige Kraft, in dem Beispiel von Heroen wie in dem von gleichgesinnten Brüdern. Es gibt in den marianischen Kongregationen Scharen von Jünglingen und Jungfrauen, in deren Wandel heitere Jugend und reine Tugend aufs glücklichste vereint ist. Aus den Augen solcher Marienkinder, wie sie heißen, strahlt eine Fülle von Lust am Leben ohne die schmutzige, abstoßende Beimischung der Liederlichkeit. Sie verstehen es, miteinander heiter zu sein, ohne die ätzenden Mittel von Anzüglichkeiten und Zoten. Gebet und Sakrament bringt Ruhe und Ordnung in die aufgeregte See ihrer Natur. So retten sie ihre Tugend auf der stürmischen Fahrt durchs Jugendland bis zur Station des Traualtars. Jugend kann Tugend haben, hat nicht selten starke, widerstandsfähige Tugend. Und das danken wir unserer Marienverehrung mit ihren Belehrungen und Beispielen, mit ihren Exer-

zitien und Kommunionen. Wo Maria Wegeweiserin ist, da geht die Lebensfahrt gut von statten.

Auch im Sommerland des Mannes und der Frau. Maria Wegeweiserin hat den jungen Kongreganisten und die Kongreganistin in die Ehe geführt. Aus dem Jüngling ist ein Vater geworden, aus der Jungfrau eine Mutter. In der Ehe wandeln sie als zwei den einen gleichen Weg, aber Maria wandelt unsichtbar als Dritte im Bunde mit ihnen. Sie kann den Eheleuten aus eigener Erfahrung Wegeführerin sein. Sie hat diesen Weg mit Joseph, ihrem Verlobten, im eigenen Leben gewandelt. Wenn ihre Ehe auch einen ganz anderen Charakter hatte und ihre Verbindung eine übernatürliche war, so war sie doch eine Ehe und in ihrem äußeren Verlauf kaum von jeder anderen verschieden. Wir sagten, daß der zweite Teil des Menschenlebens im heißen Sommerland dahinläuft: die Tage sind lang, es wächst und reift in der Natur; es gibt Arbeiten und Mühen in Fülle; es fließen Schweißtropfen und Tränentropfen; man erfährt Segen, aber auch Mißgeschicke; erfüllte Hoffnungen, aber auch Enttäuschungen; es gibt Stunden gemeinsamer Freude, aber auch geteilten Schmerzes. Nirgends stellt das Wort des hl. Paulus: „Einer trage des anderen Lasten“,[3]) seine Forderung so unbedingt als in der Ehe. Jeder hat hier zu seiner eigenen Last noch die des anderen zu tragen.

Maria weiß aus Erfahrung um die hellen und freudigen Tage der Ehe; sie weiß aber auch um die dunklen und traurigen. Wir brauchen nicht wieder an die herben Einzelheiten aus der Jugendgeschichte des Kindes zu erinnern, auch nicht an die quälenden Gedanken der göttlichen Offenbarungen, in die sie sich erst langsam hinein-

zufinden vermochte. In der Brautmesse heißt es: Auf dich, o Herr, hoffe ich; ich spreche: mein Gott bist du, in deinen Händen ruht mein Los. Fast möchte man glauben, in diesem Liede eine Variation der Worte des Engels an Joseph und Maria zu hören; besonders für jene düstere Stunde, wo sie in dunkler Nacht den Stab ergriffen zur Flucht nach Ägypten. Kein Stern leuchtete ihnen am Himmel als der Glaube an Gott und sein Wort! „Und wenn ich auch wandelte mitten im Todesschatten, so fürcht' ich doch kein Unheil; denn du bist mit mir.“[4]) Sie haben die Verheißung: Dominus tecum „der Herr ist mit dir.“[5])

Wir wissen, wie oft die christlichen Eheleute ähnliche Stunden verleben wie Joseph und Maria auf der Flucht, wie nicht selten die bisher leuchtenden Sterne plötzlich von schwarzen Wolken bedeckt werden, nicht ein einziger will sichtbar bleiben. Aber Glaube und Vertrauen auf Gott durchdringen die dunkelsten Wolken und gewahren auch dort Licht, wo irdische Augen nichts als Finsternis sehen. Es ist etwas Großes und Bewunderungswertes um die christliche Hoffnung; besonders im Ehestande, dem das Sprichwort den Beinamen Wehestand gegeben hat. Die christliche Hoffnung erscheint uns gerade in trüben Stunden wie eine freundliche Tochter des Himmels, setzt sich mit ihrem Troste aus der Ewigkeit neben uns und verscheucht jeden Kleinmut und jede Verzagtheit.

Auf den Sommer folgt der Herbst im Jahre, auch im Leben. Auf dem menschlichen Herbst liegt eine eigene Stimmung. Das Hochgefühl des Lebens ist geschwunden. An seine Stelle ist allmählich die Entsagung getreten. Man hat es gelernt, sich ins Leben zu schicken

und die Welt zu nehmen, wie sie ist, nicht wie man sie sich wünschte. Und wie man in allen Dingen nüchterner geworden ist, so ist man auch einsamer geworden. Wir sind allein, und man überläßt uns leicht der Einsamkeit. Auch wo Kinder die Ehe bereicherten, ist die Einsamkeit doch das naturgemäße Los der Alten. Die Kinder sind selbst schon wieder Väter und Mütter geworden, ihre Liebe hat sich längst verteilt, ja fast verschoben von den Eltern auf die eigenen Kinder. Wer so etwas mit allzu großer Empfindsamkeit wahrnimmt, der kommt bei seinem Leben nicht auf die Kosten. Ein solcher Zustand herbstlichen Daseins kann qualvoll werden.

Maria zeigt uns, wie wir diesem Zustand entgehen können. Sie will auch jetzt unsere Wegeführerin bleiben. Hat sie doch selbst auch diesen Herbstteil des menschlichen Lebens durchwandert: nach der Auffahrt ihres Sohnes. Altkirchliche Traditionen meinen, daß sie noch längere Zeit auf Erden geweilt habe. Die einen dehnen ihr Leben bis auf 60 Jahre aus, andere bis auf 70—72. Da wir aber in solchen Dingen uns wenig auf Legenden stützen können, so mag ihr Alter auf sich beruhen bleiben. Aber wir können uns vorstellen, wie Maria diese ihre letzten Jahre auf Erden verbracht hat: genau wie jene, die für uns im Lichte des Evangeliums liegen. Die Jahre der äußeren Vereinsamung waren Zeiten um so lebhafteren Verkehrs mit Gott. Ein religiöser Mensch ist dann am wenigsten allein, wenn er allein zu sein scheint. „Als Maria allein war", sagt der heilige Bernhard, „da kam der Geist Gottes zu ihr."[6])

Und der hl. Ambrosius überträgt diesen Gedanken ins legendarische, wenn er den christlichen Jungfrauen seiner Zeit zur Erbauung schreibt, daß Maria in stän-

digem äußeren Verkehr mit den Geistern der Ewigkeit lebte: „Dann fühlte sie sich am wenigsten allein, wenn sie allein war. Denn wie sollte sie allein gewesen sein, da sie so viele Bücher, so viele Engel, so viele Propheten bei sich hatte!“[7]) Maria hatte schon in der Jugend die religiöse Einsamkeit geübt, deshalb liebte sie sie im Alter. Lernen wir von Maria die Einsamkeit zunächst ertragen; wir werden sie dann später sicher lieben lernen. Solche einsamen Stunden können für uns segensvoller werden als frühere Zeiten, wo das Leben wie ein Sturm mit uns vorwärts eilte. Ein guter Herbst kann noch bewirken, was ein Sommer nicht zu bringen vermochte. Stille alte Tage können viel fruchtbarer für uns werden als laute, geräuschvolle!

Winterfahrt ist des Lebens letzte Fahrt! Letzte Fahrt ist trübste Fahrt. Wenigstens in der natürlichen Beurteilung der Menschen. Winterfahrt ist Abschiedsfahrt. Trennung aber verursacht Leid und Wehe. Die Winterfahrt nimmt uns ein Gut nach dem anderen, zuletzt sogar das eigene Leben. Der Tod scheint es auf eine völlige Vernichtung unseres Wesens und unseres Daseins abzusehen. An allen anderen lebendigen Wesen erreicht er auch seinen Zweck, nur nicht am Menschen; am allerwenigsten an jenen Menschen, die mit dem Allebendigen innerlich verbunden sind. Nach einem Worte des Heilandes sterben solche überhaupt nicht oder doch nur äußerlich. „Wenn jemand meine Lehre hält, wird er den Tod nicht schauen in Ewigkeit.“[8]) Er wird „hinübergehen vom Tode zum Leben“.[9]) Der Tod hat offenbar eine zweifache Bedeutung: eine diesseitige und eine jenseitige. Er trennt uns von der Welt, von uns selbst, von unserem eigenen Leib und Leben. Das ist hart; aber

in seiner jenseitigen Bedeutung gibt er auch zugleich die Fülle unendlichen neuen Daseins und Lebens. Eine neue Welt wird uns aufgehen, in der nichts mehr uns trennen oder vom Leben abschneiden kann.

Maria hat als gelehrige Schülerin ihres Sohnes in dieser jenseitigen Bedeutung ihren Tod erwartet. Geschichtlich wissen wir gar nichts von ihren letzten Lebenstagen. Aber man meint, daß sie sicher nicht an irgendeiner Krankheit gestorben sei. Und doch mußte auch an ihrem Lebensmark eine aufreibende, verzehrende Kraft nagen, wenn schließlich der Tod eintreten sollte. Die Theologen fanden in der Heiligen Schrift die Andeutung von einer solch auflösenden Kraft. Im Hohen Liede stand das Wort: amore langeo, „ich schwinde dahin wegen Liebessehnsucht."[10] Man legte das von Maria aus und zwar so, daß sie in Sehnsucht der Liebe zu Gott und ihrem Sohne gestorben sei. Wie die Flamme das Wachs der Kerze aufschmilzt, so verzehrte die Liebe die letzten Kräfte ihres Herzens. Gegen eine solche theologische Auslegung der Todesursache der hl. Jungfrau ist kaum etwas einzuwenden. Die Sehnsucht kann wirklich so stark sein, daß sie bisweilen ein Leben aufreibt. Und die Sehnsucht nach Gott ist bei religiösen Menschen, die nichts Wirkliches haben als Gott, unendlich groß. „Wie der Hirsch sich sehnet nach den Wasserquellen, also sehnet meine Seele sich nach dir, mein Gott. Ich lechze nach Gott, dem Starken, dem Lebendigen; wann darf ich kommen und erscheinen vor Gottes Angesichte?"[11]

Wir stehen am Ende der Erwägungen über Maria Wegeweiserin. Ein deutscher Künstler hat darüber folgendes Bild entworfen. Er stellt Maria in einem Kahn

dar, sitzend mit dem gottmenschlichen Knaben. Ein Engel führt das Steuer; zwei andere bewegen die Ruder. Das Jesuskind gibt die Richtung an. Wenn man das Bild ansieht, empfängt man den Eindruck: da fährt sich sicher und gut! Maria aber blickt uns liebreich an, als wolle sie sagen: Steig ein! Hier hast du schöne Fahrt. Es ist unmöglich, in der Begleitung von der Mutter mit dem Kinde auf falsche Fährten zu geraten. Auch wenn in der Welt draußen in deiner Umgebung alle Lichter auslöschen wollen, hier in diesem kleinen Kahn brennt das Licht hell, und es erlischt nie!

Hiezu singt Tauler, ein berühmter Mystiker und Marienfänger, um 1350 in Straßburg:

„Dz schifflin dz gat stille
Und bringt uns richen last,
Der Segel ist die minne,
Der hailig gaist der Mast."

22. Maria und das Priestertum.

„Königliche Priesterschaft". 1 Petr. 2, 9.

Nach dem Hebräerbriefe ist Christus unser Hoheprieſter und zwar unser einziger Hoheprieſter. „Er ist für einmal nur in der Fülle der Zeiten erschienen, um durch sein Opfer die Sünden zu tilgen."[1]) „Wir sind ein- für allemal durch das Opfer des Leibes Jesu Christi geheiligt."[2]) „Dieser hat dadurch, daß er auf ewig bleibt, ein Priestertum, das unvergänglich ist; darum kann er auch für alle Zeit diejenigen erretten, die durch ihn zu Gott kommen; er lebt ja immerdar, um Fürbitte für uns einzulegen."[3]) „Es ist nur ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch-

Jesus Christus." Jesus selbst sagt: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich."[4]) Und Petrus predigt es vor dem jüdischen Hohen Rate: „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen, als der Name Jesus."[5])

Es ist also deutlichste und bestimmteste Lehre des Neuen Testamentes, daß wir einzig und allein durch die hoheprieſterliche Opfertätigkeit Christi, durch seine freiwillige Selbsthingabe in den Leidenstod, von unserer Schuld erlöst sind. Dadurch aber, daß wir grundsätzlich und ein- für allemal von Christus erlöst sind, sind wir noch nicht einzeln erlöst; vielmehr muß uns das Erlösungsverdienst Christi persönlich zugewendet werden. Und für diese Zuwendung hat Christus ein stellvertretendes Priestertum in seiner Kirche eingesetzt, das die von ihm eingesetzten Gnadenmittel den Gläubigen spendet und sie dadurch wahrhaft erlöst. Diese Gnadenmittel sind hauptsächlich das heilige Meßopfer und die Sakramente. Es ist wiederum klare Lehre der Heiligen Schrift wie der Kirche, daß an diesem abgeleiteten, stellvertretenden Priestertum nur Männer, nicht Frauen teilhaben können, wie ja auch die kirchliche Praxis augenscheinlich bezeugt. Die Kirche weihte von Anfang an nur Männer zu Priestern. Das Sakrament der Priesterweihe ist nur für die Männer, die allein das sakramentale Priestertum verwaltet haben und verwalten.

Die Wirkung des Hohenpriestertums Christi erstreckt sich aber in gewisser Weise über das sakramentale Priestertum in der Kirche hinaus. Es gibt in ihr auch ein allgemeines Priestertum. Dieses gründet in der Taufe. Durch diese wird der Christ ein Kind Gottes und ein Glied am mystischen Leibe Christi, empfängt

also von ihm Einweihung und Auftrag für eine gottgefällige, gottförmige Lebensführung in Selbstaufopferung, Hingabe an Gottes Sache und Gebet. Deshalb schreibt der hl. Petrus an die damaligen Gläubigen: „Lasset euch selber auferbauen als lebendige Steine zu einem geistigen Tempel, zu einer heiligen Priesterschaft, um geistige Opfer darzubringen, die Gott wohlgefällig sind durch Jesus Christus!" „Ihr seid mir ein auserwähltes Geschlecht", spricht Gott, „eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk."[6]) „Alle, die wir in Christus wiedergeboren sind", sagt der große Papst Leo I. zu diesen Worten, „macht das Kreuzzeichen zu Königen, die Salbung des Heiligen Geistes konsekriert sie zu Priestern, so daß neben unserem besonderen Priesterdienste alle geistlichen und der Vernunft mächtigen Christen wissen mögen, daß sie königlichen Geschlechtes und Genossen des priesterlichen Amtes sind. Was ist nämlich so königlich als der Geist, der Gott unterworfen ist und seinen Körper beherrscht. Und was ist so priesterlich, als Gott ein reines Gewissen weihen und die unbefleckten Opfergaben auf dem Altare seines Herzens darzubringen."[7])

Wenn nun schon jeder Gläubige an diesem allgemeinen Priestertum seinen Anteil hat und demgemäß seine Aufgaben an der Verherrlichung Gottes, dann erst recht die hl. Maria. Wenn Jesus unser geistiges Haupt ist, wie der hl. Paulus wieder und wieder versichert, wer stand dann unter den Gläubigen diesem Haupte näher als Maria? Wer war inniger und lebendiger mit ihm verbunden als sie? In bezug auf diese mystische Verbindung der Glieder mit Christus gibt es nach einem Ausdruck des hl. Paulus „nicht Mann noch

Weib";[8]) da sind beide Geschlechter gleich. Maria wird in der Ordnung der allgemeinen Priesterschaft ohne jeden Zweifel an die Spitze zu stellen sein. Aus doppeltem Grunde. Zunächst hat sie als „Magd des Herrn" redlich und treu, wie wir schon sahen, in Glaube und Leid das Opfer ihres Lebens Gott dargebracht. Wo wir sie selbst oder auch nur ihren Schein im Evangelium wahrnehmen, da sehen wir sie in rückhaltloseſter, vollkommener Hingabe an Gott und seine Sache leben und walten. Sie hat ihr dem Herrn gegebenes Wort nicht wieder zurückgenommen, wie umgekehrt der Herr freilich auch seine Versicherung, mit ihr zu sein, nie gelöst hat.

Ihre besondere Stellung in der allgemeinen Priesterschaft hat aber einen anderen Grund. Als Jesus, der Hohepriester des Neuen Bundes, sein Opfer auf dem Kalvaria darbrachte, da stand Maria als Mutter unter dem Kreuze und brachte auch ihrerseits dieses Opfer. Ganz dieselbe Opfergabe, wie auch Christus sie darbrachte. Ja, wie der Sohn einst von sich sagte, daß sein ganzes Leben eine Opferhingabe zur Erlösung der Welt sei,[9]) so hat auch Maria, solange sie Mutter Gottes war, in ständiger Entsagung und Selbstüberwindung das Selbstopfer ihres Sohnes begleitet und zu dem ihrigen gemacht. Es wurde für sie zu einer schweren priesterlichen Aufgabe, es anzusehen und hinzunehmen, wie ihr Sohn sich als Lamm Gottes für die sündige Menschheit hingab und hinopferte. Sie hat aber zu diesem Opfer des Sohnes ihr mütterliches Ja und Amen gegeben und dadurch in ganz einziger Weise ihr allgemeines Priestertum auf Erden ausgeübt. Mögen alle Gläubigen das Opfer des Lobes Gottes und der persönlichen Hingabe an Gottes Sache darbringen, wie Maria

hat keiner geopfert und keiner dem Dienste des Allerhöchsten all seine Kräfte geweiht.

Maria steht aber nicht nur im allgemeinen Priestertum an der Spitze, sie hat auch eine ganz einzige Beziehung zu dem besonderen, *sakramentalen Priestertum* der Kirche. Worin besteht diese besondere Beziehung? Im voraus schon können wir sie ahnen, wenn wir bedenken, daß beide, Maria wie der Priester, ein ganz einziges Verhältnis zum Gottmenschen Jesus Christus einnehmen und damit eine ganz einzige Stellung im Reiche Gottes.

Maria wie der Priester haben eine ganz auserlesene Stellung im Reiche Gottes und ganz besondere Aufgaben. Für besondere Aufgaben aber bedarf es zunächst und von vornherein einer besonderen *Berufung*. Maria kann so gut wie der Priester das Wort des Hebräerbriefes auf sich anwenden: „Niemand nimmt sich selbst die Ehre, sondern wer dazu berufen wird" vom Herrn, der empfängt sie.[10]) Jesus empfiehlt in der Parabel von der Einladung zu einer Mahlzeit, daß man nicht voreilig auf den ersten Platz sich setzen solle, vielmehr zunächst auf den letzten. Die Aufforderung: „Freund, rücke höher hinauf!" muß von dem Hausherrn ausgehen, der uns geladen hat.[11]) Es gibt also eine zweifache Berufung, eine allgemeine und eine besondere. Die erstere ist die Einladung zum Christentum überhaupt, die letztere ist die besondere Erhebung zu einem höheren Sitz mit wichtigen Aufgaben und Dienstleistungen. Daß die Stellung der allerseligsten Jungfrau im Reiche Gottes eine besonders erhabene ist, braucht hier kaum ausgeführt zu werden. Maria sagt es im Magnifikat, daß der von ihr selbst erkorene Sitz an der Tafel Gottes ein

letzter war. Sie gehörte zu den Demütigen, aber sie wurde eben deshalb auf den Thron erhoben.[12]) Der Herr sprach zu ihr durch seinen Engel: „Rücke höher hinauf!“ Virgo singularis nennt sie die Kirche: „Ganz einzige Jungfrau!“ Einzig ist ihre Stellung zu Gott, einzig ihre Stellung zum Gottmenschen, einzig zur Kirche. Sie hat sich diese hervorragende Stellung nicht angemaßt, sie empfing dafür feierliche Berufung von oben. Erst als sie die Ehre von Gott empfangen hat, weiß sie, daß von nun an auch alle Geschlechter auf Erden sie selig preisen werden.[13])

Ähnlich verhält es sich mit dem Priester. Wie die Stellung der Gottesmutter, so fällt auch die des Priesters aus dem Rahmen der allgemeinen Berufung. Auch zu ihm sprach der Herr: „Freund, rücke höher hinauf!“ Der Priester setzt sich nicht selber auf den höheren Platz. Niemand weiß das besser als der Priester selbst. Nur die göttliche Aufforderung und Berufung ermächtigt ihn dazu, sich höher zu setzen. Wenn er die göttliche Aufforderung erfahren hat, dann hat er die Pflicht zu gehorchen, aber auch das Recht, sich höher zu setzen, nicht um der Ehre willen, sondern um der besonderen Aufgaben willen, die aber ohne Besitz der höheren Ehre nicht erfüllt werden können. Der Priester wird von Gott nicht berufen, um Ehren zu genießen, aber er lebt von seiner Ehre und kann ohne sie seinen priesterlichen Beruf nicht mit Erfolg ausüben. Maria empfand es als eine heilige Pflicht, der göttlichen Berufung zu entsprechen und zu gehorchen: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.“ Es ist nicht auszudenken, was aus ihr geworden wäre, wenn sie damals der himmlischen Gnadenführung nicht entsprochen hätte. So fühlt auch der Priester es als eine

ihm von Gott auferlegte Bestimmung, die Aufgabe des priesterlichen Lebens auf sich zu nehmen. Und diese seine göttliche Bestimmung wird ihm so sehr zur eigenen Selbstbestimmung und zum freigewollten Lebensideal, daß er sich in die Rolle des Nicht-Priesters gar nicht einmal hineindenken kann. Er erschrickt auch bei dem Gedanken, was aus ihm wohl geworden sein würde, wenn er damals der göttlichen Berufung seine Einwilligung verweigert hätte. Was aus dem reichen Jüngling geworden wäre, wenn er der Einladung des Herrn zur unbedingten apostolischen Nachfolge entsprochen hätte, das wissen wir aus dem Leben der übrigen Apostel. Was aber nun, da er diese Einladung ablehnte, geworden ist, können wir nicht einmal ahnen. „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt."[14]) So spricht Gott zu jedem, den er zum Christentum berufen hat. Er spricht es aber mit ganz eigenem, besonderen Akzente zu Maria und dem Priester.

Maria ist nicht sakramentale Priesterin, aber sie hat den einzigen Mittler und Hohenpriester des Neuen Bundes geboren. Sie hat dem Sohne Gottes diesen erhabenen mütterlichen Dienst geleistet, nicht aus eigenen Kräften, sondern unter Mitwirkung des Heiligen Geistes. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." Schon früh ist in der Kirche der Gedanke aufgetaucht, daß der Sohn Gottes in jedem heiligen Meßopfer fortgesetzt eine mystische Fleischwerdung vollzieht. Schon früh aber hat man auch eine Verwandtschaft und Ähnlichkeit in der ersten wirklichen Fleischwerdung und der folgenden mystischen gefunden. Maria und der Priester leihen dabei dem Herrn ihre persönlichen Dienste. Aber diese reichen in beiden Fällen nicht

aus, weder bei Maria noch beim Priester. Maria wird deshalb vom Engel auf die Mitwirkung des Heiligen Geistes verwiesen. Und der Priester? Wohl spricht er die heiligen Wandlungsworte, wodurch die neue geheimnisvolle Fleischwerdung sich vollzieht, in eigener Person aus; aber die Kirche erinnert ihn dabei an die wichtige Wahrheit, daß jene Worte die geheimnisvolle Wirkung nur haben kraft der inneren göttlichen Mitwirkung des Heiligen Geistes. Schon in den ältesten Liturgien fleht die Kirche durch den Mund des konsekrierenden Priesters: „Sende, o Gott, deinen Heiligen Geist auf die vorliegenden Gaben herab, und mache dieses Brot zum kostbaren Leibe, und was in diesem Kelche ist, zu dem kostbaren Blute deines Christus.“ Die Kirche erinnert sich also in der heiligen Messe an die erstmalige Fleischwerdung des Herrn und glaubt, daß auch alle folgenden sich in derselben Weise göttlicher Kooperation durch den Heiligen Geist vollziehen. Ohne göttliche Kräfte kann sich das Geheimnis nicht vollenden. Freilich auch nicht ohne menschliche Dienste. Diese sind beidemal durchaus notwendig, wenn das Geheimnis so eintreten soll, wie es wirklich von Gott geordnet ist. Die menschlichen Gehilfen Gottes leihen demütig und gehorsam ihren persönlichen Dienst. Sie tun das in der Art und Weise, wie Gott es von ihnen fordert, nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nach göttlicher Anordnung. Gerade darin liegt das Berufsmäßige ihrer Stellung: sie schließen sich in ihrer Absicht (Intention) und in ihrem äußeren Handeln mit dem Willen Gottes zusammen, und so wird die göttliche Handlung zu der menschlichen und die menschliche zu der göttlichen. Das trifft freilich auch für jeden Christen zu in jedem guten Werke, es hat aber

seine ganz besondere Bedeutung für das priesterliche Berufswirken. Und dieses hat wieder, wie wir sahen, eine geheimnisvolle Verwandtschaft mit der Mitwirkung Marias in der Menschwerdung. Gott und Mensch wirken zusammen zu dem einen Erfolge, da und hier, bei Maria wie beim Priester. Deshalb versichert Gabriel der hl. Jungfrau: „Der Heilige Geist wird über dich kommen." Und bei der Weihe des Priesters spricht der konsekrierende Bischof: „Empfange den Heiligen Geist!"

Beidemal zielt die Wirkung dieser berufsmäßigen Handlung auf die Erlösung der Menschheit. Weil Maria uns sündigen Menschen den Erlöser geboren hat, deshalb heißt sie schon früh in der Kirche „Ursache des Heiles"; ein Titel, der ja auch in die Lauretanische Litanei übergegangen ist. Und vom Priester sagt der heil. Paulus: „Alles kommt von Gott; er hat uns mit sich versöhnt durch Christus. Das Amt der Versöhnung aber hat er uns übertragen."[15]) Was Paulus hier von sich und den Aposteln sagt, das gilt von allen Priestern. Gott hat ihnen das Amt der Versöhnung übertragen, das Amt, die Kräfte der Erlösung den einzelnen zu vermitteln, besonders durch die Sakramente. Das ist eine erhabene Wirkung; aber sie ist nur möglich durch göttliche Beauftragung: „Alles kommt von Gott."

Es könnte scheinen, als wenn der Dienst, den Maria und der Priester dem Herrn bei der Welterlösung leisten, ein nur äußerer, charismatischer sei, der rein als amtliche Bevollmächtigung und Beauftragung Gottes verliefe. Diese Auffassung entspricht nicht der göttlichen Absicht und Anordnung. In beiden Fällen ist vielmehr der berufsmäßig Gott geleistete Dienst zugleich der

edelste, erhabenste, persönlichste Gottesdienst. Wir hörten schon, daß die hl. Kirchenväter von Maria sagen, sie habe es durch ihre Reinheit verdient, Mutter Gottes zu werden. Dieser Gedanke ist sogar in den Gebeten der Kirche ein ständiger und geläufiger geworden. Wir hörten ferner vom hl. Augustin, daß Maria den Sohn Gottes eher in ihrem Herzen empfing als in ihrem Schoße; früher in der gläubigen Gesinnung des Geistes als in der sachlichen Weise der Menschwerdung. Maria empfing den Sohn Gottes, damit er der Welt zur Erlösung diene. Aber sie empfing ihn zunächst auch für sich persönlich, zu ihrer eigenen Heiligung. Der Weltheiland war auch ihr persönlicher Heiland. So verhält es sich auch mit dem Priester bei der Feier der heiligen Messe. Er hat die amtliche berufsmäßige Aufgabe, der Christenheit den Erlöserleib des Herrn zu vermitteln. Aber der Priester steht nicht nur äußerlich im Erlösungsdienste des Herrn, er ist dabei auch höchst persönlich beteiligt. Er empfängt den von ihm beruflich bereiteten Leib des Herrn in Glaube und Liebe zunächst selbst, dann erst reicht er ihn den Gläubigen. Seine Kommunion geht der der übrigen noch vorher. Und seine Vorbereitung soll vorbildlich sein für die der anderen. Auch zu ihm hat die Kirche das feste Vertrauen, daß er wie Maria den Sohn Gottes eher in seinem Herzen empfängt als in seinen Händen.

Bei Maria wie beim Priester geht also die persönliche Eignung dem amtlichen Berufe vorher. Ihre Berufsaufgabe ist vorher auch eine persönliche Aufgabe. In beiden Fällen zielt aber ihr Wirken und Streben, ihr Wollen und Handeln auf ein höchst ideales Ziel: die Erlösung der Menschheit. Einer solch erhabenen

Berufsaufgabe, verbunden mit einer persönlichen Berufstüchtigkeit, muß auch eine besondere Standestugend unterstützend und kräftigend zur Seite treten. Wir kennen die Standestugend der hl. Maria, sie wird laut genug von der Kirche gerühmt. Es ist die heilige Jungfräulichkeit. Ganz die gleiche Standestugend erwartet die Kirche von dem Priester und macht sie ihm zur besonderen Pflicht. „Die Jungfrau", so erklärt sich der hl. Paulus, „ist besorgt für die Sache des Herrn, auf daß sie heilig sei an Leib und Geist."[16]) Maria wie der Priester sind beide berufen, besorgt zu sein für die Sache des Herrn. Diese Sache Gottes ist groß genug und wichtig genug, daß die Sorge dafür ein ganzes Menschenleben mit all seinen Kräften zu beschäftigen und auszufüllen vermag. Das angeborene Bedürfnis nach Ehe und Kindererzeugung wird auch hier erfüllt: geistigerweise. Maria empfängt unter dem Kreuze den hl. Johannes als Sohn und in ihm die große Summe derer, die gern und freudig sich als ihre Kinder bekennen und sie in herzlicher Liebe Mutter nennen. Beim Priester ist es ähnlich so. Er wird Tausenden geistigerweise zum Vater. Erstmalig hat das mit einem gewissen Berufsstolze der hl. Paulus ausgesprochen. Er schreibt den Korinthern: „Hättet ihr auch zehntausend Erzieher in Christus, so habt ihr doch nicht viele Väter; denn in Christus Jesus gab ich euch das Leben durch das Evangelium."[17]) Es gibt ein leibliches Leben, und es gibt eine leibliche Vaterschaft. Es gibt ein geistiges Leben, und es gibt eine geistige Vaterschaft. Der Priester vermittelt durch das Evangelium, wie Paulus sagt, und durch die heiligen Sakramente das geistige Leben, und indem er das tut, übt er die geistige Vaterschaft aus.

Wie groß die Zahl der so auf diese Weise von ihm gezeugten geistigen Kinder sind, weiß er selber nicht. Es ist auch unnötig, dies selbst zu wissen, da Gott es aufgezeichnet hat im Buche des Lebens. Aber wenn wir an das Sakrament der Taufe und der Buße denken, wodurch diese geistige Belebung stattfindet, dann können wir ungefähr vermuten, wie groß die Zahl derer sein muß, denen ein Priester in seinem langen Priesterleben zum Vater geworden ist. Dann aber drängt sich uns auch mit Gewalt die Überzeugung auf, daß diese weitverzweigte, fruchtbare geistige Vaterschaft der Opfer wohl wert ist, die die besondere Standestugend der Jungfräulichkeit von ihm fordert.

Maria ist nicht Priesterin des Neuen Bundes im eigentlichen und sakramentalen Sinne. In ihrer Ehrenkrone trägt sie nicht den Schmuck des unauslöschlichen priesterlichen Charakters. Ihre alles überstrahlende Auszeichnung ist die göttliche Mutterschaft. Aber wenngleich sie nicht Priesterin im eigentlichen Sinne ist, so nimmt sie doch in der Ordnung des allgemeinen Priestertums, wie wir sahen, den ersten Rang ein. Dazu kommt, daß sie auch zu dem eigentlichen, sakramentalen Priestertum eine besondere Beziehung hat. Zwischen ihr und dem Priester fanden wir drei verwandtschaftliche Züge: in ihrer besonderen Berufung, in ihrer Berufstätigkeit, in ihrer Standestugend!

Aus dieser Verwandtschaft zwischen Maria und dem Priester ergibt sich für letzteren eine ganz seltene und einzige Ehre. Zwar gilt auch hier, was Jesus von sich sagt: „Ich suche nicht meine Ehre; es ist einer, der sie suchet und richtet.“[18]) Gott, der sie dem Priester, wie Paulus sagt, bei seiner Berufung schenkte,[19]) wird

auch darüber richten, ob sie ihm geleistet wurde. Diese Ehre aber besteht nicht in äußeren Erweisungen und Darbietungen, sondern in dem Gebrauch der von ihm verwalteten Gnadenschätze, in der Unterwerfung unter die von ihnen vertretene göttliche Sittenordnung, in der Annahme der von ihnen im Namen und Auftrage Gottes verkündeten Lehren. Jesus spricht zu den Jüngern: „Wer euch höret, der höret mich."

Wie Maria durch die Geburt ihres Sohnes zur „Ursache des Heiles" wurde, so der Priester durch seine charismatische Berufstätigkeit. Der Priester schließt sich an die Tätigkeit Marias an. Er gibt weiter, was Maria der Welt geboren hat. Christus, der Abglanz des Vaters, wirft sein strahlendes Licht auf beide. Christus ist die Ehre Marias, er ist auch die Ehre des Priesters. „Christus", sagt der hl. Augustin, „nahm vom Fleische Marias Fleisch an; er wandelte in diesem Fleische auf Erden, und eben dieses Fleisch gab er uns (durch die Vermittlung des Priesters) zur Speise des Heiles."[20]) Da sehen wir gleichsam geschichtlich die Verbindung zwischen Maria und dem Priester; Christus ist das Bindeglied.

Wegen dieser engen und erhabenen Verbindung ist der katholische Priester sozusagen ein geborener Marienverehrer. Es gibt keinen wahren Priester in der Kirche, der nicht zugleich ein warmer Marienverehrer wäre. Er ist es ohne besonderes Gebot, ohne Gelübde, ohne Berufsaufgabe; er ist es von selbst als Priester.

Er feiert gern ihre Feste, betet gern das marianische Brevier, spricht gern zu alt und jung von ihrer Größe und Liebe, von ihrer Tugend und von ihrem Leiden; er freut sich, wenn er durch ihre Fürbitte innere Gnade oder äußeren Erfolg erfährt. Er hat das Vertrauen, daß sie

ihn in der Todesstunde mit freundlichem Antlitz empfängt und ihrem „Sohne vorstellt". Er meint, er habe ein besonderes Anrecht auf ihre Fürbitte und Hilfe. Er hält sich für ihren auserwählten Schützling und auserkorenen Pflegling. Er betet mit besonderem Nachdruck und besonderer Wärme: Maria interveni pro clero! Maria, nimm dich deines Klerus an, schütze deine priesterlichen Verehrer! Sie sind mehr als Verehrer, sie sind Berufsgenossen, sie sind Fleisch von deinem Fleisch und Bein von deinem Bein. Maria interveni pro clero!

23. Maria und die Ordensfrau.

„Magd des Herrn". Luk. 1, 38.

Es war eine Weisfagung für die Zukunft der Christenheit, wenn Elisabeth der allerseligsten Jungfrau entgegenjubelte: „Du bist gebenedeit unter den Weibern." Es war der erste Lobpreis, den Maria aus dem Munde einer Frau erhielt. Dem besonderen natürlichen Empfinden wie der religiösen Veranlagung der Frau entspricht es, daß dieses Wort des Evangeliums gerade im Frauengeschlechte zündete und wirkte. Jede edle christliche Frauenseele muß eine besondere Sympathie und Verehrung für die Größte ihres Geschlechts hegen. Ganz besonders gilt das für die katholische Ordensfrau. Es ist für unser katholisches Empfinden allzu begreiflich und gleichsam selbstverständlich, daß die Frömmigkeit schon früh nach Verbindungsfäden zwischen Maria und dem Ordensleben suchte. Es war eine in fast allen mittelalterlichen Orden stehende Legende, daß Maria den Ordensstiftern und Ordensstifterinnen das entsprechende

Ordensgewand selbst überreicht habe. Dem hl. Norbert habe sie den Platz für die Erbauung seines Klosters gezeigt und dabei die Weisung gegeben: „Mein Sohn Norbert, nimm dieses weiße Kleid.“ Die Augustiner-Eremiten behaupteten, daß sie ihr Gewand von Maria erhalten hätten, die es der hl. Monika, der Mutter ihres Ordensstifters Augustin, selbst übergeben habe. Nicht weit ab lag die Vorstellung, daß Maria überhaupt die erste christliche Ordensfrau gewesen sei. Sie habe als erste das feierliche Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt und in ihrem ganzen Leben nach den Vorschriften der strengen Nazaräerpartei gelebt, der der Genuß des Weines und die Berührung unreiner Dinge verboten war.

Es bedarf solcher stark legendarer Erzählungen nicht, um die Beziehungen der hl. Jungfrau zum Ordensstande herzustellen. Die Dinge liegen viel einfacher. Was den katholischen Ordensstand kennzeichnet, sind die drei bekannten Opfer: der Jungfräulichkeit, des Verzichtes auf Besitz, des Gehorsams gegen die Klosterregel. Es ist aber leicht, diese drei Opfer im Leben der allerseligsten Jungfrau aufzuweisen.

Die Jungfräulichkeit ist, wie wir schon hörten, neben dem Glauben diejenige Tugend, die die heiligen Kirchenväter am lautesten von Maria preisen. Anfangs betonten die heiligen Väter sie, hauptsächlich aus Gründen der Ehrfurcht vor Christus: man wollte dessen übernatürlichen Ursprung dartun, wollte mit dem apostolischen Kredo hervorheben, daß Gottes Sohn auf ganz eigene Weise in diese Welt getreten sei, daß seine Herkunft entsprechend seinem Wesen rein und heilig zu denken sei. Da die Jungfräulichkeit in der Geburt des Herrn eine so große Bedeutung erhalten hatte, mußte sie auch

an und für sich an Ansehen und Wertschätzung zunehmen. Man wußte, daß es der Weisheit und Allmacht Gottes möglich gewesen wäre, auch in anderer Weise in diese Welt einzutreten. Da er nun gerade aber den vaterlos-jungfräulichen Weg gewählt hatte, mußte die Jungfräulichkeit in besonderem göttlichen Lichte erscheinen und ihre freie Erwählung und Übung in der Kirche mehr und mehr zum löblichen Brauch werden, je reiner der Gedanke erfaßt wurde. Dazu kam, daß die alten Traditionen von Maria zu berichten wußten, daß sie auch nachher das jungfräuliche Leben fortgesetzt hatte. Dadurch verstärkte sich die Überzeugung, daß diese Tugend, auch rein für sich genommen, einen besonderen Wert vor Gott haben müsse. Denn, so mußte man schließen, wenn Maria jungfräulich bleibt, auch nachdem Gott seinen Hauptzweck, den der Menschwerdung, durch sie bereits erreicht hat, dann können die Gründe dafür nur religiöse, ideale, gottgefällige sein. Helles Licht über solche Erwägungen verbreitete ein Wort des Herrn: „Es gibt Enthaltsame, die es wegen des Himmelreiches sind; wer es fassen kann, der fasse es." Und war sein eigenes Leben nicht die lebendige Bestätigung dieses Wortes gewesen? Und das Leben seiner Jünger nicht die getreue Nachahmung des Lebens des Meisters? Hatte der Meister von sich sagen können: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann",[1]) so konnte ihm Petrus später namens aller anderen antworten: „Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt."[2]) Zu dem, was Petrus verlassen hatte, gehörte auch das Weib seiner Ehe.[3]) Später war der große Apostel Paulus mit seiner wieder-

holten Empfehlung der Jungfräulichkeit in der Kirche aufgestanden. „Der Jungfräuliche ist besorgt für die Sache des Herrn, wie er dem Herrn gefalle, wer aber verheiratet ist, der sorgt für die Dinge der Welt, wie er seinem Weibe gefalle, und er ist geteilt. Die nicht verheiratet ist, die Jungfrau, ist besorgt für die Sache des Herrn, auf daß sie heilig sei an Leib und Geist.“[4]) „Wer seine Jungfrau verheiratet, der tut wohl, wer sie aber nicht verheiratet, der tut besser.“[5])

Durch solch eindringliche und anregende Worte, verbunden mit den persönlichen heroischen Beispielen, mußte das Ideal der Jungfräulichkeit weithin in der Christenheit sympathisch und nachahmenswert erscheinen. Der männliche Teil ihrer Anhängerschaft konnte das Ideal im Priestertum und seinen Vorstufen verwirklichen. Der weibliche Teil dagegen bildete bald einen eigenen Stand der christlichen Jungfrauen.

Das Ideal war leicht erfaßt, aber die Ausführung hatte doch ihre besonderen Schwierigkeiten, zumal die Jungfrauen anfangs nicht gesammelt, sondern zerstreut in den Familien lebten. Die Kirche nahm sich deshalb der Jungfrauen mit besonderer Sorge an. Allmählich vereinigte sie sie zu einem gemeinsamen Leben; das äußerliche Zusammenwohnen, die gemeinsame geistige Lebensführung, die auferlegte Ordnung, und zuletzt das alles zusammenhaltende Gelübde, das man bald den Jungfrauen vorschrieb, waren mächtige Hebel, den jungfräulichen Stand zu heben und zu einer idealen Höhe emporzuführen. Daß das Ziel nicht gleich auf einmal erreicht wurde, läßt sich bei der Neuheit und Erhabenheit der Einrichtung von vornherein annehmen. Aber wenn auch hier und dort Rückfälle und sittliche Schwächezustände

das Gesamtbild etwas trüben, so ist es doch sicher, daß die Jungfrauen gerade in den Verfolgungen der Kirche vielfach ganz glänzende Beispiele des Mutes, der Stärke und der Beharrlichkeit gegeben haben, nach der Seite der Tugend des Glaubens wie auch der Jungfräulichkeit. Die Namen der hl. Agnes, Cäcilia, Lucia, Agatha haben in der Litanei von allen Heiligen einen besonders reinen und weichen Klang. Die Kirchenväter heben in ihren Schriften die Jungfräulichkeit hervor. Wir haben heute noch die wohlverbürgten Nachrichten über die heroische Art, womit solche heilige Jungfrauen für ihr Glaubensideal zu sterben wußten. Greifen wir ein Beispiel heraus, das uns der christliche Bischof und Geschichtschreiber Eusebius aus dem 2. Jahrhundert berichtet. Es war wieder eine Verfolgung ausgebrochen, diesmal unter dem römischen Kaiser Mark Aurelius. In Lyon gab es eine junge Christin, Blandina mit Namen; sie war eine Dienstmagd und erlitt mit ihrer Herrin und einigen anderen den Märtyrertod. Eusebius schildert sie als ein Mädchen von schwächlicher Gestalt, aber von außerordentlich starkem Geiste. „Christus zeigte an Blandina", so schreibt er, „daß, was bei den Menschen gering und unansehnlich und verachtet erscheint (sie war ja eigentlich eine Sklavin), der größten Herrlichkeit bei Gott gewürdigt wird, wegen der Liebe zu ihm, die sich in Kraft bewährt und nicht in prahlerischem Schein. Und während wir alle fürchteten und auch ihre leibliche Herrin, die selbst eine hervorragende Kämpferin unter den Märtyrern war, voll Sorge war, Blandina möchte wegen der Schwäche ihres Körpers ihr Bekenntnis nicht mit Freudigkeit ablegen, wurde Blandina mit so großer Kraft erfüllt, daß diejenigen, die sie der Reihe nach vom

Morgen bis zum Abend auf jede Weise marterten, ganz erschlafft und abgespannt wurden und selbst bekannten, daß Blandina gesiegt habe, da sie nichts mehr wußten, was sie ihr antun konnten und staunten, daß noch Atem in ihr war, während doch ihr ganzer Körper zerrissen und geöffnet war, und sie bezeugten, daß eine einzige dieser Marter hätte hinreichen müssen, ihr das Leben zu nehmen, geschweige denn so viele und so große. Aber die Selige sammelte gleich einem edlen Kämpfer immer neue Kraft in ihrem Bekenntnis, und es war für sie Erholung und Ausruhen und ein schmerzstillendes Mittel gegen alles, was sie litt, sagen zu können: „Christin bin ich, und bei uns geschieht nichts Böses.“ Dann erzählt Eusebius, wie sie noch mehrere Tage hindurch gequält wurde, zuletzt mit einem kaum 15jährigen Jüngling, Ponticus, bei einem öffentlichen Spiele von den Heiden gegeißelt, wilden Tieren vorgeworfen, über Kohlen geröstet und zuletzt erwürgt wurde. Dann fügt er hinzu: „Die Heiden selbst mußten gestehen, daß niemals bei ihnen eine Jungfrau so Vieles und so Schreckliches erduldet hatte.“ Die katholische Kirche weist mit heiligem Stolz auf die Reihen der heiligen Märtyrer hin, aber mit einem ganz besonderen Gefühle der Erhabenheit auf die aus dem Stande der Jungfrauen: hl. Agnes, hl. Agatha, hl. Lucia, hl. Cäcilia, hl. Katharina, das sind so einige von den helleuchtenden Sternen aus jener Zeit, wo man den Glauben und die Jungfräulichkeit noch vielfach mit seinem Blut und Leben bezahlen mußte. Jungfräulichkeit macht stark, wo sie in echter, reiner Weise gehegt und gepflegt wird. Man beobachtet das an Maria und Johannes unter dem Kreuze. Wahre Jungfräulichkeit, sagt der hl. Augustin, entquillt aus der Liebe.

Und die Liebe ist, wie der hl. Paulus so schön ausführt, die stärkste aller Tugenden, stärker als der Tod.

Die heiligen Kirchenväter sind eifrig bemüht, diese Tugend besonders in dem weiblichen Geschlechte zu pflegen. Es gibt kaum einen unter den Vätern, der in seinen Schriften nicht längere Ausführungen, Anweisungen und Empfehlungen über die Jungfräulichkeit gäbe. Nicht wenige haben darüber eigene Schriften verfaßt. So z. B. schon früh der hl. Cyprian, der, selbst ein Märtyrer, mitten in der Zeit der Verfolgungen lebte (250). In der ihm eigenen schwungvollen frommen Weise beginnt er seine Rede folgendermaßen: „Wir sprechen jetzt zu den Jungfrauen, für die wir eine um so größere Sorge tragen, je erhabener ihr Ruhm ist. Sie sind die Blüte am Stamme der Kirche, die Zierde und der Schmuck geistlicher Gnade, das der Heiligkeit des Herrn entsprechende Ebenbild Gottes, der erlauchteste Teil der Herde Christi.“[6]) Da Jesus selbst sein Verhältnis zu seiner Kirche wiederholt als ein bräutliches geschildert hatte,[7]) so lag es nahe, die christliche Jungfrau als Verlobte des Herrn aufzufassen. Schon Tertullian sagt: „Christo hast du dich vermählt, ihm hast du deinen Leib übergeben, ihm deine Reife verlobt.“[8]) Ähnlich äußert sich der hl. Cyprian kurz darauf: „Ihr habt keinen Gatten zum Herrn, sondern Christus ist euer Herr und Haupt, und er nimmt den Platz des Mannes ein, mit ihm teilet ihr Los und Geschick.“[9]) Je schwieriger es war, in der Welt die Jungfräulichkeit in idealer Reinheit zu pflegen, je mehr nahmen sich die Kirchenväter dieses Standes an. Als die Zeiten der Verfolgung vorüber waren, und die Kirche in Frieden sich entwickeln durfte, konnte sie auch daran denken, die Jungfrauen in klöster-

lichen Verbänden zusammenzuschließen. Die großen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Augustinus konnten ihre Schriften über die Jungfrauschaft schon den Jungfrauen in den Klöstern widmen. Ambrosius hatte als Bischof von Mailand begeisterte Reden über diese Tugend gehalten und schickte diese dann auf Bitten an seine Schwester Marcellina, die sich zu Rom in einem Kloster befand. Unter den Beispielen, die er anführt, konnte selbstverständlich Maria nicht fehlen. „Ich will euch, ihr jungfräulichen Seelen, die Jungfräulichkeit am Leben Mariens gleichsam wie in einem abgerundeten Bilde vorführen. Wie aus einem glänzenden Spiegel soll euch da die wunderbare Gestalt der Keuschheit, die Schönheit der Tugend entgegenleuchten. Bei ihr müßt ihr euer Lebensmuster suchen, wo ein lebendiges Vorbild der Heiligkeit euch lehrt, was ihr nachahmen müßt. Der Lerneifer wird zuerst angeregt durch den geistigen Adel des Lehrers. Was gibt es aber Edleres als die Mutter Gottes? Was ist strahlender als sie, die von der ewigen Herrlichkeit auserwählt worden ist? Was ist reiner als sie, die ganz unbefleckt den Herrn geboren hat?" Und dann entwirft er in frommer, freier Darstellung ein Leben Mariens mit allen Einzelzügen und sagt darauf abschließend: „So führt der Evangelist sie uns vor, so fand sie der Engel, so erwählte sie der Heilige Geist."[10] Von größtem Einfluß auf die Pflege der Jungfräulichkeit wurde Ambrosius auf seine und die nachfolgende Zeit durch seine Erklärung des Lukasevangeliums, die in der Väterzeit einzig dasteht. Wir wissen ja, wie oft in diesem Evangelium, besonders in seiner Darstellung der Jugend Jesu, von Maria die Rede ist. Als man anfing, in der Kirche Feste zu Ehren Mariens zu feiern,

entnahm man die Perikope dazu dieser Lukaserklärung. „Von allen patristischen Werken", sagt Beissel, „hat wohl kaum eines die Hochachtung und Nachahmung der allerseligsten Jungfrau mehr gefördert als dieses."

Neben Ambrosius ist Hieronymus im Heiligen Lande ein eifriger Förderer weltlich und klösterlich geübter Jungfräulichkeit. Er hatte während seines Aufenthaltes in Rom das lockere Treiben so mancher angesehen, die einst nach einem hohen, reinen Ideal gerungen hatten, jetzt aber müde geworden waren. Er hatte aber auch eine Schar von Frauen kennen gelernt, besonders aus den vornehmsten Ständen, die sich aus Liebe zur Tugend seiner schweren aszetischen Leitung gern überließen. Diese veranlaßte er später, ihm nach dem Heiligen Lande, wo der Herr ein so hartes Leben für uns geführt hatte, zu folgen und an der heiligen Stätte zu Bethlehem in die von ihm gegründete und geleitete klösterliche Lebensweise einzutreten. Seine Schriften an diese seine aszetischen Jüngerinnen, besonders an Eustochium und deren Mutter Paula, atmen feurige Begeisterung und glühende Liebe für die Jungfräulichkeit. Bei den vielen Beispielen, die er seinen Schülerinnen als Muster vorstellte, stand die hl. Maria naturgemäß obenan. Sie war die Mutter eines neuen Geschlechtes wie Eva des alten. „Von Eva ist der Tod, von Maria das Leben. Deshalb ergoß sich auch die Gnade der Jungfrauschaft", so schreibt er, „reicher auf die Frauen, weil dieselbe von einer Frau (Maria) ihren Anfang genommen hatte. Sobald der Sohn Gottes in die Welt eingetreten war, gründete er sich eine neue Familie (die Jungfrauen), damit er, der bisher von Engeln im Himmel angebetet wurde, nunmehr auch Engel auf Erden

habe." Hatte Jesus ja selbst gesagt, daß das eheloſe Leben ein Leben der Engel sei.[11]) „Nimm dir zum Vorbild", so fährt er fort, „die seligſte Jungfrau Maria, die von solcher Reinheit war, daß sie Mutter Gottes zu werden verdiente."[12])

Trotz ihrer Begeisterung für die jungfräuliche Lebensweise sind aber die Kirchenväter sehr bemüht, das wahre Wesen der Tugend herauszustellen und festzuhalten. Es besteht nach ihnen nicht in der einfachen materiellen Enthaltung von der Ehe, sondern hauptsächlich und vor allem in der Liebe zu Gott. „Die Jungfräulichkeit wird von der Liebe bewirkt", sagt der hl. Augustin ebenso kurz wie treffend. Ohne Liebe, sagt derselbe Vater, ist die Tugend kalt, unfruchtbar, hochmütig, selbstgenügsam und reift dem Falle entgegen. Deshalb unterscheidet er auch deutlich zwischen der „Jungfräulichkeit des Leibes" (virginitas corporis) und der „Jungfräulichkeit des Geistes" (virginitas mentis). Hatte er ja auch bei Maria eine ähnliche Unterscheidung gemacht und ihre geistige Verbindung mit Christus glückseliger genannt als ihre leibliche. Durch diese starke Betonung der jungfräulichen Gesinnung gegenüber der bloßen Enthaltung wurde auch von dem ständigen allgemeinen Hinweis, daß Jesus der Bräutigam der Jungfrauen sei, die Gefahr einer sinnlichen Ausdeutung genommen. Man könnte auch hier an das Wort des hl. Paulus erinnern: „Die Liebe denkt nichts Böses."[13]) Durch die Glut der reinen Geistesliebe wird jede unreine Fleischesliebe erstickt und ertötet, um so mehr, als das innige Verhältnis zu Christus vorläufig mehr mit leiblichem Leid als mit sinnlicher Lust verbunden wird. „Lieben wir Christus, und suchen wir stets seine zarte Umarmung, und es wird

uns alles Schwere leicht erscheinen; für kurz werden wir erachten, was lange währt, und von den Pfeilen seiner Liebe verwundet, werden wir alle Augenblicke sprechen: „Ach, warum ist meine Pilgerzeit verlängert worden? Die Leiden dieser Zeit sind nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.“[14]) „Wie herrlich wird dann jener Tag sein, wo Maria, die Mutter des Herrn, begleitet von den Chören der Jungfrauen, dir entgegenkommen wird.“ „Dann werden die hundertvierundvierzigtausend Auserwählten vor dem Throne und den Ältesten mit Zithern in den Händen ein neues Lied singen, und niemand wird dieses Lied aussprechen können als die vorherbestimmte Zahl der Auserwählten.“[15])

Wir sagten vorhin, daß im Mittelalter manche Ordensfamilie im frommen Glauben ihre Stiftung und ihr Gewand auf die hl. Jungfrau zurückführte. Schon um 600 wird bei der Einkleidung der gottgeweihten Jungfrauen vom Bischof, der diese Einkleidung vorzunehmen pflegte, in dem dabei gesprochenen Gebete darauf hingewiesen, daß die Nonne jetzt das Gewand Marias trage. In einem fränkischen Missale jener Zeit lautet dies Gebet folgendermaßen: „Nimm hin, Jungfrau, den Schleier, den du ohne Makel tragen mögest bis zum Richterstuhl Jesu Christi, vor dem sich beugt jedes Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind. Es segne dich der Schöpfer des Himmels und der Erde, der allmächtige Vater, der sich würdigte, dich zu erwählen gleich der hl. Maria, der Mutter unseres Herrn Jesus Christus, zu reiner und unbefleckter Jungfrauschaft, die du gelobt hast vor Gott und vor den heiligen Engeln. Halte

also deinen Vorsatz, beobachte die Keuschheit in Geduld, damit du die Krone deiner Jungfräulichkeit zu erlangen verdienst. Nun bitten wir die göttliche Barmherzigkeit Jesu Christi, er möge diese Jungfrau weihen und heiligen bis zum Ende. Amen. Es segne dich Gott der Vater und der Sohn und der Heilige Geist mit aller geistlichen Segnung, damit du bleibest ohne Makel unter dem Gewande der hl. Maria, der Mutter unseres Herrn Jesus Christus, der mit dem Vater lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."[16]) Da haben wir schon die Vorstellung von der schützenden Mantelschaft Marias.

Die Jungfräulichkeit war die Grundlage des klösterlichen Lebens, sie war auch der Hauptgegenstand des feierlichen Gelübdes, das beim Antritt dieses Lebens abgelegt wurde. Die beiden anderen Punkte, Gehorsam und Armut, waren bis zu einem gewissen Grade Sache der Selbstverständlichkeit. Hieß es schon von den ersten Christen: „Die ganze große Zahl der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Nicht ein einziger betrachtete ein Stück von dem, was er besaß, als sein Eigentum, alles hatten sie gemeinsam."[17]) Noch ein Späterer rühmt es an den Christen: „Sie haben alles gemeinsam, nur nicht die Weiber."[18]) Jesus hatte die Armut als Merkmal der Glieder des Reiches Gottes angegeben und die Armen im Geiste selig gepriesen.[19]) „Den Armen wird das Evangelium gepredigt."[20]) „Der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann." Mit dem großen Sohne teilte die Mutter das gleiche Los. Eine ärmere Königstochter als Maria hat es wohl kaum jemals gegeben. Der hl. Bernhard schreibt seiner Schwester, einer Klosterfrau, Ermahnungsbriefe über die klösterliche Lebensweise. Als er zu dem Kapitel der Ar-

mut kommt, verweist er sie auf Maria. „Ehrwürdige Schwester", so hebt er an, „schaue hin auf die Jungfräulichkeit und Armut Mariens, die so reich im Herrn war, daß sie dessen Mutter zu sein verdiente, und dennoch von allem äußeren Reichtum so bloß, daß sie zur Zeit der Geburt nicht einmal den gewöhnlichen menschlichen Beistand erfuhr und mit dem engen Stalle als Wohnung vorlieb nehmen mußte, so daß sie das Kind nicht einmal in ein Bett, sondern in die Krippe legen mußte. Und Joseph, ihr Verlobter, obschon ein Gerechter, war so arm, daß er Nahrung und Kleidung als dürftiger Handwerker beschaffen mußte." „Wir sind nicht deshalb ins Kloster gegangen, um darin das Leben in Wohlbehagen zu verbringen, sondern um durch Wachen und Beten, Fasten und Psalmen gegen unseren Widersacher zu kämpfen und dem uns von Christus verheißenen Reich zuzustreben." „Wie ungereimt und häßlich ist es, wenn der, den seine Mutter nackt geboren, den die Erde im Tode nackt aufgenommen, als Reicher in den Himmel eintreten möchte, da es doch leichter ist, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe als ein Reicher in das Himmelreich."[21]) Herrliche Gedanken über die klösterliche Genügsamkeit hatte schon 700 Jahre vor dem hl. Bernhard der hl. Augustin ebenfalls in einem Briefe an seine Schwester ausgesprochen, die in einem Kloster das Vorsteherinnenamt führte. „Die Liebe", sagt er mit dem hl. Paulus,[22]) „sucht nicht das Ihrige. Sie zieht das Gemeinsame dem Eigenen vor und nicht das Eigene dem Gemeinsamen. Sie duldet nicht, daß die, die in der Welt reich war, auch im Kloster als solche über ärmere Mitschwestern sich erhaben fühle. Aber auch umgekehrt", bemerkt er sehr weise, „verhüte sie, daß solche ärmerer

Herkunft deshalb dünkelhaft sich überheben, weil sie mit reicheren zusammenleben dürfen." „Ehret Gott in einander, dessen Tempel ihr geworden seid."

Auch der klösterliche Gehorsam konnte leicht am Leben Mariens beleuchtet werden. War sie ja von Anfang an die demütige Magd des Herrn gewesen, die keinen anderen Willen kannte, als den Willen Gottes zu erfüllen. Selbst als Elisabeth sie als „Mutter meines Herrn" begrüßt, spricht sie selbst im Magnifikat von „der Niedrigkeit seiner Magd".[23]) Wir haben es schon öfter hervorheben müssen, wie die Kirchenväter vom zweiten Jahrhundert ab die Parallele zwischen Eva und Maria gezogen haben, um in der ersten den Ungehorsam und seine schlimmen Folgen zu schildern, in der letzten den Gehorsam und seine Heilskraft für alle Gläubigen. „Der Ungehorsam der Eva", sagt Irenäus, „erhielt seine Heilung durch den Gehorsam Mariens."[24]) Der hl. Augustin nennt den Gehorsam in einem geistvollen, tiefen Worte „jene Tugend, die für die vernünftige Kreatur gleichsam die Mutter und Wächterin aller anderen Tugenden ist".[25]) Wenn man bedenkt, daß der Glaube die demütige, rückhaltlose Unterwerfung unter die Offenbarung Gottes ist, dann begreift man leicht, daß das ganze Christentum zunächst den Charakter eines Gehorsams hat. Wie der hl. Hieronymus den klösterlichen Gehorsam verstand, schreibt er in einem Briefe an den Mönch Rustikus: „Du sollst nicht tun, was du willst; du sollst essen, was dir vorgesetzt wird; anziehen, was dir gegeben wird; die Arbeit verrichten, die dir aufgetragen wird; unterworfen sein auch einem unbeliebten Oberen; sollst müde zur Ruhe gehen, im Gehen schon vor Mattigkeit schlafen und ohne recht aus-

geschlafen zu haben, sofort aufzustehen gezwungen sein. Du sollst den Psalm singen, wenn die Reihe an dich kommt; du sollst den Brüdern dienen, den Pilgern die Füße waschen, bei Unrecht schweigen, den Vorgesetzten des Klosters wie den Herrn fürchten, ihn lieben lernen wie einen Vater. Glaube es nur, was er dir befiehlt, ist dir heilsam. Urteile nicht über die Ansichten der Älteren, da es deines Amtes ist, zu gehorchen und das Befohlene zu erfüllen, wie Moses sagt: Höre Israel und schweige".[26]) Wer das Leben Jesu kennt, weiß, daß im Gehorsam ein großes Stück seiner Nachfolge liegt.

Maria und die Ordensfrau. Wir sahen, daß dieser Vergleich keineswegs ein künstlicher und gesuchter ist. Er ergibt sich bei einigem Nachdenken wie von selbst. Was folgt daraus für die Ordensfrau sowie für alle, die ähnliche Gesinnung und Lebensanschauung haben?

Zunächst ein gewisses berechtigtes **Ehrgefühl.** Die Ordensfrau hat viele und große Ahnen, in allen Ständen und Nationen hat sie Verwandte und Anhängerinnen. Königinnen entsagten dem Schimmer irdischer Größe und traten demütig in ihre Reihen. Die Größte ihres Standes aber ist Maria, die Tochter aus dem königlichen Geschlechte Davids. Diesen Gedanken ruft der hl. Augustin einmal den christlichen Jungfrauen in einer Weihnachtspredigt zu: „Jubelt auf, ihr Jungfrauen Christi, eure Gefährtin ist die Mutter Christi!"[27])

Ehre aber legt Pflicht auf. Wer würdige Ahnen hat, darf ihnen keine Schande bereiten durch einen unwürdigen Wandel. Der Satz, daß der Habit nicht den Mönch macht und der Schleier nicht die Nonne, ist schon alt. Er geht zurück auf das Bild des Heilandes von den übertünchten Gräbern und von dem Träger des Schafs-

kleides mit der Gesinnung eines reißenden Tieres.[28]) Das alles sind so einfache Wahrheiten, daß man sie nur anzudeuten braucht, um sie zu begreifen. Die Gelübde machen nicht die Ordensfrau, nicht einmal die genaue Beobachtung der Regel. Nein, auch das macht nicht das Wesen des Ordensstandes aus. „Und wenn ich all meine Habe austeilte, um die Armen zu speisen, und wenn ich meinen Leib hingäbe zum Verbrennen, hätte aber keine Liebe, so nützte es mir nichts." So Paulus. *Die Liebe muß alles beleben und verklären, sonst sind die härtesten Opfer des Leibes unnütz!*

Das Urteil der Welt über das katholische Ordensleben zeugt im allgemeinen von wenig Verständnis seines Wesens. Es fällt dem Nichtkatholiken meist so schwer, sich in den Sinn dessen zu finden, was wir die „evangelischen Räte" nennen. Und doch hat in diesem Punkte während der letzten Jahrzehnte eine erfreuliche Wandlung wenigstens begonnen. Einflußreiche Theologen haben es infolge einer Anregung Harnacks in Erwägung gezogen, ob nicht auch für die evangelischen Religionsgemeinschaften die Einführung des Ordenslebens nützlich und ratsam sei. In der englischen Hochkirche hat man längst damit begonnen, und die deutsche hochkirchliche Bewegung geht ernstlich damit um, ihr nachzufolgen. Wir freuen uns dieser wachsenden Einsicht in ein *sittliches Ideal*, das die katholische Kirche von Anfang an bis zur jetzigen Stunde immer und immer wieder mit neuem Eifer aufgriff und zu verwirklichen sich ernstlich bemüht hat. Hoffentlich verstummt nun auch bald der Vorwurf der „doppelten katholischen Moral", den man uns lange genug grundlos gemacht hat.

24. Maria und die Kirche.

„Die Kirche gebiert in Nachahmung seiner Mutter täglich seine Glieder." Augustin.

Im Christentum besteht keine Wahrheit für sich ganz allein, und keine kann für sich allein verstanden werden. Wie die Dinge der Natur miteinander zusammenhängen und aufeinander wirken, so bilden auch die Wahrheiten unseres Glaubens eine organische Einheit. Die eine Wahrheit stützt und trägt die andere, empfängt Licht und Klarheit von der anderen, wie sie auch ihrerseits wieder Licht und Klarheit verbreitet. Diese Tatsache müssen wir im Auge behalten, wenn wir Erwägungen anstellen wollen über das Verhältnis von Maria zur Kirche.

Wenn wir diejenigen hören, die unseren Glauben nicht einmal kennen, geschweige denn leben, dann ist die Vergleichung zwischen Maria und der Kirche gesucht, künstlich, phantastisch. Wenn man genauer zuhört, dann erfährt man, daß ihnen nicht nur Maria, sondern auch die Kirche nichts gilt und nichts bedeutet. Wie könnten sie einer Vergleichung zwischen Maria und der Kirche Geschmack abgewinnen!

Anders die Katholiken. Nach unserer religiösen Empfindung ist ein solcher Vergleich sogar naheliegend. Als Bindeglied zwischen beiden erscheint uns Christus. Wie von selbst stellt sich da die Frage ein: sollte Maria nicht das lebhafteste Interesse haben an dem Lebenswerke ihres Sohnes? Das Lebenswerk ihres Sohnes aber ist die Kirche. „Er hat sie sich erworben in seinem Blute", sagt Paulus zu den Bischöfen in Milet.[1]) Sollte Maria nicht Interesse haben an der Frucht des Blutes ihres

Sohnes, das sie selbst am Kreuze hat fließen sehen! So fliegen uns gläubigen Katholiken die religiösen Gedanken hin und her, und sie verknüpfen sich in unserem Geiste ohne jede Kunst und Anstrengung. Den ältesten Vätern tritt das Doppelbild Maria und die Kirche leicht vor die Seele. Am meisten beschäftigt es den hl. Augustin.[2]) Er denkt es nicht immer durch, aber er empfindet doch, daß es existiert. Einmal sagt er: „Die Kirche ist Jungfrau und Mutter. Sie ahmt Maria nach, die den Herrn geboren hat. Ist die hl. Jungfrau nicht Jungfrau, und hat sie nicht geboren, und ist sie nicht Jungfrau geblieben? So auch die Kirche, sie gebiert und sie ist Jungfrau. Und wenn du es recht verstehst: sie gebiert Christum, denn es sind Glieder von ihm, die von der Kirche getauft werden.“[3]) Das ist ein geistvoller, tiefer Gedanke. Augustinus will sagen: beide sind Jungfrau; denn sie stehen in gläubiger Reinheit vor Gott; beide sind Mutter; denn sie gebären Kinder: Maria gebar den Herrn, die Kirche gebiert im Sakramente der Taufe Christen, die Glieder am geistigen Leibe Christi sind. Ein andermal erweitert und vervollständigt er diesen Gedanken. Die Kirche setzt die Tätigkeit Marias fort; Maria gebar leiblich das Haupt, die Kirche gebiert geistig deren Glieder.[4]) „Durch die Liebe hat Maria mitgewirkt, daß Gläubige in der Kirche geboren wurden, die Glieder dieses Hauptes sind.“[5])

Das sind die Anfänge einer frommen Erwägung, die seitdem nicht wieder abgerissen ist. Immer wieder zog es den sinnenden Geist zu einer solchen Betrachtung hin. Immer meinte er, aus seinem Nachdenken darüber Licht und Erbauung holen zu können. Es muß also etwas Wirkliches sein, daß solchen Erwägungen zu-

grunde liegt. Heben wir hervor, was sich uns beim ernsten Nachdenken über die Stellung Mariens zur Kirche aufdrängt.

Wenn Maria, wie Augustin so oft sagt, in geistiger Weise so nahe mit der Kirche verwandt ist, dann steht zunächst das fest, daß sie zeitlebens selbst ein lebendiges Glied dieser Kirche war. Die Theologie hat sich nicht damit begnügt, diese Selbstverständlichkeit hervorzuheben, sie hat gemeint unter den Gliedern des mystischen Leibes nach dem Haupte, das Christus selbst ist, das vorzüglichste aufsuchen zu müssen, um die Rangordnung Mariens in der Kirche bestimmen zu können. Sie urteilt, daß Maria nach dem Haupte das vorzüglichste Glied der Kirche ist.

Maria war wie alle Jünger und Jüngerinnen Jesu durch den Glauben an das Evangelium ein lebendiges Glied der Kirche geworden. Ist es notwendig, so könnte man denken, dieses besonders hervorzuheben? Heute muß manches betont werden, was in früheren Zeiten selbstverständlich erschien. Wer hätte jemals daran gedacht, zu fragen, ob Maria eine gläubige Jüngerin Jesu gewesen sei? Heute ist der Unglaube frech genug, zu behaupten, daß Maria ohne Verständnis ihrem Sohne gegenübergestanden habe. Und welches soll der Beweis für eine solch unerhörte Annahme sein? Das Evangelium erzählt, daß Maria, in mütterlicher Sorge bangend für das Leben des Sohnes, einmal den Versuch machte, ihn mit sich nach Hause zu führen. Wir werden gerührt durch diese Liebe der Mutter, erkennen auch, daß der Sohn seiner Mutter nicht folgen, sondern seinen ernsten Messiasweg allein bis zum schweren Ende wandeln mußte, aber auf den Glauben der

Mutter fällt deshalb nicht der geringste Schatten. Wissen wir doch, daß der Glaube gerade jene Tugend ist, deretwegen das Evangelium Maria selig preist.[6]) Je schwerer die Stunden der Prüfung werden, desto stärker reckt sich ihr Glaube in die Höhe. Wir sehen das auf dem Kalvarienberge. Wieviel mehr haben diejenigen recht, die mit einer gewissen Übertreibung mit dem heil. Bernhard annehmen, daß Maria unter dem Kreuze den Glauben der ganzen Kirche gerettet und vertreten habe. Und wie deutlich tritt der Glaube Mariens in die äußere Erscheinung am Pfingsttage, dem Geburtsfeste der Kirche, wo sie mit den Jüngern und Jüngerinnen die Weihe des Heiligen Geistes erfleht und empfängt.

Maria war eine treue, gläubige Jüngerin Jesu, sie war aber mehr als dies; sie war auch Organ Gottes bei der Auferbauung der Kirche. Sie war es nicht wie die Apostel und Jünger durch Verkündigung des Evangeliums; hiervon war jede Jüngerin ausgeschlossen. Aber sie war es als Empfängerin und Trägerin der göttlichen Offenbarung, die sie an die junge Kirche weiter überlieferte. Und wichtig und bedeutsam waren diese Offenbarungen, daß sie von anderen kaum übertroffen werden konnten. Die ganze Kindheitgeschichte Jesu mit ihren vielen und reichen Geheimnissen verdankt die Kirche allein Maria. Paulus schreibt an die damaligen Christen: „Ihr seid auferbaut auf dem Grunde der Apostel und der Propheten.“[7]) Apostel und Propheten sind die Grundsteine der Kirche, weil sie als Träger der göttlichen Offenbarung durch ihre Predigt die Grundlagen der ewigen Wahrheit gelegt haben. Wir nennen aber Maria in der Lauretanischen Litanei „die Königin der Patriarchen, der Propheten und der

Apostel". In diesen Titeln spricht sich die Überzeugung des Glaubens aus, daß Maria als Trägerin der Offenbarung der Kirche ähnliche Dienste geleistet hat wie jene heiligen und so hoch angesehenen Männer. Wer dem Evangelium glaubt, erkennt leicht, daß jene Ehrentitel tief begründet sind. Maria hatte eben alle „Worte", die sie von Gott vernommen, in ihrem Herzen bewahrt.[8]) Maria hatte große Offenbarungen empfangen; deshalb hatte sie der jungen Christenheit vieles zu sagen, was diese weder aus eigener Erfahrung noch aus dem Munde Jesu wußte. Es ist keine Übertreibung, wenn ein mittelalterlicher Marienverehrer schreibt: „Obgleich die Apostel durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes in alle Wahrheit eingeführt wurden, so erkannte doch unvergleichlich vollkommener und deutlicher die selige Jungfrau durch denselben Heiligen Geist die Tiefe dieser Wahrheit, die sie nicht nur in einfacher Einsicht erkannte, sondern durch die Wirkung selbst und durch die Erfahrung."[9])

In diesem Zusammenhang verstehen wir nun auch den für den ersten Blick befremdlich klingenden Lobpreis Marias, den die Kirche in der Liturgie auf Mariä Verkündigung anwendet. Er ist in Reimprosa verfaßt und stammt aus der Zeit Karls des Großen: „Freue dich, Jungfrau Maria, du hast alle Irrlehren vernichtet, die du den Worten des Erzengels Gabriel geglaubt hast, als du als Jungfrau den Gottmenschen gebarest und nach der Geburt eine unversehrte Jungfrau geblieben bist. — Wir wissen, daß der Erzengel Gabriel vom Himmel her dir die Botschaft brachte; wir glauben, daß dein Schoß vom Heiligen Geiste befruchtet wurde; beschämt werde das unglückliche Juden-

volk, daß da sagt, Christus sei aus dem Samen Josephs geboren." Man könnte fragen, inwiefern denn Maria alle Irrlehrer vernichtet habe. Aber die Antwort stellt sich sofort und leicht ein: das ganze Christentum beruht auf dem Glauben an das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, auf dem Glauben an den Gottmenschen. Diesen Glauben hat Maria zuerst persönlich geleistet, sie hat ihn aber auch zuerst begründet; insofern sie von ihrem Glauben der jungen Kirche erzählte und diese dann das „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau" in das apostolische Glaubensbekenntnis setzte.

Von großer Bedeutung für die Kirche wurde Maria auch durch ihr Beispiel. Wir sahen das schon bei der Erwägung, die wir anstellten über die Entstehung der Jungfräulichkeit in der Kirche. Das katholische Ordensleben, der Stand der Jungfrauen und Witwen gehen wenigstens mit einer Wurzel auf die Vorbildlichkeit Marias zurück, wenn sie auch mit der Hauptwurzel in den von Jesus verkündeten evangelischen Räten gründen. Aber nicht bloß die Jungfräulichkeit, auch die Makellosigkeit und Heiligkeit Marias erschien der Christenheit als ein leuchtendes Vorbild, als ein Ideal, wonach alle zu streben sich gedrängt fühlten, und das niemand vollkommen in seinem Leben verwirklichen könne. Speculum justitiae nennt sie deshalb die Lauretanische Litanei: „Du Spiegel der Gerechtigkeit". Und ein altes Marienlied preist sie als virtutum speculum, als „Spiegel der Vollkommenheit".[10])

Die Kirche ist die von Gott auf Erden gegründete Heilsanstalt der Menschen. Ihre vorzüglichen Heilsmittel sind Wahrheit und Gnade. Bei der innigen Be-

ziehung zwischen Maria und der Kirche ist es von vornherein anzunehmen, daß Maria ihren entsprechenden Anteil sowohl an der Wahrheit als an der Gnade hat. Von ihrer Stellung als Empfängerin und Trägerin der Wahrheit hörten wir soeben, daß sie bedeutsam war. Wie verhält es sich mit ihrem Anteil an der Gnade? Es ist Sitte geworden, Maria mit der Lauretanischen Litanei anzurufen als Mater divinae gratiae, „Mutter der göttlichen Gnade". Das könnte Mißverstand hervorrufen, und unsere Gegner sind stets bei der Hand, solchen Mißverstand zu schüren. Aber es ist ein Zweifaches zu beachten. Zunächst sind nicht alle Anrufungen der Lauretanischen Litanei oder auch anderer Mariengebete dogmatische Sätze. Die meisten Ausdrücke und Wendungen dieser Art sind von der Frömmigkeit geprägt, nicht von dem dogmatisch unterscheidenden Verstande. Sie wollen in einem weiten, weichen und gedehnten Sinne verstanden werden und sind dann noch mit dem strengen Dogma ganz wohl zu vereinigen. Sodann ist es augenscheinlich, daß die Kirche Maria nicht als Urheberin der Gnade versteht, weil sie die Gnade ja ganz deutlich als „göttlich" bezeichnet. Es steht nach dem katholischen Dogma durchaus fest, daß Gott allein uns die Gnade verleiht. Die Gnade ist etwas so Erhabenes, Geistiges und Übernatürliches, daß nur Gott sie zu geben vermag. Wenn in uns Menschen irgend etwas Göttliches ist, dann ist es die Gnade. Dürfen wir dann Maria dennoch „Mutter der Gnade" nennen? Dürfen wir mit dem Salve regina sie feiern als „Mutter der Erbarmung, unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung"? Dem, der draußen steht, mögen solche Ausdrücke unbegreiflich erscheinen. Der unterrichtete Katholik weiß, wie sie ge-

meint sind und betet sie mit Überzeugung und Andacht. Er weiß, daß Maria uns den Urheber der Gnade, Christus, geboren hat, und daß „aus seiner Fülle wir alle empfangen haben", wie das Evangelium sagt, „Gnade um Gnade".[11]) Der hl. Thomas erklärt das so: „In Christo war in ganz einziger Weise die geistige Fülle der Gnade, indem sie so auf die anderen überströmte, daß er der Urheber der Gnade ist und ihr Verwirklicher (auctor et factor). Indes war sie (die Gnade) in der allerseligsten Jungfrau in einer mittleren Art, weil sie in ihr zwar in einer gewissen überströmenden Fülle war, ohne daß aber von ihr selbst die Gnade in andere überströmte (non tamen ipsa fuit redundatrix gratiae in alios). Vielmehr strömte die Gnade von ihrer Seele in ihr Fleisch; denn durch die Gnade des Heiligen Geistes wurde nicht nur die Seele der Jungfrau vollkommen mit Gott verbunden, sondern es wurde zugleich ihr Schoß übernatürlich befruchtet. Und deshalb verband der Engel Gabriel sofort mit der Versicherung: ‚Gegrüßet seist du, voll der Gnade', die andere: ‚Der Herr ist mit dir'. Die Gnadenfülle Christi, so fährt Thomas fort, aber ist so einzig in bezug sowohl auf ihre „Überströmung in uns als auf ihre Wirksamkeit", daß alle Apostel und Patriarchen und Propheten und Gerechten, die jemals gewesen sind, die jetzt sind, und die jemals sein werden und auch alle Engel" aus seiner Fülle empfangen.[12]) Offenbar verneint hier der heilige Thomas, daß von Maria die Gnade auf uns physisch überströme. Hier kommt nach ihm einzig und allein Christus in Betracht.

Das Tridentinum lehrt hierüber, daß „alle wahrhafte Rechtfertigung (des sündigen Menschen), sowohl

in ihrem Anfange, als in ihrer Vermehrung, als auch in ihrer Wiederherstellung nach etwaigem Verluste, durch die Sakramente geschieht". Die Theologie erklärt das so, daß die Gnade von Gott auf Christus, den Gottmenschen, überströmt und von diesem durch die Sakramente weiter auf den gläubigen Empfänger übergeleitet wird. Für eine irgendwie physische Weiterleitung durch einen Menschen bleibt hier kein Platz. Der physische Kontakt zwischen Gott und der Seele ist geschlossen. Man kann in diesen Prozeß den Priester mit hineinziehen, der das Sakrament spendet. Aber Maria hat, wie wir schon hörten, am sakramentalen Priestertum keinen Anteil. Maria war nicht eigentliche Priesterin, sie ist auch nicht ein sakramentales Gnadenmittel.

Und doch hat Maria kraft ihres allgemeinen Priestertums noch eine besondere Stellung zur Gnade. Da sie selber nach den Worten des Engels Gnade bei Gott gefunden hat, und zwar in ganz einziger Weise und in vollkommener Fülle, so glauben wir von ihr, daß sie auch eben wegen der hohen Gunst, in der sie bei Gott steht, für uns, die wir der Gnade bedürfen, mit Erfolg um Gnade bitten kann. Wir leben der frohen Überzeugung, daß Maria ein Herz für uns hat, daß sie ein Interesse an unserem Geschicke hat, weil sie aus Erfahrung weiß, daß der Weg des Menschen zwischen Schuld und Tugend schwierig und gefahrvoll dahinläuft. Und wenn sie schon gegenüber der leichten irdischen Verlegenheit der Brautleute auf der Hochzeit zu Kana ihre Teilnahme zeigte, dann haben wir das Vertrauen, daß sie unserer geistigen Not um soviel mehr Mitleid zuwendet, als sie tiefer und quälender, schwerer

und verhängnisvoller ist, gefährlicher und entscheidender ist. Es gibt Zeiten, Tage, Stunden, ja Augenblicke im Menschenleben, von denen unsere Ewigkeit abhängt. Maria weiß das. Wir beten zu ihr: Heilige Maria, bitte für uns Sünder *jetzt* und in der *Stunde* unseres Todes. Es ist aber nicht so, als wäre gerade die Todesstunde die einzige und wichtigste unseres Lebens, manche Lebensstunde kann noch entscheidender sein. Es ist eine Erfahrungsweisheit, daß man stirbt, wie man lebte. Maria, die jetzt nicht mehr wie zu Kana in der Dunkelheit des Glaubens lebt, sondern im Lichte des Schauens, erkennt diese für uns wichtigen Stunden und wird uns dafür Licht für den sicheren Tritt und Kraft für den festen Schritt erflehen. In diesem Sinne legt die Kirche Maria ein Wort in den Mund, das ursprünglich von der göttlichen Weisheit gilt: „Bei mir ist die Gnade jeglichen Weges und der Wahrheit, bei mir ist jegliche Hoffnung des Lebens und der Tugend. Kommet her zu mir alle, die ihr nach mir verlanget, und sättigt euch an meinen Früchten.“[13]) Es ist selbstverständlich, daß dieses Wort nicht in dem *gleichen* Sinne von der Weisheit Gottes und der hl. Jungfrau gilt. Und deshalb ist es ebenso leicht verständlich, daß wir es anders meinen, wenn wir am heiligen Karfreitag singen: O crux ave spes unica, „Sei gegrüßt, o Kreuz, unsere einzige Hoffnung“, und wenn wir im Salve regina beteuern: „Du bist unser Leben, unsere Süßigkeit und unsere Hoffnung“. Wer katholisch ist, empfindet das sofort, wer es nicht versteht, müßte katholisch werden, um es in sich zu erfahren und so zu verstehen.

Maria ist die große Fürbitterin in der Kirche. Sie machte immer die Sache ihres Sohnes zu ihrer eigenen

Sache. Sie wird es um soviel mehr im Himmel tun, je klarer ihr Blick für die Sache Christi geworden ist. Die Sache Christi aber wird auf Erden geführt durch seine Kirche. Deshalb erwächst aus ihrer Liebe zu ihrem Sohn die Liebe zur Kirche. Der hl. Thomas von Aquin erinnert bei der Erklärung der Hochzeit zu Kana daran, daß Jesus, wie er selbst sage, auf Erden um eine Braut geworben hat, die Kirche. Die Hochzeit zu Kana sei dafür eigentlich ein Symbol und Zeichen. Auf jener Hochzeit aber waren Jesus und Maria zugegen. „Mystisch, geheimnisvoll aber", so fährt er fort, „ist die Mutter Jesu, die allerseligste Jungfrau, auch auf der geistigen Hochzeit, wie eine Hochzeitsratgeberin, weil durch ihre Fürbitte die Verbindung mit Christus durch die Gnade geschieht. Deshalb heißt es von Maria: „In mir ist jegliche Hoffnung des Lebens und der Tugend."[14]) Wo also die Einzelseele in die Kirche eintritt und dadurch ihren Brautbund mit ihrem göttlichen Bräutigam schließt, ist Maria, sagt Thomas, gleichsam als „Ehestifterin" dabei, indem sie durch ihre Fürbitte die dazu notwendige Gnade erfleht. Das ist in klarerer Form der Gedanke des heil. Augustinus: „Maria hat mitgewirkt durch ihre Liebe, daß Gläubige in der Kirche geboren werden, die jenes Hauptes (Christi) Glieder sind."[15])

Wir fassen das Gesagte zusammen. Schon früh hat man darüber nachgedacht, daß Maria in einem besonderen Verhältnisse zur Kirche steht. Schon in dem berühmten Bilde der Geheimen Offenbarung sieht man nicht genau, ob Maria gemeint ist oder die Kirche, so nahe berühren sich die Züge. Die Väter haben ein feines Gefühl dafür, daß hier verwandte und lebendige

Beziehungen bestehen. Nachdem dies Gefühl einmal erwacht ist, äußert es sich in immer bestimmteren Formen und Worten, Wendungen und Bildern. Der Grundgedanke bleibt derselbe: Maria ist beteiligt am Leben der Kirche. Man hat die Kirche früh „Mutter" genannt, weil sie geistigerweise Kinder erzeugt. Marias Mutterschaft aber ist nicht nur älter, sie ist auch der Grund der Mutterschaft der Kirche: sie gebar das Haupt der Kirche, von dem alles Leben derselben fließt und erhalten wird. Wenn nun auch dieser, der der Kirche ewig lebendiges Haupt ist, von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", „Vater, du hast dem Sohne Macht gegeben über alles Fleisch, damit er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben verleihe", hat dann die katholische Frömmigkeit nicht ein Recht, auch von Maria in gewissem Sinne die Worte vita, dulcedo et spes nostra zu gebrauchen? Und wenn der Heiland uns mahnt: „Bittet, und ihr werdet empfangen, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden", und wenn wir weiter an die Gemeinschaft der Heiligen glauben, ist es dann nicht natürlich, wenn wir von Maria die Überzeugung hegen, sie würde in besonders kräftiger Weise mit uns bitten, mit uns suchen, mit uns anklopfen, sie würde durch ihr Beispiel und Leben uns besonders gut anleiten können, wie wir bitten, suchen, anklopfen können. Keine weltweise Kritik, keine spitzige Vernünftelei, keine kalte Klugheit wird imstande sein, in der katholischen Kirche das Vertrauen und die Hoffnung auf Maria, „die Mutter der göttlichen Gnade", wie wir sie verstehen, auszulöschen.

Wenn der hl. Augustinus sagt, Maria wäre „der Schmuck der Erde", decus terrae, dann ist sie vor allem

und zunächst die Zierde der Kirche.[16]) Die Kirche soll in Maria ihr Ur- und Vorbild sehen, sagt Augustin; denn „Christus hat die Kirche nach ihrem Ebenbilde erschaffen", sanctae Filius Mariae, sanctae Sponsus ecclesiae, quam suae genitrici similem reddidit.[17])

Maria, so sahen wir, war die bis in den Tod treue Jüngerin Jesu, sie war für die junge Christenheit eine reiche und lauter fließende Quelle der übernatürlichen Wahrheit, sie war durch ihr Beispiel ein helles Licht des Glaubens und der Reinheit, sie war Mutter des Hauptes der Kirche und wurde zuletzt als Mutter aller anerkannt und gefeiert, die durch die Gnade mit Christo verbunden werden. Wahrlich, Maria ist noch mehr als eine Zierde der Kirche, sie gehört zu ihrem wesentlichen Innenbestande, wir können uns die katholische Kirche und das katholische Christentum ohne Maria gar nicht denken. Und wer in diese Kirche eintritt, der muß es im voraus wissen, daß in ihr Maria „Mutter" ist.

25. Maria und die Frau.

„Selig der Leib, der dich getragen."
Mk. 11, 27.

Man redet heutzutage viel von einer Frauenfrage; man versteht darunter die Hebung der Frau in ihrer gesellschaftlichen Stellung im Leben, in der Politik, in der Ehe. Zweifellos gibt es eine solche Frauenfrage, und ihre einzelnen Momente verdienen sicherlich die ernsten Erwägungen, die kluge, erfahrene Männer und Frauen ihr widmen. Von der Frauenfrage in dem hier angedeuteten Sinne soll aber in folgendem nicht die Rede sein, wenigstens nicht direkt. Wir verstehen diese

Frage vielmehr hier rein religiös. Dafür bürgt ja schon die Fassung der Überschrift: Maria und die Frau. Maria ist für uns Katholiken ein Ideal, das Frauenideal, aber im religiösen Sinne, nicht im politischen oder sozialen. Es wird sich aber aus der religiösen Wertung und Würdigung der Frau doch manches ergeben, was auch ihrer allgemeinen Stellung in der menschlichen Gesellschaft von Nutzen sein kann. Unsere Absicht ist indes zunächst darauf gerichtet, jenen Nutzen herauszustellen, den die Frau aus der Tatsache gewonnen hat, daß Gottes Sohn aus einer Frau Fleisch angenommen hat.

Die Stellung der Frau in der alten Welt ist bekannt; sie war durchgängig recht niedrig und unterschied sich nicht gar viel von dem, was wir eine Sklavin nennen. Selbst Königinnen waren rechtlos der Laune ihres Mannes preisgegeben, der über sie herrschte, wie eben ein Herr zu herrschen pflegt: nach Gesetzen und Grundsätzen, die in seinem eigenen Willen leben. Der Mann allein normierte sein Verhältnis zur Frau, diese wirkte dabei nicht anders mit als passiv. Der heilige Augustin macht einmal folgende Unterscheidung: er sagt, die Dinge der Schöpfung sollen wir „gebrauchen" (uti), dagegen sollen wir Gott „genießen" (frui): zwischen beiden, Gott und Kreaturen, steht die menschliche freie Persönlichkeit, die Dinge gebrauchend, Gott genießend. Dieser erhabene Standpunkt aber ist erst eine Folgeerscheinung des Christentums. Die alte Welt hat die Frau durchgängig zur Sache hinabgedrückt und hat ihr das Recht der freien Persönlichkeit kaum gewährt. Und da man anderseits den Genuß Gottes in der ewigen Seligkeit nicht kannte, sondern nur die Welt als Gegenstand des Genusses besaß, so galt die Frau als vorzügliches

Genußobjekt des Mannes, der sie in brutaler Geltendmachung seines physischen und geistigen Übergewichtes als gleiche geistige Persönlichkeit neben sich nicht duldete.

Das war nicht der Standpunkt des Schöpfers im Paradiese. Er hatte, wie die Bibel bildlich, aber doch tief andeutet, die Eva aus der Rippe Adams genommen und sie ihm als Gehilfin, die ihm ähnlich sei, beigesellt. Nicht aus dem Haupte, daß sie über ihn herrsche, so erklären die Kirchenväter; auch nicht aus den Füßen, damit er sie zertrete, sondern aus der Seite, aus der Nähe des Herzens, damit er sie liebe. Mit Bedauern mußte Jesus den Juden seiner Zeit entgegenhalten, daß ihre Väter dieses uranfängliche Ideal nicht festgehalten hatten. Von Lamech an[1]) beginnt im Alten Testamente die Zermürbung der Einehe, und ihr Verfall wird allmählich derartig, daß zwischen den jüdischen und heidnischen Eheverhältnissen kaum noch ein Unterschied bestand. Der König Salomon hatte tausend Weiber.[2]) Dieser trüben Entwicklung tritt Jesus mit seiner ganzen messianischen Autorität entgegen. Er hat den entschlossenen Willen, das anfängliche Ideal der unauflöslichen Einehe wieder herzustellen: „Von Anfang an war es nicht so." „Beim Beginn der Schöpfung hat Gott sie als Mann und als Weib gemacht." „Was nun Gott verbunden hat, das soll ein Mensch nicht trennen."[3]) Man merkt es den Sätzen an, von welch eisernem Willen sie diktiert sind!

Jesus gibt der Ehe ihre ursprüngliche Ehre zurück: sie ist ein von Gott selbst geschlossenes Bündnis. Damit gibt er auch der Frau ihre Ehre zurück, die ihr der Mann genommen, indem er sie zur Sache erniedrigte; die Ehre, die sie dann auch selbst verloren hatte, indem sie sich zur Magd seiner Sinnlichkeit herabwürdigen ließ.

Gott gab der Frau ihre Ehre zurück durch die Lehre seines Sohnes. Er gab ihr aber auch die Ehre zurück durch Maria, die er zur Mutter seines eingeborenen Sohnes machte. Durch Maria empfing nicht nur, wie wir bereits darlegten, die christliche Jungfrau eine Ehrenstellung in der Christenheit, sondern die Frau überhaupt.

Jesus, so sehen wir aus dem Evangelium, läßt die Frau nicht nur zu seiner Religion zu, er läßt sie auch zu seiner beständigen Jüngerschaft zu. Es gibt fromme Frauen, die ihm ständig folgen. Unter ihnen ist auch Maria, seine Mutter. Wenn Paulus später schreibt: „In Jesus Christus ist nicht Mann, nicht Weib; denn alle seid ihr eins in Christus Jesus",[4]) dann kann er sich dafür nicht auf ein Lehrwort des Herrn berufen, wohl aber auf sein Beispiel. Mit Christus begann also die religiöse Hebung der Frau. Jesus lehnt es ausdrücklich ab, in die Fragen der Gesellschaft und des Rechtes kasuistisch einzugreifen.[5]) Aber er hat in seiner Religion der Liebe der Menschheit das Mittel gegeben, womit alle diese Fragen im einzelnen sicher zu regeln und zu entscheiden sind.[6])

Paulus denkt und handelt in der christlichen Beurteilung der Frau wie Jesus. Zu seiner Zeit ist die Kirche mit Frauen schon stark bevölkert. Sie stellen, was im Leben Jesu noch nicht der Fall war, ihre Kräfte direkt zur Verbreitung des Evangeliums zur Verfügung. Schon allein im Römerbrief sendet Paulus an acht Frauen Grüße. Aus Zusammenhang und Ton geht hervor, daß sie ihm bei seinem Werke gute Dienste geleistet hatten. „Grüßet Prisca und Aquila, meine Mitarbeiter in Jesus Christus, die da für mein Leben ihren

Hals dargeboten, und denen nicht nur ich danke, sondern alle Gemeinden der Heiden und die Gemeinde in ihrem Hause."[7]) Eine gewisse Phöbe nennt er „Dienerin der Gemeinde in Cenchreä".[8]) Es gab in den pauliniſchen Gemeinden ſchon eine „Frauenfrage", eine kirchliche. Paulus löſt ſie mit dem diktatoriſchen Entſcheid: „Die Frauen ſollen in den (gottesdienſtlichen) Verſammlungen ſchweigen, denn es wird ihnen nicht geſtattet, zu ſprechen, ſondern ſie ſollen gehorſam ſein, wie auch das Geſetz ſagt."[9]) Hier muß in Korinth dem frommen Eifer der Frauen, ſich zur Lehre in der Kirche vorzudrängen, geſteuert werden. Das war im Sinne der Tradition; denn Jeſus hatte die Lehre nur den Apoſteln übertragen, ebenſo den euchariſtiſchen Kultus. Wir erinnern uns, daß ſelbſt Maria in der Urkirche wohl als Offenbarungsträgerin eine wichtige Aufgabe erfüllte, aber doch nicht als eigentliche Lehrerin wie die Apoſtel, ſondern mehr als Aquädukt, Fortleiterin des Empfangenen. Die Kirche iſt dem pauliniſchen Grundſatz allezeit treu geblieben: zum ſakramentalen Prieſtertum hat ſie die Frau nie zugelaſſen. Andererſeits war der Dienſt der Frau in der Kirche von Anfang an ein recht bedeutender, wie ja ebenfalls Paulus ſchon erkennen läßt. Dasſelbe Bild gewährt die Apoſtelgeſchichte. Es iſt eine zwar kurze, aber äußerſt wertvolle Notiz, die Lukas gibt, wenn er berichtet, wie in Jeruſalem am Pfingſttage alle Apoſtel in Einheit „mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jeſu, und ſeinen Brüdern im Gebete verſammelt waren."[10]) Die noch kleine Gemeinde verſammelte ſich zum Gottesdienſte im Hauſe einer wohlhabenden Frau, Maria, der Mutter des Markus.[11]) Petrus ermahnt die chriſtliche Frau,

ihren noch „heidnischen Mann nicht so sehr durch Lehre, als durch einen frommen Wandel zu bekehren.“[12])

Auch eine „Frauenorganisation“ kannte die Kirche von Anfang an. Sie schuf das Institut der kirchlichen Witwen, Diakonissen und Jungfrauen, über deren genauere Unterschiede man aber nicht volle Klarheit gewinnen kann.[13]) Die Frauen leisteten den Bischöfen und Priestern Dienste bei der Taufspendung an die Frauen, auch bei deren Ölsalbung, in der Krankenpflege, sowie bei ihrer Beerdigung. Nach Tertullian war es Sitte, daß die christliche Frau „Straße für Straße in fremde und gerade in die ärmsten Hütten eintrete, um die Brüder zu besuchen.“[14]) Dem Bischof pflegten sie dann darüber Mitteilung zu machen. Es ist von großem Interesse, zu sehen, wie derselbe Tertullian, der, obgleich kinderlos in christlicher Ehe lebte, über diese Einrichtung dachte: „Wie soll es uns gelingen, das Glück der Ehe zu schildern: nämlich einer Ehe, bei der die Kirche traut, das gemeinsame Opfer den Bund bekräftigt, und der Segen des Priesters sein Siegel darauf drückt. Da sind die Engel Trauzeugen, und der himmlische Vater erklärt den Bund für gültig, wie ja auch auf Erden die Söhne, wenn es recht zugeht, nicht ohne die Zustimmung ihres Vaters eine Ehe schließen. Was ist das für ein Lebensband, das zwei Gläubige umschließt zu einer Hoffnung, einem Gelübde, einer Lebensordnung, einem Dienst. Sind sie doch beide Geschwister, beide dienen demselben Herrn. Da trennt sie kein Unterschied des Fleisches oder Geistes. Es sind wirklich die beiden ein Fleisch. Wo aber ein Fleisch, da ist auch ein Geist. Sie beten zusammen, sie beugen zusammen die Knie und halten das Fasten miteinander. Einer lehrt den anderen, einer

mahnt den anderen, und sie tragen einander. Zusammen sind sie in der Kirche Gottes wie beim Mahle des Herrn. Sie teilen die Stunden der Not, die Zeiten der Verfolgung und auch der Erholung. Keiner verheimlicht etwas vor einander, keiner meidet den anderen oder fällt ihm zur Last. Gern besucht man die Kranken, und der Bedürftige wird unterstützt. Almosen werden gegeben, ohne daß quälende Untersuchung folgt, wo die Sachen geblieben sind. Opfer werden ohne ängstliche Gewissensbedenken gebracht, tägliche Pflichterfüllung geübt ohne Behinderung. Nicht verstohlen wird das Kreuzzeichen gemacht, nicht schüchtern das Dankgebet, nicht stumm der Tischsegen. Psalmen und Lieder erklingen zwischen den beiden, und sie wetteifern miteinander, wer am besten seinem Herrn singe. Solches sieht und hört Christus und freuet sich. Er gibt ihnen seinen Frieden. Wo die beiden sind, da ist auch er. Wo er ist, da findet der Böse keinen Platz." Man ist erstaunt, schon um 200 ein solch ideales, leuchtendes Ehebild zu finden, und zwar bei einem Manne, der trotz seiner Ehe die Jungfräulichkeit höher wertet. In der ganzen alten heidnischen Welt wird man vergebens ein auch nur annäherndes Bild finden. Noch höher stehen die lapidaren Sätze, womit Augustin die christlichen Eheleute kennzeichnet. „Verachtet euch nicht selbst, ihr Männer: Gottes Sohn hat des Mannes Wesen angenommen! Verachtet euch nicht selbst, ihr Frauen: Gottes Sohn ist von einer Frau geboren worden!"[15]) Man erkennt aus solchen Vergleichen, wie mächtig das Beispiel von Jesus und Maria auf alle Stände gleichermaßen eingewirkt hat, auf die Ehe so gut wie auf die Jungfräulichkeit. Freilich ein Unter-

schied in der Wertung besteht hier: die Jungfräulichkeit ist bei den Vätern Gold, die Ehe ist Silber.

So blieb es auch im Mittelalter. Jene Frauen, die wahrhaft tief in ihre Zeit eingegriffen haben, gehörten meist dem Ordensstande an. Wir nennen hier die bedeutendsten kurz mit Namen: Roswitha von Gandersheim, die Dichterin von Niedersachsen († um 1000), Hildegard von Bingen († 1179), schrieb, wie später Katharina von Siena, Briefe an Päpste und Könige, Bischöfe und Äbte; beide zeichneten sich aus durch warm empfundene Gedichte über Maria. Ferner die Seherin Elisabeth von Schönau († 1164), die beiden Fürstinnen Hedwig von Breslau († 1243) und Elisabeth von Thüringen († 1231), die hl. Mechtild von Magdeburg († 1285), Gertrud d. Große († 1302), Katharina von Siena († 1380), Birgitta von Schweden († 1373).

Unter den stark religiösen Frauen des Mittelalters erscheinen aber auch Ehefrauen. Besonders gibt es eine Reihe fürstlicher Frauen, die in ihrer Stellung der Kirche vielleicht größere Dienste geleistet haben als einflußreiche Ordensfrauen. So verdankt das heidnische Frankenland seiner Königin Chlotilde, daß sein König Chlodwig die christliche Taufe empfing und damit das ganze Land dem Christentum gesichert wurde. Ähnlich glänzende religiöse Frauengestalten sind die Königinnen Radegunde, die Gemahlin des Königs Chlotar († 587), Mathilde, die Gemahlin des deutschen Königs Heinrich I. († 968); die schon genannten Fürstinnen Elisabeth von Thüringen und Hedwig von Breslau u. a.[16])

Es ist freilich der mittelalterlichen Kirche nicht leicht geworden, das Ideal der Ehe überall durchzuführen und das Wort Augustins, daß der Mann in sich den Ab-

kömmling Christi und die Frau in sich die Nachfolgerin Mariens sehen sollte, in der Wirklichkeit stets zur Geltung zu bringen. Die Natur des Mannes war sehr oft stärker und gewalttätiger als der Einfluß des Christentums. Aber vorwärts ist die Kirche in der Pflege der Religiösität der in der Welt lebenden Frau doch gekommen. Bei den Förderungsmitteln der christlichen Frauenwürde müssen wir auch hier wieder die marianischen Kongregationen erwähnen. Sie dienen gerade der in der Welt allen Gefahren ausgesetzten Frau, besonders der auf dem Wege zur Ehe sich befindenden Jungfrau. „Tausende Mädchen", so schreibt ein Kenner der modernen Frauenseele, „haben in Marias Schule die Reinheit über alles schätzen und lieben gelernt und ihre Tugend bewahrt trotz aller Gefahr und Versuchung, und Tausende lernen es heute noch von ihr. Auch heute gibt es in Fabrik und Kontor, in Bekanntschaft und Gesellschaft noch Seelen, deren Tugend stille Bewunderung weckt, ohne daß sie es selber merken."[17])

„Maria, Mutter und Maid", so beginnen nicht wenige der mittelalterlichen Marienlieder. Man will betonen, daß die Mutterschaft Mariens ihre Jungfrauschaft nicht zerstört hat. In gewisser Weise soll das von jeder christlichen Frau gelten. Ihre leibliche Mutterschaft soll die geistliche Jungfrauschaft oder Keuschheit einschließen. So wird die christliche Frau zum Abbild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter. Heilig und teuer sei jeder Ehefrau ihre Mutterschaft. Aber nie verliere sie den Schimmer zarter Sittsamkeit und Keuschheit. Ein alter religiöser Philosoph, namens Philo, hat einmal einen tiefen Gedanken geäußert über die sittliche Hebung der Frau. Er sagt: „Durch den Umgang

der Frau mit dem Manne wird die Jungfrau zur Frau; durch den Umgang der Seele mit Gott wird die Frau wieder zur Jungfrau." Das ist ein herrliches Wort, das sich auch in den uns beschäftigenden Gedankenzusammenhängen ausnutzen läßt. Die christliche Jungfrau, die nach freier Selbstbestimmung sich einem Manne verbindet, will das jungfräuliche Ideal, soweit es möglich ist, auch in der Ehe festhalten und pflegen. Die standesgemäße Keuschheit ist ein ihr angeborenes und anerzogenes Gut, worauf sie um keinen Preis verzichten will. Das wußte schon Augustin und faßt unter dem Gesichtspunkte der Keuschheit beide zusammen: Unverehelichte und Verehelichte. Er greift das Wort des hl. Paulus auf: „Ich habe euch einem Manne verlobt, um euch als reine Jungfrau Christus zuzuführen."[18]) Somit sind wir alle in Keuschheit mit Christus verbunden: „Eure Jungfräulichkeit", so erklärt der große Kirchenvater, „ruht in der Gesinnung (in mente). Die Jungfräulichkeit des Körpers besitzen wenige in der Kirche; die Jungfräulichkeit des Geistes aber müssen alle Gläubigen besitzen."[19]) „Und was am Körper in der Ehe eingebüßt wurde, das soll durch die Gesinnung des Herzens wieder ersetzt werden." Tausende von verehelichten Frauen haben Verständnis für dieses Wort Augustins. Sie wollen der Natur geben, was ihr gebührt; aber dabei wollen sie sich die Herrschaft des Geistes bewahren. Auch wer zur Ehe schreitet, der will dadurch für sich gewinnen, nicht verlieren. Und wenn die verheiratete Frau auch nicht in vollkommener Weise, leiblich und geistig wie Maria Jungfrau und Mutter sein kann, in geistiger Weise kann sie es sein. Hier liegt für die verheiratete Frau ein hohes sittliches Ziel.

Es ist wahr, daß die Kirchenväter und Scholastiker die Jungfräulichkeit bisweilen so erheben, daß dadurch auf die Frau ein Schatten fällt; besonders dann, wenn sie gleichsam thematisch von ihr handeln. Von modernen Kulturhistorikern wird ihnen das nicht selten arg verübelt.[20]) Allein selbst ein solch feuriger Lobredner der Jungfräulichkeit wie Bernhard schreibt doch im Sinne Augustins: „Du kannst ohne Jungfräulichkeit selig werden, ohne Demut jedoch nicht. Ohne Demut, ich wage es zu sagen, hätte selbst Marias Jungfräulichkeit Gott nicht gefallen. Auf wem wird dann, spricht der Herr, mein Geist ruhen, außer auf dem Demütigen und Sanftmütigen? Auf dem Demütigen, sagt er, nicht auf dem Jungfräulichen. Wäre also Maria nicht demütig gewesen, so hätte der Heilige Geist nicht auf ihr geruht. Und wenn er nicht auf ihr geruht hätte, hätte er auch ihren Leib nicht gesegnet. Wie aber würde sie von ihm empfangen ohne ihn? Es ist somit klar, daß Gott, damit sie vom Heiligen Geiste empfangen konnte, wie sie es selbst bezeugt, weit mehr auf die Demut seiner Magd sah als auf ihre Jungfräulichkeit. Und gefiel sie auch wegen ihrer Jungfräulichkeit, so empfing sie doch wegen ihrer Demut. Daher steht fest, daß ohne Zweifel die Demut bewirkte, daß auch ihre Jungfräulichkeit gefiel.“[21])

Gott gab durch Christus der Frau die ursprüngliche Ehre zurück; er versetzte sie wieder in die Rechtsstellung, die sie durch die Schöpfung erhalten, dann aber verloren hatte. Das katholische Christentum mit seiner Unauflösbarkeit der Ehe und seinem Marienkult gab der Frau den festen Sockel, auf dem sie sich erheben konnte. Daraus

ergibt sich, wie schon die Väter sagen, für sie die Pflicht, auf diesem geschenkten Postament als würdiges Standbild einer christlichen Frau sich zu erheben.

Sie soll zunächst dem Manne eine „Gehilfin" sein.[22]) Nicht nur in leiblich-irdischer Hinsicht, sondern auch in geistig-religiöser. Mann und Frau sollen eine leiblich-geistige Einheit sein; denn sonst kann das Sakrament der Ehe seine Wirkung der Unauflöslichkeit nicht voll bewähren. Eheleute ohne diese innere innige Einheit erscheinen, was sie nicht sind. Die Frau aber kann einen ganz beträchtlichen Teil der Erhaltung der Einheit leisten. Nicht, wie es so oft versucht wird, durch Betonung sinnlicher Reize, durch gewagte Kleidung, durch entweibtes, männliches Benehmen, sondern durch geduldige Liebe und sanftmütige, tragsame Art, durch wahre Religiösität und treue Pflichterfüllung, wodurch sie auch einem rauhen, harten Mannesgemüte Hochachtung abnötigen wird. Sie soll es auch nie vergessen, daß sie für die Seele ihres Mannes ein gut Teil der Verantwortung mit trägt.

Die Frau soll ferner dem Kinde eine Mutter sein, wie Maria ihrem Kinde. Sie soll das Kind zunächst mit Dank gegen Gott annehmen. „Ich habe mit Gott einen Menschen empfangen", sprach Eva nach der Empfängnis ihres ersten Kindes. Diese biblische Auffassung wird heute weithin kaum mehr verstanden. Es ist ein außerordentlich betrübendes Zeichen der Zeit, daß heute im Christentum die Gesetze des antiken Heidentums erneuert und eingeschärft werden müssen, die das keimende Leben des Kindes schützen. „Bereits vor dem Kriege", schreibt Hermann Muckermann, „wurde die Zahl der Kinder, die ungeboren unter dem

Herzen der eigenen Mutter sterben mußten, von Sachverständigen auf eine halbe Million jährlich geschätzt."[23]) Strafgesetze des Staates werden hier aber wenig nützen; Respekt vor dem fünften Gebote Gottes kann allein Heilung von der modernen Kinderscheu bewirken. Daß die erste und deshalb grundlegende Erziehung des Kindes naturgemäß der Mutter zufällt, ist schon so oft gesagt und ist so selbstverständlich, daß es genügt, es kurz hervorzuheben. Weder Kirche noch Schule kann die Schäden wieder gutmachen, die aus der Pflichtvergessenheit einer Mutter entstehen. Umgekehrt kann man auch auf Kirche und Schule nicht jene Pflichten abwälzen, die man selbst zu erfüllen hat. Den erzieherischen Einfluß einer gut religiösen Mutter auf das Kind vermag man kaum hoch genug anzuschlagen. Das wissen auch die Feinde des Christentums. Auf eine Anfrage des belgischen Großorients der Freimaurer an seine Brüder: „Was soll im 20. Jahrhundert die Hauptaufgabe der Loge sein?" antwortete die Loge in Lüttich: „Gegenstand der Sorge muß sein erstens das Kind, zweitens die Frau. Das Kind ist die künftige Menschheit, es muß dem gefährlichen Einfluß des Dogmas entzogen werden. Die Frau ist die große Führerin der Seele des Kindes; es gilt, die Frau ihrem gegenwärtigen Lehrer, dem Priester, zu entziehen."[24]) Gott Dank, daß die meisten Mütter noch ihre Pflicht erkennen. Sie werden gleichsam durch ihren religiösen Instinkt dahin getrieben, wo sie selbst ihre weibliche Natur und Persönlichkeit am besten geschützt wissen: zur Kirche und zur Religion.

Deshalb lassen sie sich auch willig eingliedern in den äußeren Apparat des kirchlichen Laienaposto-

lats. Wir haben ja schon wiederholt darauf hingewiesen, wie vielfach die Dienste der Frau in der Urkirche und in den folgenden Zeitläuften gewesen sind. Die Verhältnisse unserer Tage haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der kirchlichen Urzeit. Die Kirche bedarf mehr wie zu einer anderen Zeit aller religiösen Kräfte zur Mitarbeit, wenn sie ihre hehre Aufgabe der Erziehung des Menschengeschlechtes wirksam durchführen will. Und gerade die erzieherischen Kräfte nicht nur der Lehrerin, sondern vor allem auch der im Leben reif gewordenen Mutter kann die Kirche schlechthin nicht entbehren. Dazu kommt für die Frau noch das heute sich täglich weitende Gebiet der Karitas. Die vom Geiste Marias erfüllte Frau wird überall, wo es die stets vorgehenden häuslichen Pflichten gestatten, gern ihre persönlichen Kräfte den sie anrufenden kirchlichen Organen zur Verfügung stellen, auch dann, wenn die ihr zugedachte Tätigkeit nicht mit äußeren Ehren verbunden ist, sondern vielleicht mit Mühen, für die man ihr keinen Dank erweist. Wenn jeder Egoismus Sünde ist und jede Sünde Selbstsucht, dann ist jede Selbstlosigkeit Tugend, die ihren Wert in sich selbst trägt und bei Gott unvergessen bleibt. Wie die Dinge geworden sind, so bedürfen wir heute auch der Frau im öffentlichen, politischen Leben. Aber deshalb soll die still im karitativen Leben tätige Frau nicht gering von ihrer Arbeit denken. Ihr gelten vorzüglich die großen Worte des Herrn: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ In seinen Augen ist die Rettung einer einzigen Seele mehr als der Gewinn der ganzen Welt! Paulus sagt: Wenn ich auch in den Sprachen der Engel redete, ohne Liebe wäre ich nichts.

26. Maria in der Legende.

„Altes und Neues." Matth. 13, 52.

Unsere Zeit ist der Legende wieder zugänglich geworden. Man darf es heute wagen, von ihr zu reden, ohne sofort den Vorwurf von Aberglauben und Torheit zu vernehmen. Man fühlt, daß in ihr eine eigentümliche religiöse Kraft liegt. Inwiefern? Nun, zunächst die Kraft einer warmen, weichen, sonnigen Poesie; die Kraft einer anziehenden, sich einschmeichelnden Darstellung; die Kraft einer leichten Verständlichkeit und Behaltbarkeit. Jeder Unbefangene, der eine gute Legende hört oder liest, möchte wünschen, daß sie keine Legende sei, sondern Geschichte, Wirklichkeit, Wahrheit. So sehr nimmt sie uns gefangen und hält uns in ihrem Banne. Sie gleicht dem Märchen, womit die Psyche der Kinder sich füllt und erquickt. Indes, wir sind keine Kinder, sondern Reife; wir wollen Wahrheit, nichts als Wahrheit. Aber ist denn die Legende Lüge? Ist sie absichtlicher Betrug? Ist sie bewußte Irreführung? Ist sie verfaßt zur Betörung unwissender Gläubigen? Ist sie nichts als die leere, kernlose Frucht einer schweifenden Phantasie, die sich darin gefällt, haltlose, unklare Gefühle und Stimmungen in uns zu erwecken? Will die Legende das Dogma verdrängen, will sie es ersetzen? Offen gesprochen: dieser letzte Verdacht steigt in einem ernsten Beobachter auf, wenn er die laute Geschäftigkeit und die plötzliche Begeisterung vieler in unserer Zeit für die Legende wahrnimmt; für die Legendenformen, wie sie im katholischen Mittelalter herrschten. Wir haben aber keine reine, ungemischte Freude an dieser modernen Schwärmerei für die Legende, weil sie

Dogmen-Ersatz geworden ist; im Mittelalter aber war sie Dogmen-Erklärung, Dogmen-Beschreibung, Dogmen-Schilderung. Das Bild, das man schon so oft bei uns Katholiken für die Legende gebraucht hat, erklärt am besten die katholische Auffassung von derselben: sie gleicht dem Efeu, das den Turm umrankt und ihn mit Lebendigkeit und Farbenfülle umgibt. Wie das Efeu sich am Turm hält und nährt, so die gute Legende am Glauben. Die Legende ohne vollen, festen Halt am Glauben ist Aberglauben. Die Legende in einer gesunden, organischen Verbindung mit der Wahrheit des Glaubens kann von einer großen religiösen Kraft für die Volksreligion sein!

Wann sie diese Kraft besitzt und wirklich äußert, ist damit schon fast gesagt: sie besitzt sie, wenn sie in ihrer Art eine Wahrheit darstellt, die schon anderweitig feststeht. Dann hat sie die größte Ähnlichkeit mit den eindrucksvollen Predigten und Schilderungen der alttestamentlichen Propheten. Der Prophet Nathan bringt den gefallenen David durch eine Legende zur Einsicht in seine Sünde und zur Buße. Nathan schildert, wie zwei Männer, ein reicher und ein armer, in einer Stadt wohnten. Der Reiche erhielt einst einen Gast, nahm aber zu seiner Bewirtung kein Tier seiner großen Herden, sondern schlachtete das einzige Schäflein des Armen, mit dessen Kindern es aufgewachsen war. Erzürnt antwortete David: „So wahr der Herr lebt, ein Kind des Todes soll dieser Mann sein, der das getan hat.“ Der Prophet antwortete: „Du bist dieser Mann!“ Jeder fühlt die Wucht dieser Legende. Warum? Es liegt in ihr eine ethische Wahrheit ausgesprochen, die gleichsam in und auf sich selbst ruht. Diese

Wahrheit lautet: Du darfst nicht Ungerechtigkeit üben; aber deine Ungerechtigkeit ist sogar mit roher Grausamkeit gepaart. Auch den Vergleich mit den vielen schönen Parabeln des Herrn könnte man herbeiziehen. Die Erzählung vom verlorenen Sohn, von den Arbeitern im Weinberge, von der verlorenen Drachme und so manche andere; sie machen auch keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit, aber sie sind religiöse Wahrheiten und deshalb von einer ganz einzigen Kraft der religiösen Belehrung und Überzeugung. Dazu behalten sie sich gleichsam von selbst bei auch nur einmaligem Anhören.

Den belehrenden und erbaulichen Wert der Legende hat die Kirche sofort erkannt. Sie beginnt sehr früh damit, sie zu benutzen und in den Dienst der christlichen Unterweisung zu stellen, besonders in der Heiligenlegende. Das Leben der sittlichen Heroen, die das Christentum zur Nacheiferung vorstellte, war nicht immer im einzelnen so genau bekannt, als man wohl wünschen mochte. Dann füllte man die Lücken frei durch Dichtungen aus. Mehr noch war Bedürfnis vorhanden für recht glänzende, anziehende Züge im Charakterbilde der verehrten Heiligengestalt. Lagen sie nicht geschichtlich vor, so ersann man solche und fügte sie ein, wo sie gerade vermißt wurden. Auf diese Weise wurde besonders das Vorleben, die Kindheit und Jugend, die meist unbekannt waren, mit den lichten Farben der Vollkommenheit des reifen Alters ausgeschmückt. So stellte sich mehr und mehr der „Typus“ eines echten Heiligen heraus, und man schilderte fast jeden nach einem schon vorher feststehenden Schema, ohne besonderen Wert auf den geschichtlichen Hergang seines Lebens zu legen. Ja, man ging, wenn auch nicht gerade oft, sogar so weit, ganze

Heiligenleben, die nie auf Erden sich abgespielt hatten, frei zu erdichten und auszuschmücken.

Damit berühren wir zweifellos einen schwachen Punkt in der Legende. Aber wenn auch die gute Absicht der Erbauung des Volkes niemals durch ein schlechtes Mittel gerechtfertigt wird, dann fragt es sich doch, ob hier ein wirklich schlechtes Mittel, der Betrug, vorliegt. Er läge zweifellos dann vor, wenn man durch solche sagenhafte Züge wirklicher Heiligen oder gar unterschobener Heiligengestalten häretische oder unsittliche Lehren und Gewohnheiten in der Kirche einbürgern wollte, nicht aber wenn man in diesem „wohlgemeinten Betrug" (fraus pia) die echte, aus dem Evangelium entnommene und feststehende Lehre wie durch praktische Erweise stützen und einschärfen wollte. Worte belehren, das wußte man schon immer; Beispiele aber ziehen an, auch das wußte man. Warum nun nicht statt des nackten, dürren und belehrenden Wortes ein lebendiges Beispiel wählen und im Falle seines Mangels eines frei erfinden? Die dogmatische Wahrheit der Heiligenverehrung leidet darunter keineswegs; denn jede Heiligenverehrung geht letztlich und hauptsächlich auf Gott, den Urheber und Vollender der Heiligen. Immerhin gibt es hier Grenzen. Die Legende hat einen erbaulichen Zweck, keinen direkt dogmatischen. Niemals darf deshalb der Versuch gemacht werden, durch Legenden neue Wahrheiten in der Kirche einzuführen, neue Dogmen oder Sittenlehren, neue Sakramente oder kirchliche wesentliche Einrichtungen zu schaffen oder zu verändern. Aber man wird nicht einen einzigen Fall aufweisen können, wo die Legende solche Wesensveränderungen in der katholischen

Religion bewirkt hat. Zweierlei freilich wird der moderne Katholik an der mittelalterlichen Legende als wenig sympathisch empfinden: das starke Bedürfnis nach solchen Legenden und ihre nicht selten abstoßende Verbindung mit dem Teufel.[1]) So urteilen auch solche, die der mittelalterlichen Frömmigkeit mit Achtung, ja mit Bewunderung gegenüberstehen.[2]) Das starke Bedürfnis für die Legende ist heute zweifellos nicht mehr vorhanden. Man scheut sich auf unserer Seite, im Zeitalter der radikalen Kritik und der rücksichtslosen Bekämpfung unserer Religion, besonders unserer Heiligenverehrung, von der Legende Gebrauch zu machen. Wir legen statt dessen den Ton auf eine genaue dogmatische Unterscheidung und Darlegung der Glaubenswahrheiten. Der Katechismus und die Biblische Geschichte haben bei uns die Legende verdrängt. Sie haben sie auch bis zu einem gewissen Grade überflüssig gemacht. Sie haben sie verdrängt und konnten sie verdrängen, weil heute die Gläubigen durchgängig lesen können. Diese sind nicht mehr so auf das Gedächtnis angewiesen wie im Mittelalter, wo es zwar schon eine Schule gab, aber doch nur für verhältnismäßig wenige: die Klosterschule für Mönche, Geistliche und Ordensfrauen und die Domschulen für die Kinder weltlicher Kreise. Das Volk im eigentlichen Sinne stand diesen Schulen meist fern und war des Lesens wie Schreibens unkundig. Den religiösen Unterricht empfing es von der Kirche durch das Mittel des Bildes und der Legende. Die „Armenbibel" (Biblia pauperum) vermittelte ihm die Kenntnis der biblischen Heilswahrheiten und Heilstatsachen. Seit den Tagen der Katakomben war man auch gewöhnt, diese Ereignisse auf den Wänden des Gotteshauses und dessen

Vorhallen (Paradies) gemalt und gemeißelt zu sehen. Die Kenntnis des Heiligenlebens dagegen — und der Heiligenkult schnellte im Anfang des Mittelalters außerordentlich in die Höhe — schöpfte man aus der Legende. Sie war das Bild im anschaulichen Wort. Gut gehaltene, farbig ausgeschmückte Erzählungen behält man so leicht, wie man ein eindrucksvolles Bild behält. In diesen Bildern und Legenden mußten von selbst Christus und Maria die erste Stelle einnehmen. Aus einer doppelten Ursache: erstens wegen der grundlegenden Bedeutung des Herrn für unseren Glauben und wegen der engen Beziehung seiner Mutter zu seinem Leben; zweitens wegen der empfindlichen Lücken, die im geschichtlichen Leben bei beiden hervortreten, und die ein starkes religiöses Interesse auszufüllen bestrebt sein konnte. Wir empfinden heute wohl dieselben Lücken bei Christus wie bei Maria, besonders in deren Jugendgeschichte, aber wir bescheiden uns und verzichten lieber auf jede Schilderung, als daß wir eine legendare für die geschichtliche hinnehmen. Wenn wir heute im Religionsunterricht und in der Predigt einmal eine Legende verwenden — und es wäre eine Übertreibung und ein Verlust, wenn wir ganz darauf verzichten wollten —, dann fühlen wir die sittliche Pflicht, gewissenhaft dabei zu bemerken, daß es eben eine Legende ist, die wir erzählen. Es ist notwendig, so zu verfahren. Denn in dem heutigen religiösen Chaos ist es unerläßlich, genau zu unterscheiden, damit die Verwirrung nicht noch größer wird. Besonders in der Darlegung des Dogmas sollen wir deutlich und bestimmt erkennen lassen, was der Kern der Glaubenssache ist und was Beweisführung, Einkleidung, Erläuterung, Beispiel, Bild ist. Im Mittel-

alter dagegen, wo überall der eine und gleiche katholische Glaube in allen Landen und Völkern herrschte, war eine solch peinliche Unterscheidung nicht so notwendig. Da kam es mehr auf das lebendige religiöse Leben und Tun an als auf theoretische Kenntnisse. Und dieses christliche Leben war damals trotz der ihm zu allen Zeiten anhaftenden Schwächen ein gutes. Beweis: der nie wiedergesehene Eifer in Werken der Gottesliebe und Nächstenliebe, die in den unvergleichlichen Bauten christlichen Glaubens jener Zeiten ihren großartigen, monumentalen Ausdruck fanden. Ein Volk, das solche materielle Opfer bringen kann, hat Glauben!

Es entspricht wenig unserem heutigen gebildeteren Geschmacke, wenn man die Legende so stark in der mittelalterlichen Predigt verwendet findet. Man muß nur wissen, daß der Klerus damals wegen Mangel an Büchern und Lernmitteln sich nicht selten mit einem bescheidenen Maß von Kenntnissen begnügen mußte. Alle Hilfsmittel wurden aus Mangel an mechanischen Vervielfältigungsmitteln — die Druckkunst war noch unbekannt — mit der Hand hergestellt. Nun gab es damals eine von einem Dominikaner Jakob von Voragine angefertigte Legende, die die „goldene" (legenda aurea) genannt wurde. Ihr Ursprung liegt im Orient, dem Lande der Sagen und Märchen, dem geistigen Quellgebiete von „Tausend und eine Nacht". Vom Orient machte sie von Kloster zu Kloster ihren Weg nach Ägypten, Italien, Nordafrika, Spanien, Frankreich, Deutschland. Sie hat gewiß viel Gutes gestiftet, sicher viel mehr als die Roman- und Theaterliteratur unserer modernen Zeit zusammengenommen. Wirft man uns vor, daß die mittelalterliche Legende den Aberglauben gepflegt hat, so erwidern wir

mit dem Hinweis auf die Schundliteratur unserer Tage und wünschen dieser einmal eine Zeit, wo man sie mit den gleich scharfen Maßstäben mißt, womit deren Verfasser heute die katholischen Legenden beurteilen. Immerhin muß es hervorgehoben werden, daß die Einsicht in den Wert der Legende ein wachsender ist. Wir begrüßen das und erkennen es gern mit der früher gemachten Einschränkung an, daß das dogmatische Christentum nicht in eine erbauliche Legende aufgelöst werden darf.

Die Legende operiert bekanntlich stark mit der Vision. Die Erscheinung eines Heiligen, zumal der heiligen Mutter Gottes, gehört in der Legende zu den stehenden und alltäglichen Ereignissen. Es ist gleichsam selbstverständlich, daß Maria ihren Verehrern erscheint, sich von ihnen begrüßen, verehren, anflehen läßt, kleine Gaben von ihnen gern annimmt für sich wie für das göttliche Kind, dafür die Geber segnet und tröstet, belohnt und mit dem Versprechen ihres besonderen Schutzes erfreut, im Leben, vor allem aber in der Todesstunde, bei der „Hinnefahrt". Selbstverständlich stehen wir heute diesen Visionen sehr zurückhaltend gegenüber. Wir dürfen das; denn glauben brauchen wir nicht eine einzige. Unser Glaube beruht nach dem Konzil vom Vatikan (1870) auf Schrift und Tradition. Sie sind die Quellen, aus denen die Kirche die Glaubenswahrheiten schöpft. Wir wollen es keineswegs verschweigen, daß bisweilen in klösterlichen und theologischen Kreisen die Neigung hervorgetreten ist, ein marianisches Dogma durch Legenden, Visionen, Privatoffenbarungen in der Kirche gleichsam mit frommer Gewalt durchzusetzen und zur Definition zu bringen. Es handelte sich um die Wahrheit von der

unbefleckten Empfängnis Marias, die in der Franziskanertheologie verteidigt, in der Dominikanertheologie bekämpft wurde. Thomas, der größte Dominikanertheologe, hatte gelehrt, daß Maria vor der Erbsünde nicht bewahrt, sondern vor ihrer Geburt im Mutterschoße gereinigt worden sei, ähnlich wie Johannes, der Vorläufer des Herrn. Nun bemächtigte sich der Frage auch die leicht erregbare Frömmigkeit der Ordensfrauen, die im Punkte des marianischen wie auch des eucharistischen Kultus bisweilen von einem gewissen Einfluß geworden sind. Die meisten Orden, so hörten wir früher schon (S. 34), waren für das Dogma. Die hl. Katharina von Siena aber, die unter dem Einfluß des Dominikanerordens stand, entschied sich dagegen und berief sich dafür auf eine Vision. Offenbar hatte nicht Gott, sondern sie selbst sich diese „Vision" mit ihrem fälschlichen Inhalte suggeriert. Der große, gelehrte Papst Benedikt XIV. († 1758), der ein berühmtes Werk über die Kanonisation der Heiligen geschrieben hat, hat dieser Meinung sogar den kirchlichen Stempel aufgedrückt. Er sagt, daß auch kirchlich kanonisierte Heilige bisweilen in ihren Verzückungen Schriften verfaßten, die die Kirche nicht approbieren konnte, weil sie „voll von großen Phantastereien waren."[3]) Es ist nicht ohne Interesse, ein Urteil über diese Dinge zu vernehmen von dem größten scholastischen Theologen des Franziskanerordens, dem hl. Bonaventura. Er schreibt: „Der Mensch darf nicht jedem Geiste glauben, sondern er soll prüfen, ob sie aus Gott sind."[4]) „Wer nämlich in solchen Dingen schnell glaubt, ist leichtsinnig,[5]) und vielleicht ist er auch aufgeblasenen Sinnes, indem er sich für solche Visionen und Offenbarungen besonders geeignet hält." Dann fügt er

die nüchterne Mahnung hinzu: „Deshalb sind solche Erscheinungen mehr zu fürchten als zu erwünschen. Es wird nämlich von einem gewissen Pater erzählt, daß er, als ihm der Teufel in der Gestalt Christi erschien, die Augen schloß und sprach, er wolle in diesem Leben Christum nicht sehen. Durch solche Demut beschämt, verschwand der Teufel sofort. Andererseits wird von sehr vielen berichtet, daß die, die sich für Visionen geeignet hielten, sie begehrten, in viele Wahnvorstellungen und Irrtümer gestürzt sind.“[6]) Die gleiche Warnung vor Leichtgläubigkeit erteilt der hl. Thomas. Nicht nur die wissenschaftlichen Scholastiker wie Bonaventura und Thomas, auch die praktischen vertreten diesen Grundsatz kühler Zurückhaltung im Legendengebrauch. Sie sprechen sich darüber meist in den Vorreden zu den Predigten aus, die sie für den Gebrauch der Priester herausgeben. So stellt ein Dominikaner Etienne von Bourbon († 1261) folgende verständliche Richtpunkte auf: Wer Schrift und Väter gut kennt, braucht überhaupt keine Legende. Besonders vor gut Unterrichteten soll man sie nicht verwenden, in jedem Falle aber nur ein oder zweimal in einer Predigt, dazu soll stets ein Schrift- oder Väterwort oder ein Vernunftbeweis treten. Sie sollen kurz sein. Bei Fabeln aus heidnischen Dichtern (Äsop) soll man den Fundort angeben und überhaupt niemals etwas vorbringen, wofür man keinen guten Gewährsmann hat: Theologen, Kardinäle, liturgische Bücher, Lebensbeschreibungen der Kirchenväter, auch Schriften über die Natur, die ja auch schon Ambrosius und andere Väter bei ihren populären Unterweisungen benutzt hatten. Es hat also im Mittelalter nicht an Stimmen gefehlt, die sich gegen ein Übermaß im Legendengebrauch aussprachen und über ihre

Verwendung fast moderne Urteile fällen. Verallgemeinernde Vorwürfe der Protestanten sind deshalb haltlos.

Der Jesuit Beissel sagt nun freilich aus seiner gründlichen Sachkenntnis heraus: „Diese Regeln sind trefflich, wurden jedoch nicht immer befolgt. Die Menschen des Mittelalters waren durch ihre gläubige Gesinnung geneigt, Berichte anzunehmen, die man heute von vornherein abzuweisen entschlossen ist. Sie waren demütiger, vertrauten auch mehr auf Gottes Hilfe und die Wirksamkeit des Gebetes." Wir möchten dies Urteil, so wie es da steht, nicht ohne Vorbehalt unterschreiben. Der vor einigen Jahren verstorbene Gelehrte wird damit sicher nicht haben sagen wollen, daß echte Demut und christliche Hoffnung auf Gebetserhörung sich auf Berichte stützen *müßten* oder auch nur *könnten*, die ein moderner Gläubiger „von vornherein abzuweisen entschlossen ist". Hierfür ist jeder Gläubige jederzeit an die Worte *Christi* gewiesen, an die Gründe, die die *Dogmatik* dafür an die Hand gibt. In diesen Dingen muß man trotz besten Willens, die katholische Vergangenheit zu entlasten und zu verteidigen, im gegebenen Falle Farbe bekennen. Wir sahen ja schon vorhin, daß die mittelalterlichen Theologen selbst vor einer Überschätzung der Legende warnten.

Ein wirklich *empfindlicher Vorwurf* aber kann der mittelalterlichen Legende und gerade der Marienlegende nicht erspart werden. Auch Beissel berührt, wenn auch nur flüchtig, diesen wunden Punkt. Er sagt: „Manche der mittelalterlichen Geschichten, besonders die häufige *Einführung des Teufels* und die so oft vorkommende *Errettung der verkommensten Sünder*, erscheinen dem modernen Gefühl unpassend,

sogar bedenklich."[7]) Die so häufige Einführung des Teufels ist zwar für unser Empfinden abstoßend oder vielleicht auch nur lächerlich. Sie ist aber zeitgemäß zu beurteilen. Dazu kommt, daß wohl zu allen Zeiten, auch in den patristischen, Satan eine zu große, ja abergläubische Bedeutung beigelegt worden ist. Derbe Zeiten vertragen derbere Kost als gebildetere. Hier hatte der sonst so abgeklärte Papst Gregor d. G. († 604) mit seinen grotesken Teufelsgeschichten in den fürs Volk geschriebenen „Dialogen" bereits den Ton angegeben, der eigentlich ein Mißton war. Aber auch hier scheint der Ursprung im Orient zu liegen. Des hl. Basilius Lebensbeschreibung enthält schon die bekannte Vorstellung, man könne sich „dem Teufel verschreiben" und gelange dadurch in seine volle Abhängigkeit und Gewalt, wenn man nicht durch eine höhere Macht wieder befreit würde. Dieser Gedanke durchzieht jahrhundertelang die ganze Christenheit von Palästina bis Frankreich und Deutschland. Aber er nimmt nun auch jene auswüchsige Form an, daß Maria jeden Sünder, Unzüchtige, Diebe, Räuber, sogar solche, die ihren Glauben verloren hatten, einfach darum vom Untergange rettete, weil sie gegen Maria sich irgendwie mechanisch verehrungsvoll erwiesen hatten, etwa die Glocken zu ihrer Andacht geläutet, ein Ave täglich gesprochen, einen Rosenkranz gebetet, ein Bild von ihr geschmückt usw.

Aus dem Orient stammte auch die marianische Theophiluslegende.[8]) Theophilus oder Gottlieb war ein „Vizedominus", ein stellvertretender Regent. Er verschrieb sich aus Lebensüberdruß dem Teufel, um besser in der Welt fortkommen zu können. Es war eine stockfinstere Nacht, als er den Vertrag mit ihm unterschrieb,

er wolle Christus und Maria widersagen und dem Teufel in Zeit und Ewigkeit angehören, wenn er seinen verlorenen Regentenposten wiedererhielte. Am folgenden Tage schon empfing er sein Amt wirklich zurück; aber es stellten sich sofort auch die heftigsten Gewissensbisse ein. Er war tief unglücklich, faßte aber Vertrauen zu Marias Güte, betete, weinte, fastete vierzig Tage in einer ihr geweihten Kirche, empfing von ihr nachts eine Erscheinung und Belehrung, legte vor ihr sein Kredo ab und erhielt Verzeihung. Sogar die Teufelsurkunde mit seiner Unterschrift verschaffte sie ihm, und er war nun wieder frei. Öffentlich bekannte er in der Kirche sein Unrecht, aber auch die machtvolle Hilfe Marias. Der Bischof betet mit der ganzen Gemeinde ein Dankgebet zu „der unbefleckten Mutter des ewigen Königs" und zu „dem König und Herrn des Weltalls" für Theophilus. „Nachdem er verloren war, kehrte er durch dich, heilige Jungfrau, zum Leben zurück." Nach diesem Gebete verbrannte der Bischof die Teufelsurkunde während der heiligen Messe. Theophilus war mit Gott versöhnt, aber die Aufregung hatte ihn doch krank gemacht. Er starb nach drei Tagen, und seine Seele stieg zu Gott, „im Vertrauen auf die Hilfe der heiligen Herrin Maria". Es ist begreiflich, daß dieses kleine Epos in der auf die Legende stark eingestellten Zeit von Land zu Land ging, von Sprache zu Sprache, von Mund zu Mund. Die berühmte Äbtissin Roswitha von Gandersheim (Braunschweig) übersetzte es aus dem Lateinischen ins Deutsche. Die deutschen Volksstämme waren damals wohl schon durch Karl d. G. zum Christentum bekehrt, schleppten aber noch viel altheidnische Anschauungen und Gewohnheiten mit sich, besonders hinsichtlich des Teufels- und

Dämonendienstes. Es begreift sich, welchen Eindruck die spannende, ganz aus der noch dumpfen Zeit geborene Theophiluslegende auf sie machen, und wie sich ihre Verbreitung mehren mußte. Es begreift sich aber auch, daß die Marienverehrung durch solche Erzählungen im niederen Volke, das für das Wunderbare, wie die Religionsgeschichte aller Völker und Zeiten berichtet, so leicht empfänglich ist, außerordentlich wachsen mußte.

Ist nun das *Mittel* zu diesem angestrebten guten *Zweck* überhaupt abzulehnen, ist es gänzlich verwerflich? Darauf kann man allerlei Antworten geben. Zunächst die, daß es in dem Zeitalter des Spiritismus, des okkulten Verkehres mit den Geistern durch Tischklopfen, Geisterschrift, Medien und ähnliche Dinge wenig schicklich ist, sich über mittelalterlichen Teufelsspuk zu erhitzen. Ferner ist zu beachten, daß die Kirche bei der Taufe seit der Urzeit eine „Abschwörung des Teufels", abrenuntio satanae, „eine Widersagung seiner Person, seiner Werke, aller seiner Pracht" forderte. Nun entstand die Gegenvorstellung: Was man abgeschworen hat, dem kann man sich auch wieder zuschwören, von Gott und Christus weg, zum Teufel hin. Bei der reuigen Rückkehr macht Maria die Vermittlung. Wer sich an das Evangelium erinnert, wird diese Vorstellung des Teufelsvertrages, so grotesk sie ist, nicht ganz als wider die Offenbarung gehend empfinden. Weil der Heiland den Teufel den Fürsten dieser Welt genannt hatte, den er zu überwinden gekommen sei,[9]) so stellten die Kirchenväter lange Zeit, ja bis auf Thomas, sein Erlösungswerk als einen Kampf mit dem Teufel hin. Die gefallene Menschheit hatte sich nach ihnen dem Teufel gleichsam verschrieben, der Teufel hatte ein, wenn

auch nur durch Überlistung gewonnenes Recht auf die Menschen, und Christus, als der Stärkere, hat ihm dieses Recht wieder entrissen. Er hatte selbst von sich gesagt: „Wenn der Starke (Teufel) bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist sein Eigentum in Sicherheit. Wenn aber jemand, der stärker ist als er (Christus), herankommt und ihn besiegt, so nimmt er ihm die ganze Waffenrüstung, auf die er sich verließ, und verteilt seine Beute."[10]) Schließlich fühlt auch heute noch trotz aller Bildung jeder gläubige Christ, daß er um seinen inneren, religiösen Besitz gegen den Teufel mit allen Kräften des Guten kämpfen muß. Wir fühlen lebhaft und nicht ohne Unruhe und Bangen, daß dieser Kampf um unser geistiges Selbst geht, und daß wir selber im Kampfe stehen. Wir blicken uns um nach Hilfe. Und da trifft unser suchender Blick auch heute noch, in einer ganz anders gearteten Zeit, auf die erhabene, große Helferin in der Not, die hl. Maria. Und so kann man wirklich unterschreiben, was Beissel sagt: „Der Kern und tiefere Gehalt der im Mittelalter beliebten Marienlegenden ist dogmatisch und moralisch unverfänglich. Wenn die Ausführung, besonders da, wo sie in langen Gedichten ausgemalt wird, in den Nebenumständen übertreibt, so fällt das den Erzählern zur Last. Sie wollten spannen, wollten der Leselust Nahrung bieten. Wie weit die Prediger in einzelnen Fällen vor ihrem Volke gingen, ist schwer festzustellen. Wenn sie aber der Ansicht huldigten, rein homiletische und rein scholastische Erklärungen genügten nicht für ihre Zuhörer, eine oder die andere Geschichte werde die Nutzanwendung erleichtern, das Vertrauen zur Mutter der Barmherzigkeit an-

regen, die Vorteile der Marienverehrung faßlicher dartun, so geschah dies, weil sie ihr Jahrhundert und ihr Land kannten und entsprechend behandelten."

27. Marias Gnadenbild.

„Maria, die wollt wandern gehn." Lied.

Im Alten Testamente war es verboten, von Gott sich ein Bild zu machen.[1]) Das Verbot war begründet. „Gott ist ein Geist", spricht der Herr zu der Samariterin am Jakobsbrunnen.[2]) Ein Geist aber kann nicht in körperlichen Formen gedacht und dargestellt werden. Die Heiden hatten diesen erhabenen geistigen Gottesbegriff nicht. Sie stellten sich die Gottheit in der Art menschlicher Größe vor und suchten sie in Standbildern sich nahezubringen. Nach ihrer Meinung wohnte die Gottheit in dem Bilde, wie die Seele im Leibe, sie war sachlich mit ihm gleich. Das Bild war deshalb dem Heidentum ein heiliger Gegenstand, das gegenwärtige Heilige, das eigentliche Heiligtum. Man errichtete dem Bilde Tempel und Altäre und brachte vor ihm Opfer dar, in der Absicht, die Gottheit dadurch kultisch zu ehren. Daß Israel von solchen Anschauungen angesteckt werden konnte, liegt auf der Hand. Die Bibel bezeugt, daß es nicht selten der Gefahr der Abgötterei erlegen ist.

Nicht geringer war diese Gefahr für die junge Kirche, als größere Massen aus dem Heidentum ihr zuströmten. Man begreift die Kirche, wenn sie die Hereinziehung des Bildes in das religiöse Leben nicht leichten Herzens gestattete. Es gab Kirchenväter und Bischöfe, die sich in diesem Punkte ganz ablehnend verhielten. Je mehr dann das Heidentum durch das Christentum äußerlich zurückgedrängt und vor allem innerlich über-

wunden wurde, je zuversichtlicher wurde die Kirche in der Zulassung der Bilder, wenngleich sie, wie gegenüber der heidnischen Götterliteratur, so gegenüber der heidnischen Kunst, selbstverständlich nie ohne Sorgen war. Von Gott wollte man kein geschnitztes oder gemaltes Bild sehen. Welches Bild hätte man auch von ihm entwerfen wollen, da ja ein Bild stets einen Körper voraussetzt! Aber von dem Gott-Menschen Christus ließ man es zu. Das älteste Christusbild scheint eine Statue vom sog. Guten Hirten zu sein, der Herr mit einem Schäflein auf den Schultern. „Seitdem das Wort Fleisch geworden ist", sagt Johannes Damaszenus († ca. 750), „ist es erlaubt, sein Bild zu malen. Von Gott aber kann kein Bild gemalt werden."[3])

Der bildlichen Darstellung biblischer Szenen legte man wegen ihrer Unterstützung des religiösen Unterrichtes des Volkes schon früh Bedeutung bei. Und unter diesen konnte Maria nicht fehlen. In den Katakomben ist uns aus dem 3. Jahrhundert ein solches Bild erhalten, das wie für die christliche Kunst maßgebend und typisch, so besonders für den christlichen Marienglauben charakteristisch ist. Maria, in sitzender Haltung, hält den Knaben auf dem Schoße, der sein Gesicht nach dem Beschauer hinwendet; daneben steht ein Prophet, Isaias, und weiset auf das Bild hin: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird genannt werden Emmanuel", d. h. Gott mit uns.[4]) Offenbar hatte das Marienbild wie alle anderen biblischen Bilder anfangs rein belehrenden Charakter; es unterstützte die Predigt und Katechese über Christi Menschwerdung, die stets eine zentrale Bedeutung hatte. Es wurde schon hervorgehoben, daß die

älteste Kirche zweierlei Darstellungen kennt: die Mutter mit dem Kinde und Maria allein in Gebetshaltung. Beide Auffassungen sind zum Gemeingut der Kirche geworden, im Morgenlande wie im Abendlande. Die Bilder waren anfangs gemalte, später traten im Abendlande auch Statuen hinzu; in der morgenländischen Kirche sind fast ausschließlich gemalte im Gebrauch, sowohl in den Kirchen als in den Häusern. Und sie haben dort nicht nur eine belehrende, sondern auch eine große kultische Bedeutung, viel größer als bei uns; besonders in der griechischen Kirche.

Schon von Anfang an verehrte die Kirche die Reliquien, besonders die Gräber der Heiligen, und das Volk machte dahin Wallfahrten. Vorbildlich dafür war die Besuchung der heiligen Orte des Herrn in Palästina, besonders in Jerusalem. Karl d. G. hatte die Bilder der Heiligen in seinem Reiche noch ganz verboten. Der einsichtige Regent wußte, daß er den erst eben bekehrten deutschen Völkern einen Bilderkult nicht gestatten durfte; das wäre damals Verschleppung des Heidentums ins Christentum gewesen. Mit dieser Gefahr hat die Kirche noch Jahrhunderte zu kämpfen gehabt, und es ist unmöglich, festzustellen, wie oft der einzelne oder auch ganze Volksschichten ihr trotzdem dann und wann erlegen sind. Papst Innozenz III. tadelt die Griechen, weil sie meinten, Marias Geist wohne in einem zu Konstantinopel hochverehrten, angeblich vom hl. Lukas gemalten, Bilde.[5]) Solche Vorstellungen wirken ansteckend.

Reliquien und Gräber der Heiligen sind immer nur in beschränktem Maße vorhanden gewesen; auch dann noch, als man anfing, die Leiber der Heiligen zu zerstückeln. Deshalb suchte man nach Ersatz und fand

diesen im Bilde. Seit dem zweiten Jahrtausend wurde es üblich, die Heiligen bildlich darzustellen und kultisch zu verehren. Vor allem die hl. Maria, deren Reliquien ja wegen der schon damals angenommenen leiblichen Himmelfahrt sehr selten sein mußten. Dazu kam, daß der Heiligenkult einen mächtigen Aufschwung erlangte, besonders in Deutschland. Für die Liebe und Begeisterung zu Maria fand sich der Boden besonders gut vorbereitet. „So wurde", sagt Beissel, „ohne weiteres das in der Kirche auf einen Ehrenplatz gestellte Marienbild zum Liebling der Pilger, es wurde zum Gnadenbilde." „Damit eine Wallfahrt in Flor bleibe und weiterblühe, waren zwei Bedingungen nötig: erstens mußte das Volk durch sichtbare Erfolge, durch Wunder und Gebetserhörungen zum Vertrauen angeregt und im Vertrauen gefördert werden; zweitens mußte es Gelegenheit finden, einem erhebenden Gottesdienst beizuwohnen." Das sind nun freilich zwei Notwendigkeiten, von denen nur die zweite vom guten Willen der Menschen zu erfüllen ist und durch eifrige, oft übereifrige Klostergeistliche reichlich erfüllt wurde. Die erste aber ist doch von dem freien Erbarmen Gottes abhängig. Man kann ihm unmöglich Gebetserhörungen diktieren. Allein so ist es auch nicht gemeint: „Irgendeine arme, bedrängte Seele betet vor einem Bilde der Gottesmutter; ihr Glaube wird belohnt. Ihr Glück regt andere an, ähnliche Gnadenerweise in eifrigem, vertrauensvollem Flehen zu suchen und zu finden; der Wallfahrtsort ist fertig. Er blüht und bringt lange, lange Zeit Früchte, weil eine Anzahl eifriger Geistlichen nachhilft. Das ist im ganzen und großen die Geschichte der meisten Wallfahrtsorte." Wir wollen dem hier zustän-

digen Schriftsteller noch etwas weiter folgen. Er sagt: „Daß häufig Gebetserhörungen und Wunder an Wallfahrtsorten vorkamen, berichten zahlreiche Schriftsteller. Wenn jemand auch noch so viele wegkritisiert, die nicht gehörig erwiesen sind, wenn er die Leichtgläubigkeit des Mittelalters noch so hoch anschlägt, er wird nie die Tatsache leugnen können, damals seien alle überzeugt gewesen, Wunder ereigneten sich und zwar oft. Eine solche Überzeugung wird aber nicht durch mehr als ein Jahrtausend bestehen bleiben, wird nicht große Volksscharen zu zeitraubenden und mühsamen Pilgerfahrten antreiben, wenn ihr keine Tatsachen zugrunde liegen." Er weist dann auf die vielen Krankheiten und Seuchen hin, die im Mittelalter oft herrschten: „Die armen Kranken waren sozusagen gezwungen, bei Gott um Hilfe zu rufen. Es gab vielerlei Krankheiten, aber wenig Ärzte; und diese waren ungenügend unterrichtet. Ihnen fehlten die Arzneimittel und die feinen Instrumente. Die armen Kranken litten und sahen nur eine Hoffnung auf Heilung: Gottes Allmacht und Güte. Wenn sie nun durch Vermittlung der Mutter der Barmherzigkeit an ihren Gnadenorten, vor ihrem Wallfahrtsbilde um Erhörung flehten, dann werden sie doch nicht selten von Gott durch die Fürsprache Marias und der Heiligen Erhörung erlangt haben. Ob in diesem oder jenem Falle ein Wunder vorliegt, läßt sich heute freilich kaum entscheiden, weil die Berichte nicht genau genug sind."[6]) Diese letzte Bemerkung ist von großer Bedeutung. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die übereifrige Klostergeistlichkeit — mit ihren Kirchen waren die berühmten marianischen Wallfahrten des Volkes meist verbunden — es mit ihren Wunderberichten sehr oft nicht ernst genug ge-

nommen hat; wie es auch gar keinem Zweifel unterliegt, daß bei der Sache recht oft rein irdische Interessen, vor allem der dabei fließende leidige Mammon eine Rolle gespielt hat. Auch wir glauben heute noch fest an Gebetserhörungen. Aber unser Verhältnis zum Kulte Mariens durch das Gnadenbild ist ein etwas anderes geworden: durchgängig, auch beim Volke. Es treibt uns nicht wie im Mittelalter die leibliche Not einer Krankheit oder einer allgemeinen Seuche zum Gnadenbilde. Wir nehmen zunächst und immer unsere Zuflucht zu den natürlichen Mitteln, die uns der Schöpfer in den medizinischen Heilkräutern schenkte, und die der strebende Fleiß der Menschen zu erforschen und zu gebrauchen sich mehr und mehr bemüht hat. Wir sind nicht so anspruchsvoll, könnte man sagen, von Gott für uns ein Wunder zu verlangen, auch dann nicht, wenn wir von der irdischen Hilfe nichts mehr zu hoffen haben. Wir ergeben uns dann in Gottes heiligen Willen. Um so vertrauensvoller tragen wir heute unsere geistige Not zu Marias Gnadenbilde und bitten um ihre Vermittlung. So lehrt uns die Kirche im Ave Maria: „Bitte für uns Sünder." Die Sünde ist die einzige Not des Christen.

Noch auf zwei andere Schwierigkeiten, die man unserer Marienverehrung im Gnadenbild macht, sei kurz hingewiesen. Man behauptet, daß diese Bilder mit Vorliebe an Quellen, in Wäldern, unter Eichen oder Linden angebracht worden seien, wo auch die Heiden ihre Götzenstatuen aufgestellt hätten, weil diese Orte als besondere Wohnplätze der Gottheiten angesehen wurden. Aber man kann doch nicht ernstlich behaupten wollen, daß durch die Übernahme von heidnischen Festen, Orten, Heiligtümern auch das dort verehrte Subjekt herübergenom-

men worden sei. Das große heidnische Pantheon in Rom ist in eine christliche Kirche verwandelt; wie oft wird ähnliches vorgekommen sein. Wir sehen in solchen Maßnahmen der Kirche eine pädagogische Klugheit, die bei umsichtiger Handhabung die Christianisierung der heidnischen Völker erleichterte.

Die Heiden pflegten den in den Götzenbildern verkörpert gedachten Gottheiten Weihegeschenke darzubringen, die am Bilde oder Altare aufgehängt wurden: Arme, Beine, Glieder aus Wachs, Holz, Silber oder auch Gold. Ganz dasselbe geschah am marianischen Gnadenbilde. Es wäre Aberglauben gewesen, hätten die Christen dabei an das Bild selbst gedacht. Aber wer möchte das annehmen? Sie wollten Maria dort, wo sie war und lebte, im Himmel, ihre Dankbarkeit für erlangte Heilung der gedachten Glieder darbringen oder die Bitte um ersehnte. Nicht anders verhält es sich mit den Krücken der geheilten Lahmen, mit den Ketten der befreiten Gefangenen, mit den Fahnen und Feldzeichen der gewonnenen Schlachten: man will der Gottesmutter sein Vertrauen ausdrücken für die wirkliche oder vermeintliche Wohltat, die man empfangen hat. Nicht alles ist Aberglaube, was der Unglaube dafür hält; ihm erscheint ja auch der Glaube als Aberglaube. Übrigens hatten die aus Gold und Silber hergestellten Weihegeschenke auch einen praktischen Nutzen. Wenn ihre Urheber verstorben waren und sich die Notwendigkeit einstellte, neue Monstranzen, Kelche, Kreuze zu beschaffen, dann schmolz man sie ein und verwandte sie zu diesem Zwecke.

Das katholische Volk hat die Wallfahrt zum marianischen Gnadenbilde trotz aller Kritik der Gegner nicht

aufgegeben. Sobald der rauhe Winter des Nordens vorüber ist, macht es besonders an den hohen Marienfesten seine Pilgerfahrt zum Gnadenbilde. Kevelaer und Werl im Westen unseres Vaterlandes, Einsiedeln in der Schweiz für den Süden — um nur diese zu nennen — gleichen dann religiösen Heerlagern, wo man die geistigen Glieder stärkt für den Kampf des Lebens. Schon längst hat man auf katholischer Seite darauf hingewiesen, daß die Wallfahrt die geistliche Badereise der wenig bemittelten Volkskreise ist. Nicht als ob nicht auch recht Reiche und Vornehme sich an den Wallfahrtsorten einfänden; auch diese stellen sich ein, wenn sie auch ihren Weg dahin allein und in bequemer Weise machen. Es gibt nicht viele gläubige Katholiken, die nicht das eine oder andere Mal im Leben zu den Füßen des marianischen Gnadenbildes gekniet haben. Was zog sie hierher? Wahrlich kein Aberglaube! Sie suchten nicht das materielle Bild, weil sie vom Religionsunterricht her wissen, daß darin keinerlei religiöse Kraft ist. „Bilder Christi, der jungfräulichen Gottesmutter und der übrigen Heiligen sind zu verehren", lehrt die Kirche auf dem Konzil von Trient, „nicht weil man glaubt, in ihnen wohne etwas Göttliches oder eine Kraft, derentwegen sie hochzuhalten seien, oder weil von ihnen etwas zu erbitten sei, oder weil man das Vertrauen an sie heften solle, wie ehedem jene taten, die auf Götzenbilder ihre Hoffnung setzten, sondern weil die den Bildern erwiesene Ehre auf die Urbilder zurückgeht, die sie darstellen."

Man muß an einem Wallfahrtsorte wie Maria Einsiedeln einige Wochen zugebracht haben, um die religiöse Bedeutung des Gnadenbildes auch heute noch

würdigen zu können. Ein Blick in die Beichtkirche mit ihren zahlreichen Beichtstühlen für alle Kultursprachen belehrt uns, welche Lasten hier abgeschüttelt werden. Und dann das herzhafte, innige Vertrauen der Betenden! Wahrlich, hier scheint ihnen der Himmel offen zu sein Tag und Nacht. Man sieht es einem jeden an, daß ihn ein ganz besonderer Grund hierherführte, oft einen weiten, beschwerlichen Weg. Und wenn dann die Zeit des Betens und Flehens vorüber ist, und die vom Priester geführte Prozession sich zum Heimweg anschicken muß, dann wirft jeder noch einmal einen Blick in Marias Heiligtum, empfiehlt ihr noch einmal seine Not, und dann ertönt die schwermütige Weise des „Abschieds vom Gnadenbilde“: „O Maria, jetzt ist's Zeit, daß man von einander scheid't; fort, fort, laßt uns gehen fort, von dem lieben Gnadenort. Schau Maria, Mutter mein, laß mich dir empfohlen sein; bitt' für uns bei Jesu Christ, daß er uns stets gnädig ist. O du gnadenreiches Bild, o Maria, Mutter mild! O wie hart scheid' ich von dir, o wie gerne blieb ich hier. Es kann doch nicht anders sein, als es muß geschieden sein. Jesus, Maria, jetzt geht's fort von dem lieben Gnadenort!“

28. Maria im Liede.

„Hochpreiset meine Seele den Herrn.“
Lk. 1, 46.

Wie ist Maria, so könnte man fragen, in die Lyrik und Musik gekommen? Der Heilige Geist selbst hat sie hineingebracht. Das Magnifikat ist das erste Marienlied. Maria hat es, erfüllt vom Geiste Gottes, gedichtet und gesungen. Nach welcher Melodie? Wir

denken, sie sang es so, wie man im Alten Bunde die Psalmen sang. Wir lesen, daß David nicht nur Psalmen verfaßte, sondern auch für ihren Gesang beim Gottesdienste Sorge trug. Soll er doch an die 4000 Psalmsänger aus dem Volke ausgewählt haben, „die dem Herrn sangen zu den Instrumenten, die er gefertigt hatte für den Lobgesang".[1]) Die Juden sangen beim Gottesdienst; auch die Heiden kannten den kultischen Gesang. Die Christen konnten auf dieses religiöse, in der Natur tief begründete Ausdrucksmittel nicht verzichten. Schon Paulus mahnt: „Lasset euch erfüllen vom Heiligen Geiste; redet miteinander in Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern, singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen."

Aus den Schriften der Kirchenväter ersieht man, wie die Kirche darauf bedacht war, daß der Gesang in der Liturgie den heiligen Geheimnissen auch angemessen und entsprechend war. Schon Klemens von Alexandrien fordert „bescheidene und keusche Harmonien". Ähnliche Ermahnungen lesen wir bei Athanasius und Hieronymus.[2]) Die ersten Versuche des liturgischen Kirchengesanges tauchen im Morgenlande auf. In der griechischen Basiliusliturgie fleht der Priester zu Gott, daß er die Gläubigen vereinige zur Gemeinschaft der Heiligen. Dann fährt er laut fort: „Vorzugsweise mit unserer allheiligen, unbefleckten, übergepriesenen und glorreichen Frau, der Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria." Der Chor singt: „An dir, Begnadigte, freut sich die ganze Schöpfung, das Heer der Engel und das Geschlecht der Menschen, geheiligter Tempel und geistiges Paradies, Zierde der Jungfräulichkeit, aus der Gott Fleisch wurde und ein Kind:

unser vor aller Zeit seiender Gott. Er hat deinen Mutterschoß zu seinem Throne gemacht und hat deinen Leib umfassender als die Himmel gestaltet. An dir, Begnadigte, freut sich die ganze Welt. Preis sei dir!"

Ambrosius in Mailand († 397) ist der Vermittler zwischen Orient und Okzident und steht an der Spitze der abendländischen kirchlichen Musikentwicklung. In Rom war Papst Damasus († 384) um die Hebung des liturgischen Gesanges bemüht. Mehrere ihm folgende Päpste wirkten in gleicher Richtung weiter, am meisten Gregor I. († 604). Er erneuerte den Geist der bereits in Rom bestehenden „Sängerschule", suchte den Kirchengesang völlig zu latinisieren, der römischen Kirche anzupassen und überall im Abendlande zu verbreiten.

In den alten lateinischen Hymnen gibt es schon einige Marienlieder. Sie sind in der Kirche sehr populär geworden, haben in den Übersetzungen in die verschiedenen altdeutschen Dialekte weite Verbreitung auch bei uns gefunden. Im 5. Jahrhundert sang Cälius Sedulius sein Salve, sancta Parens, enixa puerpera Regem, „Sei, o Mutter, gegrüßt, die uns den König gebar." Um 600 Venantius Fortunatus: Quem terra, pontus, sidera colunt, „Den Erde, Meer und Sternenball verkünden." Und: O gloriosa virginum, „O heilige Jungfrau, hoch und hehr." Allbekannt ist das um 750 verfaßte:

Ave maris stella, * Dei Mater alma, * Atque semper Virgo, * Felix coeli porta! Meerstern, ich dich grüße, * Gottesmutter süße, * Allzeit Jungfrau reine, * Himmelspfort' alleine!

Das deutsche Kirchenlied ist zu Anfang des Mittelalters aus dem vom Volke bei den schon damals

üblichen Bittprozessionen gesungenen „Kyrieleison" entstanden. „Das Kyrieleison, das als Vorbote und Vater des deutschen Kirchenliedes zu gelten hat, ist die Allerheiligenlitanei mit der damals üblichen, vielleicht gegen die heutige Weise noch einfacheren Choralmelodie. Die Litanei war der populärste, beliebteste, meist gebrauchte Gesang des 9. Jahrhunderts. Wer auch nur etwas singen konnte, sang wenigstens die Litaneiresponsorien."[3]) Die Zahl der Lieder aber wuchs bald sehr.

Um das Jahr 1148 konnte Gerhoch von Reichersberg bereits schreiben: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilandes auch in Liedern der Volkssprache; am meisten ist dies unter den Deutschen der Fall, deren Sprache zu wohltönenden Liedern geeigneter ist."[4]) Im 13. Jahrhundert blühten in Deutschland die Künste und Wissenschaften auf. Und wie in dieser Zeit manche prächtige Marienkirchen erstanden, so schuf der damalige Minnegesang auch manch inniges Marienlied. Und wenn ihre sprachlichen Formen auch noch unbeholfen sind, so ist ihr poetischer Gehalt um so ursprünglicher und voller. Fast möchte man urteilen, daß die späteren Zeiten zu flach und kraftlos waren, um solcher mittelalterlichen Marienlyrik etwas Ebenbürtiges an die Seite setzen zu können. Die eingestreuten Proben beweisen das hinlänglich. Aber nicht nur aus der friedlichen Poesie, sondern auch aus der harten Not des Kampfes und Krieges wurden kraftvolle Marienlieder geboren. In der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde hub Bischof Heinrich von Basel den marianischen Kriegsgesang an, in den das ganze Heer einstimmte: Sant Mari, mouter und mait, * All unsriu not si dir gekleit (geklagt).[5]) Damit stürmte das Heer in den wilden Kampf.

Meist sind die Verfasser der kleinen, zarten Lieder unbekannt geblieben, was wohl daran liegt, daß über ihrer raschen Verbreitung im sangeslustigen Volke der Urheber ganz übersehen wurde. So singt ein Unbekannter jener Tage: Maria, muter und mait (Jungfrau), * ich chlage dir alle mein lait; * ergetze mich, frawe (Frau), meiner swaere, * mit deinem chinde, daz du gebaere. Maria wird gepriesen als: Ain plünder (blühender) paum im paradeys, * dein fruht ist aller werlde ein speis. Ich grüz dich, liechter maien schein, * chain schön geleicht der schön dein: * Mache mein trauren fraeudenbaer, * chreftige mich auz meiner swaer. * Also daz ich nicht verzage, * des pit ich, muoter, alle tage.

Daz ein maget (Jungfrau) ein kint gebar, * here über aller engel schar, * was daz nicht ein wunder gar? singt Walther von der Vogelweide. Ein anderer Minnesänger ermahnt seine Sangesgenossen, statt den weltlichen Frauen der lieben vrouwen Maria zu dienen und zu singen „spate und vrü". Es ist ja leicht zu verstehen, daß religiös angehauchte Minnesänger der reinen, keuschen Marienminne den Vorzug gaben vor der schwülstigen, oft zuchtlosen Minne der höfischen Lyrik.

Wenn wir über die weitere Entwicklung der mittelalterlichen deutschen Marienlyrik noch kurz berichten, so wollen wir dabei den Inhalt und die Form unterscheiden. Von letzterer werden wir Verständnis und Geschmack durch wörtliche Mitteilung einiger Proben geben können. Was den Inhalt anbetrifft, so muß vor allem hervorgehoben werden, daß er durchgängig auf gut dogmatischer Grundlage beruht. Wer die mittelalterlichen Marienlegenden kennt, könnte vermuten, daß diese nun auch die Marienlieder be-

fruchtet und gespeist hätten. Aber die alte, schon um 400 in der Kirche aufgestellte Regel, daß im Gottesdienst die Glaubensregel beobachtet werde, behielt im marianischen Mittelalter noch ihre Geltung. Wie man über Maria *glaubte*, so *sang* und *betete* man auch. Das Gesetz des Glaubens und das Gesetz des Kultes fielen sachlich zusammen. Die Legende schied hier fast völlig aus. Kern und Stern der mittelalterlichen Marienlyrik war und blieb das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Was man im Kredo bekannte: „Empfangen vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau", das besang man im marianischen Liede. Es ist kaum eine Übertreibung, wenn man behauptet, daß mit diesem Dogma fast *jedes* Marienlied beginnt. Man darf sagen, der größte Teil sind *Verkündigungslieder*. Das ist leicht begreiflich. Gabriels Botschaft ist die nie versiegende Quelle der Marienverehrung. Daneben treten dann die marianischen *Leidenslieder*, sowohl innerhalb der Passionsspiele als auch als selbständige Gesänge. Von der Geburt der hl. Jungfrau ist sehr selten die Rede. Die Erwähnung von Joachim und Anna geschieht dabei nur flüchtig. Etwas mehr behandelt man die Aufnahme Mariens in den Himmel, wobei dann auch die bekannte Legende sinnvoll verwendet wird. Kein Marienlied verzichtet auf eine kindliche, eindringliche Bitte um die Vermittlung bei Gott. Aber wieder fällt es außerordentlich angenehm auf, daß Mariens Fürbitten für uns fast durchgängig Sündenvergebung, Heiligkeit des Lebens und vor allem einen glückseligen Tod erflehen sollen.

Hilf und tröste mich, helferin, * süzge maget, gedenche mein, * frawe, daz mein werde rat * *an meiner*

leſten hinevart. So ein Marienſänger um 1100. Und ein anderer ſchließt ſeinen Hymnus auf das Feſt ihrer Aufnahme: Du Engeliſche Könygin * und mutter Gottes von edler art, * Bedengk du unſer nodt und pein * in unſer letſten hynnefardt; * Hilf uns zu dir * gar bald und ſchyr, * erwirb auch uns * durch deinen ſohn * des vatters gunſt, * all hoffnung iſt ohn ihn umbſunſt.[6]) Man verweilt aber auch gern bei Marias Größe, freut ſich ihrer Schönheit und ſingt einfach ihr Lob, wie die Nachtigall den Frühling beſingt, der ſie zum Geſange drängt. Konrad der Marner beginnt um 1250 ſein Marienlob: Ob allen vrouwen vrouwe, * reinin muter unde maget, * hocherborne gotes tohter unt ſin brut, * wer kann diner tugende richeit volleclich erzeln? * Roſe in himeltouwe, * ſunder ſündedorn betaget, * du biſt vor aller creatiure gotes trut, * er geruchte dich, uz al der werlte im ſelbe erweln. * Din lob iſt allen zungen überkreftic unt ze ſtarc, * wer künde ſelche kraft erſpannen? * gott ſich menſchlich in dir barc.[7]) So ſingt der Myſtiker Tauler († 1361) oder ein Sänger ſeiner Schule: Ich muz ſpringen, * hör ich klingen * dinen namn, maria, * Allen Dingen * muz gelingen * ſwie du wilt, maria, * du wuſchelſtab maria. * Von dir ſingen, * noh dir ringen * ſol diu welt, maria. * Swen hie twinget * ſwen hie tringet * herzeleit, der ſchrige, * hilf, milte magit maria.

Hierhin gehören die vielen und vielfachen „Mariengrüz", womit man die „muter und maid" begrüßt, deutſche Nachahmungen und Variationen von dem Ave Maria des Engels. Man preiſt die Gnadenvolle, die Mutter und Jungfrau zugleich iſt, der keine und keiner jemals gleich war noch ſein wird, die Königin oder gar

Kaiserin des Himmels, die über alle Engel Erhobene, die Gütige und Erbarmungsreiche, die starke Schirmerin in aller menschlicher Not. Vielfach sind die mittelalterlichen Marienlieder freie Übertragungen und Erweiterungen der alten lateinischen Hymnen, die schon in der Zeit der Kirchenväter vom Klerus und von Klosterleuten gesungen worden waren, und die nun in der Volkssprache weitere Verbreitung fanden. Hiermit hängt auch die merkwürdige Sitte zusammen, Latein und Deutsch in einem Liede bisweilen gemischt zu verwenden: O tu mitis et pia * virgo mater maria, * ich rieff zu dier, * das du mir helffest sunder * verkünden dise wunder, * ist mein begir, * deinß sunß geburt klarieren, * dardurch sein barmung werd bekandt.[8])

Meister Rumezlant behandelt in geschickter Weise das Wort Augustins von der felix culpa, der „glücklichen Schuld", in die uns Adams Sündenfall brachte: Hete Eva und Adam nicht gebrochen gotes gebot, * unt het der mensche niht gesundet wider got, * so enwaere Maria niht Kristes muter. * Und hete got der menscheit niht, * was lobes hete er dan von menschen zungen? * wir süln ihm danken siner edelen miltekeit * unt siner marter, die er dur uns sünder leit: * des ist unt wirt im lob an zal gesungen.

Und dann erweckt er voll der Zuversicht sein Vertrauen: Maria kann, si muz, si mac, si sol, si wil * dem sünder helfen: si hat aller genaden vil, * swen si mit liebe in irme dienste vindet. * Dem hilfet gotes erbermekeit, * diu grozer ist danne aller menschen sünde.

Und wenn auch die Teufel alle als Ankläger kämen: So nimt der sun sin edelen muter bi der hant, * er sprichet: vater min, ez ist also gewant, * ich unt min

muter ſuchen din erbarmen. * Gedenke, vater, do ich von dem himeln kam, * daz ich von miner muter menſcheit an mich nam, * du ſaehe mich gekriuzet mit den armen.

Schließlich iſt über den Inhalt der Lieder noch zu bemerken, daß ſie ſtark traditionell gehalten ſind. Die Hauptgedanken und auch die Formen kehren vielfach wieder und erhalten ſich in all den folgenden Jahrhunderten. Nur die Überſetzung in die einzelnen Volksdialekte bringt eine gewiſſe Verſchiedenheit hinein. Nicht ſelten aber treten dann auch von dem Übertrager neue Strophen hinzu. Ganz beſonders in den Wallfahrtsliedern, bei denen für den weiten Weg von ſelbſt das Bedürfnis nach langen Liedern ſich einſtellen mußte.

Aus Myſtiker- und Meiſter-Singer-Kreiſen ſtammen die folgenden warm empfundenen Lieder.

1. Maria zart.

Maria zart, * von edler art, * du biſt ein Kron der ehren. * In Himmelreich * iſt nit deins gleich * nach Gott, dem höchſten Herren. * O Edle Roß, * O tugend groß * im Himmel und auff Erden, * deins gleich mag nimmer werden. * Der Sonnen glantz * umbgibt dich gantz, * durch deine That * erwirb mir gnad, * rechtmeßig dich zu ehren * Mein lebenlang * mit gut geſang, * dein Lob muß immer wehren.

Maria fein, * dein klarer ſchein * erleucht am höchſten Throne, * Da dir mit ehrn * von zwölff Stern * wirdt auffgeſetzt ein Krone. * Dreyfältigkeit * hat dich bekleidt, * mit gnaden ſchon umbgeben, * erwirb mir das Leben * ſo lang und viel * biß auff das Ziel. * O Jungfrau ſüß, * hilff, das ich büß * mein ſünd vor meinem ende, * Wan mir zerbricht * mein Hertz und Geiſt, * beut meiner Seel dein hende.

Maria, Jungfraw, * hilff, das ich schaw * dein Kindt an meinem ende. * Schick meiner Seel * Sanct Michael, * das er sie führ behende * Ins Himmelreich, * Da alle gleich, * Die Engel frölich singen, * ihr stim thut hell erklingen * „Heilig, Heilig, * Du bist Heilig, * O starker Gott, * Herr Sabaoth, * regiert gewaltiglichen." * So hat ein end * all mein elend, * ich frew mich Ewiglichen.

2. Von unser frawen.

Maria muter raine mait, * groz lob und ere sei dir gesait, * dein wirdikait * ist weit und brait * schon ouzgelait, * niemant kan si voldichten. * Du bist der hac * und auch der wac, * da got in lac * an aine viertzic wochen. * Du bist der brunn, * dadurch die sunn * scheint schon mit wunn, * ir schein wart nie tzerbrochen. * Du bist daz edel mirrennaz, * dartzu ain kiusch monstrantzenglas, * da got in was * und nie vergaz * des grozen haz, * den kriec wolt er vernichten. * Der hett gewert vil tousend jar * an ainz tzwaihundert, daz ist war, * biz daz der clar * keüsch adelar * sich selb gebar * in ainer rainen maide, * da er sich ouz dem himel swanc * und durch ir kiuschez hertz eindranc * an argen, wanc * ir unbesanc * schon mit im ranc, * daz tet dem tiufel laide. * In ir entsproz * der fürste groz, * menschen genoz * wart got in irem leibe. * Maria muter onz erwelt, * groz freud hab ich dir tzugetzelt, * daz du den helt * brachtest in die kelt * gar ungemelt * alhier oef disе erden. * Da du in vor dir ligen sacht, * ain clainez kint mit grozer macht, * daz du hast bracht * an der cristnacht, * ich hab bedacht, * daz dir nie baz kunt werden. * Seit alle fro, * singt jubilo alpha et o * dem hochgelopten herren usw.[9])

Es komt ein schif geladen.

Es kumpt ein schiff geladen * recht uff sin höchstes port, * es bringt uns den sune des vatters, * dz ewig wore wort. * Uff ainem stillen wage * kumpt uns das schiffelin, * es bringt uns riche gabe, * die heren künigin. * Maria, du edler rose aller sälden ain zwy, * du schöner zitenlose * mach uns von sünden fry, * Dz schifflin dz gat stille * und bringt uns richen last, * der segel ist die minne, * der hailig gaist der mast.[10])

Neben den Verkündigungsliedern sind die Schmerzenslieder am zahlreichsten vertreten. In den Passionsspielen sang die Schmerzensmutter:

Awe des ganges, den ich gen * mit jamer und mit rewen. * Ich mag gesiczen noch gesten, * mein laid das wil sich newen. * Awe, awe, * awe, ich hör einen grossen ruef, * das ist jesus, der mich beschuef, * ich hör seiner angsten not, * awe und wer ich für in Tod. * Awe, awe, awe jemerleicher chlag, * die ich mueter ainew trag * von des todes wane. * Wainen was mir unbechant, * seid ich mueter wart genannt * und doch mannes ane. * Nu ist zewainen mir geschehen, * seid ich deinen tod müs anesehen, * den ich ane schwäre gar * muter unde mait gepar usw.[11])

Die Schmerzen Mariens besangen auch die „Geisselbrüder", die im 13.—15. Jahrhundert in großer Zahl durch die Lande zogen, um durch harte Bußmittel, zumal durch Selbstgeißelungen, den sittlichen Ernst zu heben. Eine Strophe beginnt:[12])

Maria stunt in großen nöten, * da fü ir liebes kint sach töten, * ein swerte ir durch die sele sneit, * daz lo dir, sünder, wesen leit. * Des hilf uns, lieber herre got, * des bitten wir dich durch dinen tot! * Maria bat den

sun, den süßen, * liebes kint, so lo sü dir büßen, * so will ich schicken, daz sü mußen * bekeren sich, * des bitt ich dich, * vil liebes kint, des gewer du mich! * Des bitten wir sünder auch alle gelich. * Durch got vergießen wir unser blut, * daz sie uns für die sünde gut!

Von den Schmerzensliedern Marias ist offenbar das verbreitetste das Stabat mater dolorosa. Es wird meist dem Franziskaner Jacopone von Todi († 1306) zugeschrieben. Neuere Forscher aber denken an den noch größeren Franziskaner, den Ordensgeneral Bonaventura († 1274).[13]) Der deutschen Übersetzungen gibt es über 100, schon allein ein Beweis für seine einzige Beliebtheit des betenden und singenden Volkes. Wir geben die Übersetzung von L. Dreves.

Stand die schmerz- und thränenreiche * Mutter, wo der todesbleiche * Sohn am Kreuzesstamme hing; * Durch ihr Herz, das angsterfüllte, * Kummerschwere, nachtumhüllte, * Eines Schwertes Schärfe ging.

Wie betrübt, wie grambeladen * Mocht' die Mutter voller Gnaden * Jenes Eingebornen sein. * Wie mocht' zagen sie und klagen, * Was ertragen, da sie schlagen * Sah den Sohn ans Kreuz der Pein!

Wessen Auge würd' nicht tauen, * Könnt' es Christi Mutter schauen * In so großer Traurigkeit! * Wer möcht' nicht vor Gram vergehen, * Könnt' die Liebende er sehen, * Teilen ihres Sohnes Leid!

Um der Menschheit Schuld zu zahlen, * Sieht sie Jesum herbe Qualen * Dulden und der Geißel Schlag; * Sieht den Sohn, den lieben, lechzen, * Hört ihn seufzen, hört ihn ächzen, * Schaut ihn sterben allgemach.

Fromme Mutter, Liebesbronnen, * Laß mich, ganz von Schmerz durchronnen, * Mit dir trauern um dein

Weh, * Gib, daß sei mein Herz getrieben, * Jesum Christum so zu lieben, * Daß er huldreich auf mich seh'!

Heil'ge Mutter, jene Schmerzen * Des Gekreuzigten, dem Herzen * Präge ein sie mächtiglich; * Was erdulden, ohn' Verschulden * Mußt' dein Sohn für mich in Hulden, * Laß mit dir es teilen mich.

Laß dein Weinen um den Reinen * Mit dem meinen sich vereinen * Bis zu meiner letzten Stund'! * Trauernd mich mit dir zu sehen * An dem Fuß des Kreuzes stehen, * Sehn' ich mich aus Herzensgrund.

Jungfrau, aller Jungfrau'n Krone, * Gnädig sei mir Erdensohne, * Laß mich traurig sein mit dir, * Laß mich tragen Christi Plagen * Und die Wunden, ihm geschlagen, * Wie sein Tod sein heilig mir.

Laß der Wunden Schmerz mich teilen, * Brünstig mich am Kreuze weilen, * Trunken von dem Blut des Sohn's! * Daß die Glut mich nicht verzehre, * Schutz, o Jungfrau, mir gewähre * An dem Tag des Richterthrons!

Christe, wird mein Ende nahen, * Laß die Palme mich empfahen * Durch der heil'gen Mutter Flehn; * Wann der Leib dereinst erstirbet, * Daß die Seele dann erwirbet, * Ein ins Paradies zu gehn!

Den Glauben und die Hoffnung Marias an ihren Sohn, obgleich er am Kreuze verblaßt war, besingt Petrus Olavi, der Beichtvater der hl. Brigitta von Schweden († 1378) in dem Kloster Wadstena, wo Maria besonders verehrt wurde. Sein Hymnus beginnt: Rubens rosa tunc palluit:

Die rote Rose wurde welk * Als mit dem Tod am Kreuzgebälk * Die Jungfrau litt; * Ihr tat der Mund * Des Sehers schon die Leiden kund.

Das Gold ist in den Schmutz getrauft, * Das diese ganze Welt erkauft, * Wenn Christus wird der Erde Raub * Und nicht ersteht aus Tod und Staub.

Marias Hoffnung ward nicht wank, * Nur ihr der Glaube niemals sank; * Ob alles Volk vom Sohne ließ, * Sie hoffte, was der Sohn verhieß.

O klare Lampe, süße Schau, * Die aller Welten großen Bau * Wohnung im engen Kelch gewährt, * Mit ihrem hellen Licht genährt.

Die Taube, die des Ölbaums Blatt * Als Pfand der Huld getragen hat, * Ward als Marias Bild gesandt * Der neuerlangten Gnade Pfand.

Gedenke unser, Königin, * Durchleuchte unsren trüben Sinn * Und gib des Glaubens reines Gut, * Des Hoffens Kraft, der Liebe Glut!

Der lyrisch-poetischen Mariendichtung mußte die musikalische Marienverehrung von selbst folgen. Auch hier liegt der Ursprung im Morgenlande. Über die Melodien aber können wir kein Urteil gewinnen, da die Dokumente fehlen. Aber in diesem Punkte verlief, wie überall, die Entwicklung von den einfachen Formen des Gregorianischen Chorals bis zu der polyphonen Messe des klassischen Zeitalters, etwa der Messe Assumpta est Maria von Palestrina.

Als der Papst Sergius I. um 700 für die vier ältesten Marienfeste Prozessionen anordnete, konnte er für deren Gesänge sich auf eine griechische Liedersammlung stützen, die den Namen „Theotokia", Lieder zu Ehren der Gottesgebärerin, führte. Eine gewisse Einordnung marianischer Lieder in die lateinische Liturgie hatte schon Papst Gregor d. G. († 604) vorgenommen. Die Verteilung solcher Lieder auf das Stundengebet

und die Messe war eine naturgemäße. Dabei ergab sich in der Entwicklung, daß zuerst Raum und Gelegenheit für solche Gesänge in dem Stundengebete war. Hier nahm das Magnifikat mit seinen acht Tönen oder Melodien den Hauptrang ein. Dazu traten bald die marianischen Antiphonen und Hymnen. In der Messe fügten sich passend marianische Gesänge ein in den nach den Tagen wechselnden Teilen (Proprium Missae) wie im Eingang, Graduale, Offertorium. Zu den am häufigsten vertonten Marienliedern gehört das Magnificat und das Stabat mater.

Die großen Maler des 16. Jahrhunderts ließen in ihren Marienbildern die Engel mit musikalischen Instrumenten der Himmelskönigin ihre Loblieder singen. Diese Engel sind die Vertreter jener Dichter und Musiker aller christlichen Zeiten, die in ihrer künstlerischen und religiösen Begeisterung nach einem Madonnen-Ideal in der Tonkunst rangen, wie die Maler und Bildhauer je in ihrer Kunst. Die Führung lag auch hier abwechselnd in den Händen von Autoren verschiedener Länder. Die Niederlande und besonders Italien, das klassische Land marianischer Kunst, sind hier an erster Stelle zu nennen. Von der Messe Assumpta est Palestrinas sagt ein neuerer Musikforscher, der Genius des Meisters schwebe hier im reinsten Äther, und es liege eine Hoheit, Anmut und Begeisterung in dieser Messe, daß man sich unwillkürlich zu einer Vergleichung mit Raffaels „Sixtinischer Madonna", ihrem würdigsten idealen Vorbilde, hingerissen fühlt. Katholik und Nichtkatholik sind in ihrem Urteil darüber einig, daß die poetische wie musikalische Marienverehrung der Kirche neben der in Malerei und Plastik einen ganz ungeheueren und nicht leicht zu überschätzen-

den Einfluß auf das kulturelle und religiöse Leben der christlichen Völker ausgeübt hat. Auch freisinnige Protestanten, die sich durch kein Mariendogma gebunden erachten, treten in diesem Punkte auf unsere Seite. So schließt Eugen Schmitz seine reichen Ausführungen über „Das Madonnen-Ideal in der Tonkunst" mit dem bemerkenswerten Bekenntnis: „Wenn wir von solch überwältigendem Bilde künstlerischer Anregung nun scheiden, so geschieht dies, tief durchdrungen von der Wahrheit des schönen Wortes, das Paul de Lagarde, der Protestant, dereinst geprägt hat, da er meinte: Wahre Ströme von Segen und Poesie sind aus dem Madonnenbild auf die Menschheit herniedergeflossen."

29. Maria und der Protestantismus.

„Es will mit Herzen bedacht sein, was da sei Mutter Gottes sein." Luther.

„Von Anfang an ist es nicht so gewesen", sagt der Heiland einmal zu den Juden über eine ihrer damaligen religiösen Anschauungen.[1]) Dieses Wort kann man auch gegen die Protestanten, rücksichtlich ihrer Stellung zur Marienverehrung verwenden. Vom Anfang an war der Protestantismus keineswegs marienfeindlich gesinnt. Er hatte wohl allerlei an der katholischen Marienverehrung, wie sie in ihrer bunten, reichen, volkstümlichen, von der strengen Dogmatik nicht selten etwas losgelösten Art damals in der Kirche üblich war, zu mäkeln und zu sichten, aber von der kalten, leichtfertigen, gefühllosen, oft frivolen Art, womit der Protestantismus des verflossenen Jahrhunderts in Wort und Schrift Maria durchgängig behandelt, war der Alt-

protestantismus weit entfernt! Neuere protestantische Forscher haben oft geklagt, daß Luther überhaupt noch kein moderner Christ gewesen sei, sondern daß er noch ganz im Mittelalter lebe, und daß ihm die mittelalterliche Frömmigkeit noch ganz und gar im Blute steckte. Wir wollen diese Behauptung hier auf sich beruhen lassen, müssen aber hervorheben, daß er und seine damaligen Gesinnungsgenossen die würdelose Weise, über Maria zu sprechen, nicht kennen und, nach ihren Schriften zu urteilen, auch verwerfen würden.

Worin liegt der Grund dieser protestantischen Verschiedenheit von einst und jetzt? Das ist leicht zu sagen. Die Altprotestanten standen dem Dogma von Christus und von der inspirierten Bibel noch mit Ehrfurcht und Gläubigkeit gegenüber. Sie nahmen mit Überzeugung ihre Texte aus der Heiligen Schrift und hielten sie für Gottes Wort. Und wenn sie auch in der Auslegung derselben da und dort, zumal in der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders, ihre eigenen Wege gingen, so lagen die marianischen Texte doch so einfach und klar vor den Augen der Leser, daß ihr rechter Sinn mit der Bibel stand und fiel. Wo die Bibel angenommen wurde, war an ihrem Sinn in diesem Punkte kein Zweifel mehr möglich. Wer das Lukasevangelium bibelgläubig erklärt, der kann unmöglich verächtlich von Maria denken oder reden. Erst mußten von der protestantischen Kritik seit der Aufklärung alle Lichter der göttlichen Offenbarung ausgelöscht werden, dann konnte der nicht selten wilde Krieg und die rohe Polemik gegen den „katholischen Aberglauben des Mariendienstes" beginnen. Wir beobachten aber mit aufrichtiger Anerkennung, daß seit dem Weltkriege weithin eine Besin-

nung eingetreten ist und Empfindungen über die Marienverehrung ausgesprochen werden, die uns Katholiken sehr wohltuend berühren und Hoffnung auf immer besseres Verständnis unserer marianischen Art geben.

Wer die altprotestantische Stellung und Stimmung in diesem Punkte kennen lernen will, der muß die Erklärungen über marianische Bibelworte aus jener Zeit nachlesen, da findet er sie. Der Zwang der Texte ist so gewaltig, daß ihnen kein Redlicher entrinnen kann. Wir heben einige Beispiele hervor.

Da stoßen wir vor allem und zuerst auf die Erklärung Luthers zum Magnifikat. Schon die geschichtlichen Umstände ihres Zustandekommens sind bemerkenswert. Luther wollte dem jungen Herzog Johann Friedrich von Sachsen eine Ermahnung zum frommen, gottgefälligen Staatsregiment geben. „Und nun weiß ich in aller Schrift nichts", sagt er in dem Begleitschreiben, „was hierzu so wohl dienlich ist als dieses heilige Lied der hochgebenedeiten Mutter Gottes, das wahrlich allen, die wohlregieren und heilsame Herrn sein wollen, wohl zu lernen und zu behalten ist. Sie singet fürwahr hierin aufs allerlieblichste von der Gottesfurcht und was Gott für ein Herr sei, besonders welches sein Werk sei in hohen und niedrigen Ständen. Laß einen anderen seiner Metze zuhören, die da ein weltlich Lied singt, ein Fürst und Herr höret billig dieser züchtigen Jungfrau zu, die ihm ein geistlich reines, heilsames Lied singt. Es ist auch kein unbilliger Brauch, daß in allen Kirchen dies Lied täglich in der Vesper, dazu mit besonderer ziemlicher Weise vor anderem Gesang gesungen werde. Diese selbige zarte Mutter Gottes wolle mir erwerben den Geist, diesen ihren

Gesang nützlich und gründlich auszulegen." So endet diese warme Einleitung in eine Anrufung Mariens zum geistigen Beistand zur guten Ausführung des unternommenen Werkes. Aus der Erklärung des Magnifikat selbst, an der Luther fast ein Jahr arbeitete, und die an die fünfzig Seiten Kleindruck im Format unseres Katechismus ausmacht, sagt er unter anderem folgendes: „Diesen heiligen Lobgesang ordentlich zu verstehen, ist zu bemerken, daß die hochgelobte Jungfrau Maria aus eigener Erfahrung redet, darinnen sie durch den Heiligen Geist ist erleuchtet und gelehret worden." „Das Wort (das Magnifikat) geht aus großer Inbrunst und überschwänglicher Freude hervor, darin sich ganz ihr Gemüt und Leben von inwendig im Geist erhebt. Darum spricht sie nicht: Ich erhebe Gott, sondern meine Seele, als wollte sie sagen: Es schwebt mein Leben und all mein Sinn in Gottes Liebe, Lob und hohen Freuden." Dann preist er ihre tiefe Demut und Festigkeit: „Sie findet sich als Gottesmutter über allen Menschen erhaben und bleibt doch so einfältig und gelassen, daß sie darum nicht eine geringe Dienstmagd hätte unter sich gehalten." Wir sind so unbeständig im Guten, „aber dies Herz Maria steht fest und gleich in aller Zeit, läßt Gott in ihr wirken nach seinem Willen, nimmt nicht mehr davon als einen guten Trost, Freude und Zuversicht in Gott. Also sollten auch wir tun, das wäre ein recht Magnifikat gesungen." Er warnt dann zwar, aus Maria nicht einen „Abgott" zu machen, weil sie ja all ihre Gnaden von Gott habe. „Man findet wohl etliche, die bei ihr als bei einem Gott Hilfe und Trost suchen", aber dennoch: „ihr Lobpreis wird währen von einem Geschlecht ins andere, so daß keine Zeit sei,

darin sie nicht gepriesen werde." Das wünscht er offenbar auch für die von ihm gestiftete Religion. Auch die „Fürbitte" Mariens läßt er sich gefallen; „denn es ist recht und wohlgetan, füreinander zu bitten." „Sie will nicht, daß du zu ihr kommst", mahnt er dann vorsichtig, „sondern durch sie zu Gott". Am lautersten und wärmsten sprudelt die mittelalterliche Marienfrömmigkeit bei Luther in der Erklärung der „großen Dinge, die der Herr an ihr getan hat": „Die großen Dinge sind nichts anderes, denn daß sie Gottes Mutter ist geworden, in welchem Werk so viele und so große Güter ihr gegeben sind, daß sie niemand begreifen kann; denn daraus folget alle Ehre, alle Seligkeit, und daß sie im ganzen menschlichen Geschlechte eine einzige Person ist, über alle, der niemand gleich ist, daß sie mit dem himmlischen Vater ein Kind, und ein solches Kind, und sie selber kann diesem großen Ding keinen Namen geben, so überschwänglich groß sind sie, und sie muß es damit bewenden lassen, daß sie es herausbrunstet (betet) und herausschäumet: Es seien große Dinge, die nicht auszureden noch auszumessen seien. Darum in ein Wort hat man alle ihre Ehren einbegriffen; so man sie Gottesmutter nennt, kann niemand Größeres von ihr, noch zu ihr sagen, wenn er gleich so viele Zungen hätte als Laub und Gras, als Sterne am Himmel und Sand am Meere ist. Es will mit Herzen bedacht sein, was da sei Mutter Gottes sein."

Wir meinen in diesen Worten die süßen Töne der mittelalterlichen Marienfrömmigkeit von der „Jungfrau zart und rein", von der „demütigen, reinen Mutter und Maget" zu hören. Tauler, den Luther kannte, singt: „Maria, Gottes Mutter, gelobet mußt du sein! Jesus

ist unser Bruder, das liebe Kindelein." „Maria, Gottes Mutter, dein Lob ist also breit! Jesus ist unser Bruder, gibt dir Großwürdigkeit."[2]) Ein unbekannter Zeitgenosse Luthers läßt sich um 1500 folgendermaßen vernehmen: „Maria, Maid, sei mein Geleit zu deinem Kinde mit Worten linde."[3]) Und im selben Ton ein anderer: „Es fiel ein Himmelstaue in eine Jungfrau fein, es war kein besser Fraue, das macht ihr Kindelein. Ob sie schon hat geboren, blieb sie doch Jungfrau rein. O Jungfrau auserkoren, Lob muß dir allzeit sein."[4]) Man sieht, wie Protestanten und Katholiken im Anfange aus demselben gläubigen Herzen, in denselben schmelzenden Tönen das Lob der Gottesmutter sangen.

Luther stand hier keineswegs allein; wenn auch seine übrigen Gesinnungsgenossen die Tiefe seiner religiösen Empfindung und die Kraft seines Ausdrucks nicht erreichen, so reden doch auch sie mit hoher Ehrfurcht von Maria. So schreibt Ökolampadius von Basel: „Niemals wird, wie ich durch Gott sicher hoffe, von mir gehört werden, daß ich vor Maria eine Abneigung hätte. Gegen sie weniger gut gesinnt sein, halte ich für ein sicheres Anzeichen eines verworfenen Gemütes. Die da über alle ist, die die Königin von allen ist (regina omnium), die der Herr vor allen geehrt hat, der keine andere gleich erfunden wird: was sollte sie nicht empfangen haben, wodurch sie als die allervorzüglichste (eminentissima) sich erweiset." Wieder ein anderer, Brentius in Straßburg, meint: „Maria wird voll der Gnade genannt, weil sie von Gott zu Gnaden aufgenommen wurde, weil er ihr zugetan ist, und weil sie vom Herrn schon mit vielen Gaben gezieret ist und auch ferner gezieret werden soll." „Wenn wir aufs Neue Testament

kommen", schreibt ein holländischer Protestant jener Zeit, „so erhebt ihr Haupt unermeßlich weit über allen anderen Weibern Maria, die Mutter des Herrn." „Wenn ich die allerseligste Jungfrau selbst betrachte, die der allerhöchste Gott einer solchen Ehre gewürdigt hat, daß sie des Erlösers der ganzen Welt Mutter sei, und deshalb unter allen Weibern gebenedeit und von allen Nachkommen mit großen Lobeserhebungen gefeiert werden muß, so wird mir, wie ich hoffe, kein verständiger Mann es übel deuten können, daß auch ich unter den bescheidenen Verehrern Mariens mit meinem Namen auftrete." Auch diese Stimme gehört jener Zeit an.

Selbst Calvin, der heftigste Gegner des katholischen Mariendienstes, der überall Götzendienst wittert, muß doch aus biblischem Texteszwang bekennen: „Heute kann man die durch Christum erworbene Seligkeit nicht feiern, ohne zugleich dabei zu erinnern, wie herrlich Gott Maria gezieret hat, die er zur Mutter seines eingeborenen Sohnes haben wollte."[5])

Wie sehr die alten Protestanten noch unter dem mächtigen Einfluß des mittelalterlichen Marienglaubens standen, geht auch aus den mancherlei ehrenden Ausdrücken hervor, womit sie Maria in den sog. „Symbolischen Büchern" gedenken, die die von ihnen verfaßten Glaubensbekenntnisse enthalten. Wir heben einige daraus hervor. Sie nennen Maria „eine reine, heilige Jungfrau".[6]) Die berühmte „Konkordienformel" bekennt, daß „Maria, die hochgelobte Jungfrau, nicht einen pur lauteren Menschen, sondern einen solchen Menschen, der wahrhaftig der Sohn Gottes, des Allerhöchsten, ist, geboren hat, wie der Engel zeuget; welcher Sohn seine göttliche Majestät auch im Mutterleibe erzeiget, daß er

von einer Jungfrau, unverletzt ihrer Jungfrauschaft, geboren (wurde). Darum sie wahrhaftig Gottes Mutter und gleichwohl eine Jungfrau geblieben ist."[7]) „Es wird gelehrt", heißt es im Augsburger Bekenntnis, „daß Gott der Sohn sei Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria."[8]) Ähnliche Anerkennungen Marias als der reinsten Jungfrau und Gottesmutter ließen sich noch mehrere anführen. Freilich tritt die „Apologie des Augsburger Bekenntnisses" auch gegen Übertreibungen auf, wie sie dann und wann in der volkstümlichen Marienverehrung wohl vorkommen mochten. Sie meint: „Man soll nicht vertrauen, daß wir wegen des Verdienstes Mariä vor Gott gerecht werden." „Ob nun gleich Maria, die Mutter Gottes, für die Kirche bittet" — also auch die Fürbitte Marias nahm man damals noch an —, „so ist doch das zuviel, daß sie sollt den Tod überwinden, daß sie für der großen Gewalt des Satans uns behüten sollt. Denn was wäre Christus not, wenn Maria das vermöchte? Denn wiewohl sie alles höchsten Lobes wert ist, so will sie doch nicht Christo gleichgehalten werden, sondern will vielmehr, daß wir die Exempel ihres Glaubens und ihrer Demut folgen sollen." „Allein um Christi Verdienst willen erlangen wir Vergebung der Sünde und Seligkeit, wenn wir an ihn glauben."[9]) Hier kämpft man für eine Wahrheit, die auch wir verteidigen, die auch die Scholastik klar und bestimmt vorgetragen hat. Jeder Theologe weiß, ein wie zarter und glühender Verehrer der Mutter Gottes der hl. Bonaventura war, der da geschrieben hat, daß Gott wohl eine größere Welt, aber keine größere Mutter sich erschaffen konnte, und doch unterscheidet er dogmatisch kühl zwischen Mutter und

Sohn: Der Sohn hat die hl. Jungfrau geehrt und ihr als Mutter sogar im Gehorsam sich unterworfen. Aber daraus folgt keineswegs ihre Gleichheit: „Er hat sie nicht verehrt als Göttin, sondern wie der Sohn die Mutter ehrt." „Die Person der Mutter ist unendlich niedriger als die Person des Sohnes." „Maria ist die Mutter und die Magd."[10]) Man sagt wohl, daß die Ehre der Mutter auf den Sohn übertragen wird. Das ist zwar wahr, aber daraus folgt nicht, sagt er, „daß alle Ehre, die dem Sohne erwiesen wird, auch der Mutter zu erweisen ist, weil das nicht den Sohn ehren, sondern vielmehr dem Sohne Schmach zufügen hieße, indem man die Ehre, die ihm allein gebührt, einem anderen erweisen würde."[11]) „Maria, die ganz voll der Wahrheit ist, bedarf nicht unserer Lügen." Die Altprotestanten hätten daher für ihre Warnung, Maria nicht zum Abgott und Erlöser zu machen, sich auf die Scholastik berufen sollen, die diese Warnung schon früher ausgesprochen hatte, und die hier ganz gewissenhaft unterschieden hatte zwischen dem Kult, der dem ewigen Gott gebührt (latria) und dem, der den kreatürlichen Heiligen (dulia), und wäre sie auch die heilige Gottesmutter (hyperdulia), erwiesen wird. Es ist wahr, daß die volkstümliche Mariologie bisweilen sich in den Ausdrücken vergriffen hat, aber auch diese populäre Mariologie verstand es durchgängig, einzig und allein von der Fürbitte Mariens, wenn sie sich an sie um Errettung und Heil, um Erbarmung und Schutz, um Hilfe gegen Satan und Eingang zur ewigen Seligkeit wandte.

Daß bisweilen diese volkstümliche Marien- und Heiligenverehrung auf unsicheren dogmatischen Wegen sich bewegte, hat das Tridentinum selbst zugegeben. Es

lehrt dann positiv, daß die Heiligenverehrung „gut und nützlich“ sei, aber es macht sie keinem zu einer heilsnotwendigen Pflicht. Nie hat die Kirche erklärt, daß man ohne die Verehrung der Heiligen oder eines gewissen Heiligen nicht selig werden könne.

Die Ehrfurcht der Protestanten vor Maria hat dann in der Folge immer mehr abgenommen, und die Polemik gegen den „katholischen Mariendienst“ wurde nach und nach immer mehr als protestantische Pflicht empfunden. Doch im protestantischen Volke selbst hatte Maria immer noch ihren Platz. Es sah in den Kirchen immer noch die altehrwürdigen Marienbilder an der alten bekannten Stelle: Maria mit dem Kinde. Es sah immer noch die alten Marienaltäre mit den Symbolen der biblischen Geheimnisse. Es hörte immer noch von der Kanzel, am lautesten auf Weihnachten, die biblischen Nachrichten von Maria und ihrem Sohne. Es blieb immer noch, ja nicht selten bis heute noch, beim Läuten des Angelus, das vielfach auf einer frommen Stiftung beruhte. Es feierte noch Jahrzehnte mit den Katholiken in manchen Gegenden die alten Marienfeste. Der berühmte protestantische Theologe Augusti († 1841) rechtfertigt noch im eben verflossenen Jahrhundert diesen Brauch, indem er schreibt: „Daß das Andenken der hl. Jungfrau in der christlichen Kirche gefeiert wird, bedarf schwerlich einer Rechtfertigung, da in der Natur der Sache und in der Geschichte so wichtige Gründe dafür vorliegen.“[12]) Freilich war der gelehrte Mann tief durchdrungen von dem Glauben an die Gottheit Christi.

Es wurde früher ausgeführt, daß das Mittelalter äußerst reich an *marianischer Poesie* war. Man feierte Maria in Gebeten, aber auch in Liedern. Beson-

ders fruchtbar war es an poetischen Marienleben und Marienklagen. Spuren solcher Marienklagen, worin die Schmerzensmutter besungen wurde, finden sich auch im Protestantismus. In einer solchen protestantischen Mariendichtung aus dem 17. Jahrhundert schaut der Dichter Maria unter dem Kreuze und spricht ihr in folgender Weise seine Teilnahme aus:

„Ach, da kommt mir zu Gesichte * Ein gebenedeites Licht; * Naß beperlt, bleich von Wangen, * Schmerz und Pein wird dir vermehrt, * Andre Eva, weil ein Swert * Durch die Seele dir gegangen, * Edle Mutter, reine Magd, * Die der Allmacht so behagt, * Daß sein Geist dich durchgestrahlt; * Kannst du noch vor Angst und Pein * Ebenda zugegen sein, * Wo dein Sohn für uns bezahlt?“ — „Dann die Gottesgebärerin * Fand ich plötzlich sinken hin * Und wie Marmor hart erstarren. * Zweifelnd, was ich machen sollt', * Als ich zu dem Heiland wollt', * Hieß mich Angst bei ihr verharren; * Wer mit trocknen Wangen steht, * Dem es nicht zu Herzen geht, * Wer darüber nicht erbleichet, * Wenn er schauet diese Pein, * Der gewiß dem Kieselsteine * Und dem Eisen sich vergleicht.“

Vom Erlösungsblute sagt er, daß es anfangs in Mariens Adern lief: „Denn was anfangs deines war, rinnet jetzt aus Christi Wunden.“ Man sieht es den zwar schlichten, aber tief empfundenen Versen nicht an, daß ihr Verfasser ein im 17. Jahrhundert in Lübeck lebender Protestant war.[13])

Katholische Schriftsteller haben mit Genugtuung darauf hingewiesen, wie auch in den weltlichen Dichtungen und sogar bei den größten Autoren Maria nicht selten eine sympathische Behandlung gefunden hat. Es

sei nur an Goethe erinnert, der den Ton mittelalterlicher oder einfach katholischer Marienfrömmigkeit gut getroffen hat, wenn er Gretchen vor der in der Mauerhöhle mit Blumen geschmückten Mater dolorosa beten läßt: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not! Das Schwert im Herzen, mit tausend Schmerzen blickst auf zu deines Sohnes Tod. Zum Vater blickst du, und Seufzer schickst du hinauf um sein' und deine Not."

Der Neuprotestantismus, der aus dem Rationalismus der Aufklärungszeit geboren wurde, nimmt zur katholischen Marienverehrung eine ganz schroff ablehnende Stellung ein. Er hat jegliches Verständnis für die Größe Mariens, für die sich der Altprotestantismus trotz allem doch noch warm zu begeistern vermochte, verloren. Das zeigt sich schon rein äußerlich dadurch, daß er zu ihrem Namen nie mehr ein auszeichnendes Ehrenprädikat, nicht einmal mehr das „heilig" setzt, das man sonst doch wohl noch Kirchenvätern und Aszeten freigebig beifügt, sondern durchgängig wie auf allgemeines Verabreden einfach „die Maria" sagt. Wir haben vorhin gesehen, wie ganz anders es in dieser Hinsicht mit den altprotestantischen Bekenntnisschriften steht. Freilich kann ein Blinder wahrnehmen, worin diese Respektlosigkeit ihren Grund hat: Wo Christus von seinem Throne gestürzt ist, kann der Mutter keinerlei Piedestal mehr gewährt werden. Die alte katholische, immer wiederholte Behauptung, daß in der Mutter der Sohn geehrt werde, ist heute in ihrer Umkehrung zum Greifen nahe vor unsere Augen gerückt. Welche religiöse Bedeutung kann man Maria zumessen, wenn man Jesus für einen bloßen Menschen

hält, der durch die ungläubige Kritik längst als eine überwundene Autorität erwiesen sei. Stürzt der Herzog, kann man auch hier sagen, dann fällt der Mantel nach. Die liberale Kritik weiß auch ganz genau zu sagen, wie Maria ursprünglich zu ihren Ehren in der katholischen Kirche gekommen sei: nicht auf dem Wege des Glaubens, sondern der Entlehnung aus dem Heidentum: der heidnische Kult sei zum christlichen geworden, die alten Götter seien zu Engeln und Heiligen geworden. „Die verschiedenen „Mutter Gottes", die durch die mannigfaltigsten Weihegeschenke geehrt werden — dort will sie Früchte, und hier will sie Tiere —, zeigen nur, daß Demeter, Venus, Juno und unzählige andere große Mütter und heilige oder unheilige Jungfrauen in die eine Mutter aufgegangen sind", schreibt Harnack.[14]) Es ist von Interesse, mit dieser seiner „Mariologie" seine „Christologie" zu vergleichen. Wie er keine Mariologie kennt, so auch keine Christologie. Mit Nachdruck spricht er den Satz aus, daß Jesus gar keine Stellung im Evangelium habe: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat."[15]) Wer nur die Biblische Geschichte der Schule kennt, begreift das Ungeheuerliche dieser Behauptung. Und was ist im Urteile Harnacks Jesus? „Dies empfindende, betende, handelnde, ringende und leidende Ich ist ein Mensch, der sich auch seinem Gott gegenüber mit anderen Menschen zusammenschließt."[16]) Man sieht es wieder, wie Mutter und Sohn miteinander stehen und fallen.

Es ist selbstverständlich, daß in das ablehnende Urteil des Altmeisters der Chorus der Jünger einstimmt und zwar im Namen der Wissenschaft, genauer, der Re-

ligionsgeschichte. Es ist eine längst bekannte, schon durch die Apostelgeschichte bezeugte Tatsache — zu Ephesus schrie man Paulus entgegen: „Groß ist die Diana der Epheser“[17]) —, daß die Heiden nicht nur Götter, sondern auch Göttinnen verehrten und zu ihrem Kulte prachtvolle Tempelbauten errichteten. Vielfach war diese Verehrung mit den häßlichsten Unzuchtspraktiken verbunden. Es ist auch begreiflich, daß die Kirche bei ihrem Eindringen in die heidnischen Gegenden vor allem und zunächst auf Beseitigung der Kultstätten und ihres lichtscheuen Wesens hinarbeitete. Wie aber konnte dies leichter und rascher geschehen als dadurch, daß man die heidnischen Tempel einfach in christliche umwandelte und die heidnischen Kulte in christliche veränderte oder, besser gesagt, durch diese ersetzte. Es soll gar nicht bestritten werden, daß auf diese Weise und aus diesem Grunde Maria bisweilen äußerlich an die Stelle einer antiken Göttin getreten ist, daß das Fest einer Göttin von einem Marienfeste verdrängt wurde, ja, daß Zeremonien heidnischer Kulte einfach übernommen und nach und nach mit christlichen Gedanken und Empfindungen belebt wurden. Die Sache liegt hier somit so, daß das Christentum das Heidentum überwand, nicht das Heidentum das Christentum; daß Maria die antike Göttermutter verdrängte, nicht aus deren Idee hervorgewachsen ist. Marias Bild leuchtete mit ihrem hellen Scheine von dem Evangelium her in die Christenheit hinein, hatte nicht nötig, sich mit dem Schimmer der heidnischen Göttermutter zu umgeben. Harnack sagt selbst, daß durch die Stellung Marias im apostolischen Glaubensbekenntnis ihr Ansehen für immer gesichert war. Wir halten uns bei diesen landläufigen Einwürfen gegen unseren Marienkult

nicht länger auf und erklären kurz und grundsätzlich, daß kein Katholik bei der von ihm geübten Marienverehrung irgendwie an heidnische Göttinnen und deren Festsitten denkt, sondern einzig und allein an jene hehre Gestalt, zu der der Engel sprach: „Das Heilige, was aus dir geboren werden soll, wird Sohn Gottes genannt werden." Wir Katholiken stehen noch fest genug auf biblischem Grunde, daß uns dieses Wort mit anderen ähnlichen Worten des Evangeliums als heilig gilt.

Der Neuprotestantismus ist durch den Ausgang des Krieges und den Zusammenbruch seines früheren politischen Einflusses arg in Mitleidenschaft geraten, um nicht zu sagen, bis zur Kirchenlosigkeit erschüttert. Ernstere Geister forschen nach den Ursachen. Die Meinungen darüber sind verschieden. Vielfach hört man die Ansicht aussprechen: Unsere Religion hat eine Seele, aber es fehlt ihr der Leib; die katholische Religion hat einen solchen Leib in der äußeren Organisation, in der Hierarchie und in der Liturgie. Daher macht man in gewissen Kreisen den Vorschlag, bei der katholischen Kirche hierarchische (Bischof) und besonders liturgische Anleihen zu machen. Durch Kultus und Liturgie versucht man eine religiöse Belebung in das seiner Kirche gleichgültig gegenüberstehende Volk zu tragen. Es ist von Interesse, daß man sich bei diesem Suchen nach neuen religiösen Belebungsmomenten auch des seit der Aufklärung so arg verlästerten und beschimpften Marienkultus erinnert. „Was fehlt der evangelischen Kirche?" so fragt ein Pastor Jungnickel, und gibt die bemerkenswerte Antwort: „Die evangelische

Kirche ist kalt." „Und was macht sie warm? Wir müssen die Mutter Maria wiederholen!" „Und dann wollen wir die kleinen, armen Marienlieder wiederholen, die so schön sind, als wären sie mit Mondstrahlen niedergeschrieben, oder als hätte sie der Tau ins Land geträufelt. Und dann wollen wir ihre Heimsuchung feiern. Und wir wollen zu ihr beten und zu ihr singen, und ihre Himmelsreinheit wollen wir mit in den Katechismus flechten. Uns fehlt die Mutter Maria. Wir müssen sie zurückholen. Wie eine Rose wird sie aufblühen aus den kalten Steinen unserer Kirche. Ja, wir müssen die deutsche Mutter Maria zurückholen."[18])

Das sind poetisch schöne und von tiefem religiösen Bedürfnis eingegebene Worte. Man gesteht, daß die ganze Kirche „kalt" geworden sei, weil man die warme, mildfreundliche Gestalt der hl. Gottesmutter daraus gewiesen hat. Protestanten dieser Art haben das Gefühl, das Kinder haben, die durch den Tod ihrer Mutter verwaist wurden: es ist so leer und freudelos im Hause geworden. Und dieses Gefühl muß bei tieferen Geistern sich noch steigern, weil sie wissen, daß der Altprotestantismus in diesem Punkte noch zum guten Teil aus dem katholischen Mittelalter lebte. Die Mutter Maria ist nicht eigentlich gestorben, sie ist vertrieben worden; vertrieben nicht von Fremden, sondern von den eigenen ungeratenen Kindern; vertrieben unter dem Vorgeben, die Mutter raube dem Sohne die Ehre. Und nun sind sie beide verschwunden, die Mutter samt dem Sohne. Ja, nun ist's „kalt" geworden, vielfach schauerlich kalt!

Man möchte die Mutter „wiederholen" und dann das Fest ihrer Heimsuchung feiern. Das ist sehr löblich und auch erreichbar; denn es zieht diese Mutter selbst zur

Heimkehr, zur Rückkehr an die alte Stätte. Ihre Bilder stehen aus der katholischen Zeit noch an dem früheren Orte, wo ihre damaligen Kinder mit Gebeten und Liedern, mit Kränzen und Blumen an ihren Festtagen ihr Gedächtnis begingen. Man will aber nicht die romanische, glänzende Madonna, wie man sagt, sondern die „deutsche" Mutter Maria. Auch das bietet keinen Anstand. Jedes Volk hat seine eigenen liturgischen Sitten: wenn man mit dieser Forderung nichts anderes meint als das Recht, die hehre Gestalt Mariens mit deutschem Gemüt und deutscher Empfindungstiefe zu erfassen und zu verehren, dann steht dem nichts entgegen. Man braucht nur an die deutsche Art des mittelalterlichen Mariendienstes anzuknüpfen und das verstaubte Bild Unserer Lieben Frau aus jenen Zeiten wieder hervorzuholen, zu reinigen, zu schmücken und mit einem Lichterkranz zu umgeben, dann hat man die gesuchte „deutsche" Mutter Maria, die anmutige, liebliche, in dem Schimmer der Poesie glänzende Gestalt Unserer Lieben Frau!

Und doch haben wir uns die Heimkehr Mariens zur protestantischen Kirche zu leicht vorgestellt. Man braucht nur einen Blick auf das alte deutsche Bild Unserer Lieben Frau zu werfen, und man sieht, daß hier noch eine äußerst ernste Schwierigkeit besteht: mit einer bloß poetischen Stimmung, einer warmen Gefühlswallung, ist es allein nicht getan. Die mittelalterliche deutsche Maria trägt das göttliche Kind auf dem Arme. Ohne dieses ist ihre Rückkehr nicht denkbar. Wenn man Marias Heimsuchung feiern will, dann muß man sie auch mit jenem Jubelruf empfangen, den Elisabeth bei ihrer damaligen Heimsuchung ihr entgegenbrachte: „Du bist gebenedeit unter

den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes."[19]) Maria kann nicht allein zurückkehren, sie bringt das Kind mit. Wo immer sie war, war sie nie ohne ihren Sohn. Der Christusglaube ist der Weg, aber auch der Preis für die Heimkehr der Mutter Maria. Von der Mutter zum Sohne oder vom Sohne zur Mutter, darüber läßt sich eine Erwägung anstellen; aber die Mutter ohne den Sohn, das ist undenkbar. Und so kommt es zuletzt darauf hinaus, daß die zurückersehnte „deutsche" Mutter Maria die biblische sein muß, die dogmatische, die von Ewigkeit von Gott gesetzte: eine andere hat nie gelebt und ist nirgend zu finden. Und man will doch auch kein selbsterdachtes Phantom — wer könnte sich für seine eigenen Phantasien begeistern —, sondern man will die lebendige, wirkliche Gestalt, wie sie über diese Erde ging, unser Elend, unseren Jammer und unsere Not in diesem Tale der Tränen kennen lernte, und wie sie jetzt als Mutter vom Himmel her in Liebe und Teilnahme auf ihre Kinder herniederschaut, die zwischen Sünde und Vergebung den gefährlichen und beschwerlichen Weg zum Himmel suchen. Daß solche tiefreligiöse katholische Empfindungen auch in einer modernen protestantischen Psyche lebendig werden können, ist gewiß. Der berühmte Maler und Dichter Hans Thoma schildert kürzlich,[20]) wie er in einem Gasthaus in Baden „an einem Hochsommersonntag früh erwachte und aus dem Fenster in den Nebelglanz des aufsteigenden Morgens hinausſah. Nebelschleier umhüllten Tal und Wald, aus deren Glorienschein nun bald die Sonne durchbrechen mußte. Da, aus diesem Morgenglanz heraus, aus dem Tal herauf ertönte das Gebet von Wallfahrern, die zu der Gnadenmutter in Todtmoos pilgerten, mit lautem

Gruß an die himmlische Mutter, ein Lobgesang und auch ein Hilferuf der geängstigten Seele, die unsicher zwischen Gut und Bös ihren Lebensweg gehen muß: ‚Gegrüßet seist du, Maria! Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir! Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus! Heilige Maria, Mutter Gottes! bitt' für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.'

Da durchbrach der Glanz der Sonne die Nebelschleier, und der ganze Morgenhimmel war in Gold gehüllt, wie eine himmlische Verheißung. Mich umgab ein unsagbar heiliges Geheimnis, das für mich ein geoffenbartes Ereignis wurde. Ich verstand so gut den Ruf der bedrängten Menschenseele an die Mutter der Barmherzigkeit, die Bitte um Aufnahme in ihre schützenden Arme aus der Unsicherheit und den Zweifeln des Lebens.

Als die Pilger am Haus vorbeikamen und betend ihres Weges weiterzogen, schloß ich mich ihrem Beten an, bis es in der Ferne verhallte, und wie ein Echo in meinem Herzen tönte es weiter: Gegrüßet seist du, Maria!

Und nun stieg wieder der bekannte nüchterne Alltag aus der Glorie des Morgens herauf mit seiner Geschäftigkeit, mit all den kleinen und großen Plagen und Sorgen und auch Freuden, die Natur und Menschen auf dem Lebenspfad sich auferlegen müssen."

Die religiös-sittlichen Lebenswerte des Katholizismus sind ganz gewaltig; das wird keine objektive Beurteilung in Abrede stellen. Voll empfunden werden sie indes nur von denen, die sich ihm ganz hingeben und ohne subjektivistische Vorbehalte in seinen Lebensstrom hineinbegeben. Das gilt auch von der katholischen Marienverehrung; was sie uns an Rein-

heits-Idealen gibt, für den einzelnen wie für die Gemeinschaft, für Kind, Jüngling, Jungfrau, Familie, Ordens- und Kultleben, das erlebt und erfährt nur der Katholik. Aber es weckt doch auch angenehme Empfindungen, wenn man beobachtet, wie auch geistig hochstehende Protestanten, zumal solche von zarter und tiefer Empfindung, wenn auch nicht aus formeller Neigung zum Katholizismus, dann doch vom Wesen der Religion her bisweilen sich uns nähern und sich mit uns zusammenfinden.

Vor einiger Zeit schrieb ein protestantischer Theologe: „Wir sind Protestanten, aber wir protestieren nicht mehr." Möchte es wahr sein und immer mehr wahr werden. Das wäre das Morgenrot jenes Tages, wo wir wieder einheitlich zu Maria beten und uns gemeinschaftlich von ihr den reichen Segen ihres Kindes erflehen:

Nos cum prole pia
benedicat Virgo Maria!
Durch deinen Sohn, Maria rein,
Laß alle uns gesegnet sein!

Anmerkungen.

1. Eingang. [1]) Jo. 16, 12 f. [2]) Jo. 16, 15. [3]) Lk. 12, 49. [4]) 1 Kor. 3, 11. [5]) Mtth. 13, 31—33. [6]) Peſch, Neſtorius 1921, S. 10. [7]) Dogmengeſch. II[4], S. 476. [8]) Lk. 1, 35. [9]) Röm. 5, 12—21. [10]) Dial. 100. [11]) Epideix. 33. [12]) Adv. haer. 5, 19, 1. [13]) Adv. 3, 21, 7. [14]) Adv. haer. 3, 22, 4. [15]) De carne. 17, 20. [16]) 1 Ti. 2, 5. [17]) Denz. Bannw. 113. [18]) Bartmann, Dogmatik I[5], S. 454 ff; Kellner, Heortol. Aufl. 3, S. 193 f. [19]) Denz. Bannw. 896. [20]) Can. 1255. [21]) Can. 1261.

2. Ewig erwählt. [1]) Spr. 8, 23. [2]) Mtth. 19, 6. [3]) Mtth. 6, 23. [4]) Super Missus, hom. 2. [5]) Gal. 4, 4, vgl. Eph. 1, 10; Mk. 1, 15. [6]) Lk. 2, 25. [7]) Mk. 1, 15. [8]) Gen. 3, 15. [9]) Cant. 6, 9. [10]) Mal. 3, 20, vgl. Dölger, Die Sonne der Gerechtigkeit 1918. [11]) Is. 45, 8. [12]) Jo. 4, 22. [13]) Is. 11, 1. [14]) De symb. 3, 4. [15]) Gen. 22, 18. [16]) Mtth. 8, 12. [17]) Jo. 1. 29. [18]) Gen. 1, 27. [19]) Gal. 3, 28. [20]) Gen. 2, 23. [21]) 1 Petr. 2, 24. [22]) Mtth. 26, 26. [23]) Jo. 6, 52. [24]) Lk. 11, 27 f. [25]) Lk. 1, 35. [26]) Jak. 1, 17. [27]) Gen. 2, 7. [28]) In Ps. 31, 21. [29]) Lk. 2, 35. [30]) Mtth. 10, 30. [31]) Weish. 11, 21. [32]) Mtth. 25, 15. [33]) 1 Kön. 17, 39. [34]) Mtth. 12, 50. [35]) 2 Petr. 1, 10.

3. Immaculata. [1]) Jo. 16, 21. [2]) Jo. 3, 5. [3]) Rö. 5, 12. [4]) 1 Kor. 6, 11. [5]) Denz. Bannw. 16, 41. [6]) 1 Ti. 2, 5. [7]) Pſ. 50, 7. [8]) Adv. haer. 3, 83, 7. [9]) Carm. Nisib. 27, 8. [10]) Gen. 2, 18. [11]) De concep. Virg. 18. [12]) Ex. 15, 8. [13]) Leo. 11, 45. [14]) 1 Theſſ. 4, 3. [15]) Gen. 8, 8. [16]) De Gen. c. Man. 37.

4. Botſchaft Gottes. [1]) Jo. 14, 2. [2]) Parad. 32, 109 ff. [3]) Lk. 1, 26 ff. [4]) Dan. 8, 16 ff; 9, 21 ff. [5]) Lk. 1, 11 ff. [6]) Jo. 1, 46. [7]) Jo. 1, 14. [8]) 2 Kor. 11, 13. [9]) 1 Jo. 4, 1. [10]) Joh. 8, 44. [11]) Is. 7, 13. [12]) Sermo 215, 4.

5. Heiligenbeſuchung. [1]) Lk. 1, 39—45. [2]) Super Missus, homil. 4. [3]) Mk. 6, 5. [4]) Mtth. 7, 6. [5]) Mtth. 3, 17. [6]) Mtth.

11, 10. [7]) Jo. 3, 30. [8]) Eph. 2, 20. [9]) 2 Ti. 2, 19. [10]) Mtth. 11, 14. [11]) Lk. 10, 24. [12]) 1 Kor. 12, 19; vgl. Rö. 12, 4.

6. Gottes Mutter. [1]) Jo. 1, 1. [2]) Sermo 22. [3]) Denz. Bannw. 113. [4]) Denz. Bannw. 54. [5]) Denz. Bannw. 113. [6]) Rö. 9, 5. [6a]) Jo. 2, 4. [7]) Jo. 2, 1. [8]) Friedrich, Mariol. Augustins, S. 152. [9]) Gal. 4, 4. [10]) S. 7. [11]) Tract. adv. quinque haereses cp. 5.

7. Jungfrau der Jungfrauen. [1]) Mtth. 15, 13. [2]) Rö. 7, 14. [3]) Mtth. 19, 12. [4]) Mtth. 5, 23, vgl. Pred. 4, 17. [5]) 1 Jo. 2, 16. [6]) Jo. 3, 31; 8, 23. [7]) Sermo 51, 25. [8]) Friedrich, Mariol. Aug. 108 ff. [9]) Is. 7, 14. [10]) Mtth. 1, 21. [11]) Lk. 1, 37. [12]) Jo. 1, 45. [13]) Jo. 7, 27. [14]) 1 Kor. 3, 11. [15]) Gal. 4, 4. [16]) Rö. 9, 5. [17]) Lk. 12, 49. [18]) 1 Kor. 5, 10. [19]) Sermo 140, 2.

8. Immerwährende Jungfrau. [1]) Lk. 9, 62. [2]) 1 Jo. 2, 19. [3]) De inst. Virg. 6. [4]) 1 Kor. 7, 38. [5]) 1 Kor. 7, 34. [6]) Haer. 78, 5, 6. [7]) Adv. Jovin. 1, 26. [8]) De nat. Domini 20, 5. [9]) 1 Kor. 7, 5. [10]) C. Helvid. 16. [11]) Nießen, Mariol. Hieronymus 174. [12]) Adv. Helv. 16. [13]) Vgl. Nießen S. 177 f. [14]) Epiph. Haer. 42. [15]) C. Celsum 1, 97. [16]) Migne 26, 233 f., Nießen 165. [17]) Haer. 78, 6. [18]) In Luc. 1, 46. [19]) Migne 65, 605. [20]) 1 Kor. 7, 7. [21]) 2 Kor. 6, 1. [22]) Eph. 4, 1. [23]) Lk. 2, 19, 51. [24]) 1 Kor. 7, 24, 29. [25]) 3 Kön. 19, 18. [26]) Mtth. 19, 12. [27]) Mtth. 25, 12.

9. Maria im Gebet. [1]) Apg. 1, 14. [2]) Offbg. 21, 6. [3]) 1 Kor. 12, 3. [4]) Ps. 129, 1. [5]) Mtth. 6, 12. [6]) Lk. 18, 13. [7]) Lev. 11, 44. [8]) Mtth. 6, 9. [9]) 1 Thess. 4, 3. [10]) Is. 6, 5. [11]) 1 Petr. 2, 9. [12]) Apg. 10, 15. [13]) Offbg. 22, 11. [14]) Rö. 5, 2. [15]) Mtth. 5, 6; Lk. 6, 25. [16]) Mtth. 5, 8. [17]) Lk. 6, 38. [18]) Lk. 11, 23. [19]) Is. 42, 8. [20]) Lk. 2, 19, 51. [21]) Sir. 18, 23. [22]) Jo. 10, 10. [23]) 1 Thess. 1, 2; 5, 17. [24]) Rö. 8, 26.

10. In Gott verborgen und geborgen. [1]) Is. 45, 15. [2]) 2 Kor. 12, 1. [3]) 1 Kor. 13, 9. [4]) Kol. 3, 2 f. [5]) Rö. 1, 17; Gal. 3, 11; Hebr. 10, 38. [6]) Kol. 3, 4. [7]) Sermo 91, 8. [8]) De virg. 2, 2. [9]) Hänsler, Marienlehre Bernhards 1917, S. 16. [10]) Lk. 12, 13 f. [11]) Jo. 6, 15. [12]) Jo. 7, 4. [13]) Jo. 8, 16, 29. [14]) Mtth. 23, 8. [15]) Phil. 2, 9–11. [16]) Lk. 1, 52. [17]) Kol. 3, 4. [18]) Lk. 6, 21–26. [19]) Lk. 1, 28 f. [20]) Weish. 5, 1–5. [21]) Lk. 10, 17, 20. [22]) Mtth. 20, 16.

11. Im Glauben selig. [1]) Jo. 1, 18. [2]) Jo. 3, 11. [3]) Ex. 33, 20. [4]) Jo. 14, 10. [5]) 1 Tim. 6, 16. [6]) Hebr. 11, 6. [7]) Hebr. 11, 1. [8]) 1 Kor. 2, 9. [9]) Lk. 1, 45. [10]) 2 Kor. 11, 14. [11]) Mtth.

11, 27. [12]) Apg. 19, 1–7. [13]) Jo. 3, 16; Rö. 8, 32 f. [14]) Denz. Bannw. 1789.

12. Im Glauben geprüft. [1]) Jo. 20, 29. [2]) Evang. 2, hom. 26. [3]) Jo. 8, 29. [4]) Lk. 2, 41–50. [5]) Is. 55, 8. [6]) Mtth. 1, 21. [7]) Lk. 2, 51. [8]) Mtth. 1, 21. [9]) Jo. 2, 3. [10]) Vgl. Thomas in Joan. 19, 6 ff. [11]) Lk. 11, 27 f. [12]) Schon Barnabas 8, 5 überſetzt Pſ. 95, 10: regnavit a ligno Deus. [13]) Jo. 4, 34. [14]) Mk. 8, 34.

13. Weihe der Schmerzensmutter. [1]) Lk. 13, 3. [2]) Mtth. 5, 10 f. [3]) Mtth. 20, 28; 26, 28. [4]) Lk. 24, 26. [5]) Mtth. 5, 10 f. [6]) 1 Tim. 2, 5. [7]) Mtth. 10, 39. [8]) Lk. 2, 35. [9]) Mtth. 2, 11. [10]) Pſ. 143, 7. [11]) Mtth. 2, 13. [12]) Pſ. 22, 4. [13]) Pſ. 30, 2. [14]) Is. 53, 1 ff. [15]) Mtth. 10, 39. [16]) Rö. 8, 38 f.

14. Mater dolorosa. [1]) Jo. 21, 25. [2]) Jo. 14, 31. [3]) Mk. 15, 40, vgl. Lk. 23, 49. [4]) Lk. 12, 50. [5]) Jo. 19, 25. [6]) Jo. 18, 11. [7]) Jo. 2, 4, vgl. 5, 25, 28; 7, 30; 8, 20; 12, 23, 27; 13, 1 u. a. [8]) Jo. 8, 29. [9]) Klagel. 1, 12. [10]) Kol. 2, 14. [11]) 1 Kor. 1, 23. [12]) Jo. 9, 4. [13]) Jo. 19, 30. [14]) Apg. 3, 15. [15]) Mtth. 27, 51 f. [16]) Mtth. 27, 54. [17]) Lk. 23, 48. [18]) Spr. 31, 30. [19]) Mtth. 11, 28. [20]) Jo. 1, 29. [21]) Lk. 23, 47. [22]) Lk. 23, 28. [23]) Lk. 2, 19, 51. [24]) Mtth. 20, 28. [25]) Vgl. Jak. 1, 2–5; Hebr. 6, 12. [26]) Jo. 1, 29.

15. Die Sündenloſe. [1]) Jo. 14, 30. [2]) Sess. 6 cn. 23. [3]) De nat. et grat. 36, 42. [4]) Ebd. [5]) Offbg. 13, 8. [6]) Offbg. 12, 1. [7]) Mk. 1, 15. [8]) Gen. 3, 15. [9]) Jo. 1, 16. [10]) Lk. 12, 48. [11]) Offbg. 3, 11. [12]) 1 Jo. 2, 16. [13]) 1 Kor. 5, 10. [14]) Mtth. 4, 1 ff. [15]) Sermo 283, 1. [16]) Hebr. 4, 15. [17]) 1 Petr. 2, 21. [18]) Lk. 6, 40. [19]) Cant. 4, 7. [20]) Grohmann, Aethiopiſche Marienhymnen 1919, S. 81. [21]) Ebd. S. 244. [22]) Opera XV, Parmae 1864, p. 211; Beiſſel, Geſchichte der Verehrung Marias in Deutſchlands 1909, S. 221. [23]) Sir. 24, 20. [24]) 2 Kor. 2, 15 f. [25]) Cant. 1, 4.

16. Marias Geiſtesgröße. [1]) Mtth. 22, 16. [2]) Lk. 16, 15. [3]) Lk. 16, 15. [4]) Pſ. 44, 14. [5]) Sess. 6, cp. 7. [6]) Jo. 6, 48 ff. [7]) Röm. 2, 2. [8]) Super Missus, homil. 3. [9]) Eph. 3, 15. [10]) 1 Tim. 2, 15.

17. Sittlicher Fortſchritt. [1]) Jo. 10, 10. [2]) Mtth. 25, 15. [3]) Kol. 1, 12 f. [4]) 2 Kor. 5, 17. [5]) Tit. 3, 5. [6]) Phil. 3, 12. [7]) Lk. 2, 52. [8]) Pſ. 42, 4. [9]) Sermo 291, 5. [10]) Jo. 15, 13. [11]) Jo. 4, 35. [12]) 1 Kor. 13, 11. [13]) Mtth. 6, 34.

18. Unſere liebe Frau. [1]) Bartmann, Dogmatik I[5] 1920, S. 459. [2]) Finke, Die Frau im Mittelalter 1913, S. 112 ff. [3]) Beiſſel,

Marienverehrung, S. 353. [4]) Jo. 7, 38. [5]) Jo. 7, 39. [6]) Sir. 24, 27. [7]) Pſ. 69, 29; Offbg. 3, 5; 13, 8; 9, 19. [8]) Jo. 19, 27. [9]) Albert des Großen Homilie zu Lk. 11, 27, herausgegeben von Pater von Loë O. P. 1916, S. 50 ff.

19. **Maria und Joſeph.** [1]) Lk. 2, 48. [2]) Lk. 2, 51. [3]) Vgl. Augustin, De cons. evang. 2, 1, 3 bei Friedrich, Die Mariologie d. hl. Auguſtinus 1907, S. 30. [4]) Mtth. 1, 16. [5]) Lk. 1, 27. [6]) De virg. 4, 4. [7]) Mtth. 1, 20 f. [8]) Mtth. 1, 21. [9]) Mtth. 2, 13. [10]) Mtth. 2, 29. [11]) Mtth. 2, 22. [12]) Lk. 2, 41. [13]) Pſ. 127, 1 ff., 14. [13a]) Jo. 6, 42. [14]) Jo. 4, 44. [15]) Mtth. 13, 54 ff. [16]) Lk. 12, 21. [17]) Enarr. in Ps. 51, 9: quid tibi prodest si eges facultate et ardes cupiditate? [18]) 2 Theſſ. 3, 10. [19]) Lk. 2, 41. [20]) Mtth. 1, 24. [21]) Mtth. 2, 14. [22]) Mtth. 2, 21. [23]) Mtth. 2, 23. [24]) Tob. 12, 7. [25]) Mtth. 13, 16 f. [26]) Jo. 2, 1 ff. [27]) Mk. 10, 16. [28]) Lk. 2, 52. [29]) Mtth. 19, 8. [30]) Rö. 10, 6 ff. [31]) Eph. 4, 13.

20. **Maria in der Liturgie.** [1]) Jo. 4, 23 ff. [2]) Hebr. 9, 15; 12, 24. [3]) Jo. 16, 24. [4]) Jo. 14, 13. [5]) Mtth. 18, 19 f. [6]) Thalhofer-Eiſenhofer, Liturgie 1911 I, S. 1. [7]) C. Faust. 1, 19, 11. [8]) De cura pro mort. 7. [9]) Lk. 10, 16. [10]) Jo. 15, 14 f. [11]) Mtth. 19, 28. [12]) Der Proteſtant Preuſchen vermutet, daß der heidniſche Göttinnenkult verhinderte, „daß man Maria in der alten Kirche einen Kult widmete", Kirchengeſchichte I 1911, S. 128. [13]) Lk. 2, 32. [14]) Beiſſel, Marienverehrung 50 ff. [15]) Beiſſel, ebd. 106. [16]) Kellner, Heortologie 1911, S. 174 ff. [17]) Missale Romanum, vgl. Mtth. 1, 1, 16, 20; dazu Schanz, Mtth. 1879, S. 77. [18]) Iſ. 11, 1, 2, 5. [19]) Ernſt, Die leibliche Himmelfahrt Mariä 1921, S. 9. [20]) Dogmatik III, 572. [21]) Jo. 16, 17 ff.

21. **Maria Wegweiſerin.** [1]) Homil. 2 super Missus; vgl. Breviar. in festo Nominis Mariae. [2]) Spr. 8, 34 f. [3]) Gal. 6, 2. [4]) Pſ. 22, 4. [5]) Lk. 1, 28. [6]) Homil. 3, 1 de laud. V. M. [7]) De virg. 2, 2, vgl. Bartmann, Chriſtus ein Gegner des Marienkultus 1909, S. 22 ff. [8]) Jo. 8, 51. [9]) Jo. 5, 24. [10]) Cant. 2, 5. [11]) Pſ. 41, 2.

22. **Maria und das Prieſtertum.** [1]) Hebr. 9, 26. [2]) Hebr. 10, 8, 10. [3]) Hebr. 7, 24 f. [4]) Jo. 14, 6. [5]) Apg. 4, 12. [6]) 1 Petr. 2, 5, 9. [7]) Sermo 4, 1. [8]) Gal. 3, 28. [9]) Mtth. 20, 28. [10]) Hebr. 5, 4. [11]) Lk. 14, 10. [12]) Lk. 1, 52. [13]) Lk. 1, 48. [14]) Jerem. 31, 3. [15]) 2 Kor. 5, 18. [16]) 1 Kor. 7, 34. [17]) 1 Kor. 4, 15. [18]) Jo. 8, 50. [19]) Hebr. 5, 4. [20]) In Ps. 98, 5.

23. **Maria und die Ordensfrau.** [1]) Lk. 9, 58. [2]) Mtth. 19, 27. [3]) Mtth. 8, 14. [4]) 1 Kor. 7, 32 f. [5]) 1 Kor. 7, 38. [6]) Cyprian, De habitu virg. 3. [7]) Mtth. 9, 15; 25, 5 ff., vgl. Jo. 3, 29. [8]) De virg. vel. 16. [9]) De hab. virg. 22. [10]) De virg. 10. [11]) Mtth. 22, 30. [12]) Ep. ad Eustoch. c. 21 u. 38. [13]) 1 Kor. 13, 5. [14]) Ad Eustoch. c. 40. [15]) Ad Eustoch. c. 41. [16]) Beissel, Marienverehrung, S. 12. [17]) Apg. 4, 32. [18]) Diognetbr. c. 5. [19]) Mtth. 5, 3. [20]) Lk. 7, 22. [21]) Mtth. 19, 24. [22]) Mtth. 13, 5. [23]) Lk. 1, 48. [24]) Adv. haer. 3, 22. [25]) Civ. Dei 14, 12. [26]) Ep. ad Rustic. c. 15. [27]) Sermo 192, 2. [28]) Mtth. 7, 15.

24. **Maria und die Kirche.** [1]) Apg. 20, 28. [2]) Vgl. Friedrich, Mariologie Augustins, S. 255 ff. [3]) Sermo 213, 7. [4]) De virg. c. 2 n. 2. [5]) De virg. c. 6 n. 6. [6]) Lk. 1, 45. [7]) Eph 2, 20. [8]) Lk. 2, 19, 51. [9]) Eadmer, De excell. B. M. V. c. 7. [10]) Sursum corda Nr. 270. [11]) Jo. 1, 16. [12]) Thom., Lect. 9 in cp. 1. Ev. Joan. [13]) Sir. 24, 25 f. [14]) Sir. 24, 25, vgl. Thom., Lect. 1 in cp. 2 Ev. Joan. [15]) De virg. 6, 6. [16]) De Gen. c. Man. II 24, 37. [17]) Sermo 195, 2.

25. **Maria und die Frau.** [1]) Gen. 4, 23. [2]) 3 Kön. 11, 3. [3]) Mtth. 19, 6. [4]) Gal. 3, 28. [5]) Lk. 15, 4. [6]) Mtth. 13, 5. [7]) Rö. 16, 3 f. [8]) Rö. 16, 1 f. [9]) 1 Kor. 14. 34, vgl. 1 Tim. 2, 11 ff. [10]) Apg. 1, 14. [11]) Apg. 12, 12. [12]) 1 Petr. 3, 1. [13]) 1 Tim. 5, 9 f.; vgl. 1 Kor. 7, 36 f. [14]) Ad uxor. 2, 4. [15]) Ep. 138, 17. [16]) Vgl. H. Finke, Die Frau im Mittelalter 1913, S. 131–183. [17]) Könn, Auf dem Wege zur Ehe, S. 117. [18]) 2 Kor. 11, 2. [19]) Sermo 3, 41. [20]) Finke, Die Frau im Mittelalter, S. 98 ff. [21]) Hom. de laud. B. M. V. 1, 5. [22]) Gen. 2, 18. [23]) Muckermann, Um das Leben der Ungeborenen 1921, S. 6. [24]) Rackl, Lebenskräfte des Dogmas 1922, S. 5.

26. **Maria in der Legende.** [1]) Beissel, Marienverehrung, S. 96 ff. [2]) Beissel S. 491; Grohmann, Aethiop. Marienhymnen 1919, Index s. v. Satan. [3]) Benedict XIV, De serv. dei beatificatione III. c. 53 n. 17. [4]) 1 Jo. 4, 1. [5]) Sir. 19, 4. [6]) Sent. III, d. 9 a. 1, q. 6. [7]) Beissel S. 491. [8]) Beissel S. 95 f. [9]) Jo. 12, 31. [10]) Lk. 11, 21.

27. **Marias Gnadenbild.** [1]) Gen. 5, 8 f u. ö. [2]) Jo. 4, 24. [3]) Orat. de imag. 2. [4]) Is. 7, 14. [5]) Ep. IX 243 Migne 215, 1078. [6]) Beissel, Marienverehrung 145.

28. **Maria im Liede.** [1]) 1 Paral. 23, 5. [2]) Binterim, Denkwürdigkeiten 4, 1. Teil, 328. [3]) Herm. Müller, Zur Urgeschichte des deutschen Kirchenliedes; bei Weimann, Kirchenmusik-Jahrb. 1910, S. 113 ff. [4]) J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I[19], S. 229. [5]) Weimann, Geschichte der Kirchenmusik 1919, S. 45. [6]) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 1867 II Nr. 67 u. 1877; V Nr. 1176. [7]) Wackernagel II Nr. 180. [8]) Wackernagel II Nr. 1443, vgl. Rumezlant, ebd. Nr. 271. [9]) Wackernagel II Nr. 1141 u. Nr. 657. [10]) Wackernagel II Nr. 458. [11]) Wackernagel II Nr. 522. [12]) Wackernagel II Nr. 502. [13]) Hermann Müller in Cäcilienvereinsorgan 1917, S. 25 ff.

29. **Maria und der Protestantismus.** [1]) Matth. 19, 8. [2]) Wackernagel II, 460. [3]) Ebd. 159. [4]) Ebd. 164. [5]) Weißenbach, Mariädienst 1786, S. 218 ff. [6]) Müller, Symbolische Bücher der ev.-luth. Kirche 1869, 3. Aufl., S. 299. [7]) Ebd. S. 679. [8]) Ebd. S. 39. [9]) Ebd. S. 227. [10]) Sent. III d. 9, a. 1 q. 3. [11]) Sent. III d. 3, p. 1 a. 1. q. 2. [12]) Denkwürdigkeiten I 86. [13]) Peter Basse, Hauptmann, vgl. St. a. M.-Laach 1908 I, S. 117 ff. [14]) Dogmengeschichte 1909 II[4], 468. [15]) Wesen des Christentums, 1, 901, S. 91. [16]) Ebd. S. 80. [17]) Apg. 28, 34. [18]) Vgl. Köln. Volkszeitung 9, 3, 1920. [19]) Lk. 1, 42. [20]) Hans Thoma, Jahrbuch der Seele 1922.

Personenregister.

Achtermann 162.
Agatha 298.
Agnes 298.
Albert d. G. 218.
Ambrosius 43, 73, 74, 81, 101, 108, 110, 277, 300, 360.
Anselm 32.
Athanasius 79.
Augustin 8, 9, 20, 23, 31, 36, 45, 60, 63, 67, 72, 74, 80, 173, 175, 177, 178, 179, 180, 205, 226 ff., 247, 292, 294, 300–310, 327 f., 320, 330, 378, 382.
Basilius 76, 346.
Basiliusliturgie 359.
Beissel 345, 349, 353.
Benedikt XIII. 241.
„ XIV. 260–343.
„ XV. 12.
Bernhard 9, 16, 34, 37, 47, 51, 102, 148, 161, 194, 240, 262, 272, 305, 306.
Bibiana 248.
Bonaventura 188, 343, 369, 380.
Brentius 378.
Brigitta v. Schw. 240, 370.
Calvin 379.
Cäcilia 298.
Chlotar 328.
Cälius Sedulius 360.
Chlotilde 328.
Cyprian 8, 248, 299.
Damasus 360.
Dante 36.
Elisabeth v. Thüringen 328.
„ v. Schönau 328.
Ephesinum 7.
Ephräm 9, 31.
Epiphanius 9, 74, 75, 78, 79.
Etienne von Bourbon 344.
Eustochium 301.
Euthymius 262.
Faustus 61.
Fulgentius 79.
Gerson 241.
Gertrud d. Gr. 214, 240, 328.
Giotto 124.
Goethe 384.
Gregor I. 371.
Hadrian VI. 186.
Harnack 4, 385.
Hedwig v. Breslau 328.
Hegesipp 77, 78, 79.
Heinrich I. 328.
Hieronymus 4, 7, 9, 75, 77, 78, 300, 301, 307.
Hildegard 328.
Hippolyt 8, 193.
Jakob von Voragine.
Innozenz III. 352.

Johannes Damaszenus 262, 351.
Johannes XXII., 213.
Jovinian 73, 77.
Irenäus 6, 8, 30, 307.
Jungnickel 387.
Justin 5, 118, 248.
Juvenalis 262.
Karl d. Gr. 347.
Katharina v. Siena 328, 343.
Klemens v. Alex. 359.
Konrad d. Marner 364.
Leo I. 282.
Lucia 298.
Luther 375, 377 ff.
Maldonat 125.
Marcellina 300.
Mathilde 328.
Mechtildis 214.
Muckermann 332.
Nestorius 4, 57.
Nietzsche 160.
Oekolampadius 378.
Origenes 75, 79.
Palestrina 371 f.
Paula 301.
Paul de Lagarde 373.
Polykarp 248.
Petrus Olavi 370.
Pius IX. 241.
Pulcheria 262.
Rabanus Maurus 253.
Radegundis 328.
Robulas v. E. 268.
Roswitha 328.
Rumezlant 365.
E. Schmitz 373.
Scheeben 259.
Sergius I. 371.
Seuse 217.
Skotus 34.
Tauler 280, 364, 377.
Tertullian 6, 8, 99, 326.
Theophilus, Legende 346 ff.
Thomas v. A. 5, 34, 175, 185, 344.
Thoma Hans 390.
Venantius Fortunatus 360.
Vergil 19.
Vinzenz Ferrerius 240.
Walter v. d. Vogelweide 362.

Sachregister.

Adventsstimmung 18 f.
Altprotestantismus 374 ff.
Allerheiligenlitanei 371.
Armenbibel 339.
Armut 305 ff.
Beispiel, gutes 274.
Beweinung Jesu 164.
Brautmesse 276.
Brüder Jesu 77 ff.
Chalzedon 173.
Christusmystik 217.
Cultus latriae, duliae, hyperduliae 381.
Demut 89 ff., 105.
Dogmenbeweis 336.
Dogmenersatz 336.
Ehe 74, 237 ff., 275 ff., 323, 324.
Einkleidungsgebet 303.
Einsiedeln 375.
Empfängnis, unbefleckte 343.
Ephesus 57.
Erbsünde 27.
Eva 200 f.
Externsteine 162.
Familie, heilige 221 ff.
Frau in der alten Welt 322 ff.
„ im Urchristentum 326 ff.
„ im Mittelalter 328.
„ und Paulus 324.
Frau, politische u. karitative 334.
„ und Mutterschaft 195 f.
Frauenseele 24.
Gebet in der Sünde 88 ff.
„ Pulsschlag des Lebens 95 ff.
Geißelbrüder 368 f.
Gelübde 296.
Gemüt, deutsches 209, 214, 216.
Gerechte und Leid 146 ff.
Gewissen 242.
Glaube, Marias 311.
Glaubensgrund, göttlicher 111.
Gnadenbild, marianisches 350 ff.
Goldene Legende 341.
Gottesgebärerin 6.
Göttinnen, heidnische 385 ff.
Greisenalter 276 ff.
Heidentum und Marienkult 355.
Heiligenbesuchung 47.
Heiligenlegende 304, 337.
Heiligenverehrung 251 ff.
Jesu Heiligkeit 124.
Jesus Mittler 245.
Jesus und Johannes 50.
Jesus und Maria 129 ff.
Immaculata 26 ff.
Joseph, Arbeiter 232 f.
„ Beter 233 f.

Joseph, Familienhaupt 230 ff.
„ Gehorsam 235.
„ Patron der Kirche 241.
„ Schweiger 235 f.
„ Verehrung 240 f.
„ und Maria 226 f.
Jugend und Tugend 273 f.
Jungfrauschaft 294 ff.
Katechismus, Röm. 11.
Kinder, Früchte der Ehe 239.
„ Sorge des Hirten 240.
Kirchenlied, deutsches 360.
Klöster 252.
Kreuzabnahme 162 ff.
Kriegsgesang, marianischer 361.
Laienapostolat 333.
Legende und Dogmen 336.
Leid im Christentum 137 ff.
„ „ Heidentum 136.
„ „ Judentum 136.
Lukasbilder 261 f.
Magnifikat 86 ff., 375.
Maria ewig erwählt 14. Glaube 44. Protoevangelium 18, 171 ff. Jugend 99 f. Schmerzensmutter 135 ff., 143, 163 ff. Dreikönige 140. Herodes 141 ff. Flucht nach Aegypten 143. Mater dolorosa 148 ff. Legende 203 f., 225 f., 262, 265. Tugenden 202. Fortschritt 196. Demut 198 f. Abschied von Jesus 151. Begegnung mit Jesus 153 f. Unter dem Kreuze 154—159. Immerwährende Hilfe 163. Geduld 165. Schweigsamkeit 102. Königin der Märtyrer 134, 166 f. Sündelos 170 ff. Sole amictus 176. Theotokos 46. Im Gebet 84. Sitz der Weisheit 93. Verborgen in Gott 97, 105. Causa salutis 6. Semper virgo 64 ff. Confirmata in gratia 106 f. Maria und Eva 5, 118, 301. Kongregationen 83, 274, 329. M. und Jesus 103 ff., 122 ff. Mater credentium 118, 134. Mater divinae gratiae 315 ff. Vita, dulcedo, spes. 219, 315 bis 320. M. und die Ordensfrau 293 ff. M. und die Frauen 321 ff. M. und die Eheleute 275 ff. M. und das Priestertum 281 ff., 317. M. und die Kinder 270 ff. M. und die Jugend 272 f. M. und der Mann 273 f. M., Schiff des Heiles 268 f., 280. M. und Elisabeth 47. M. im Lied 366 ff. M. und die Kirche 309 ff. Offenbarungsorgan 312 ff. Besiegte alle Irrlehrer 313 f. Königin der Propheten u. Apostel 312 ff. Ihr Beispiel 314. Gehorsam 306 f. Spiegel der Gerechtigkeit 314. Hochzeit zu Kana 126 ff., 132, 134. Mit Jesus im Tempel 123 f. Mutter des guten Rates 184. Im öffentlichen Urteile Jesu 129 ff. Geistesgröße 186 ff. Gnade der Mutterschaft 190 f. In Unkenntnis des Erlösungsratschlusses Gottes 205. Unsere liebe Frau 209. Mittlerin 210 ff. Mantelschaft 212 f. Skapulier 213 f. Hauspatronin 215. Familienmutter 215. Patronin

Bayerns 215. Im Talmud 229. Ihre Ehe 226 ff. Mutter des guten Rates 134.
Marienfeste: Aufnahme, Empfängnis, Geburt, Lichtmeß, Verkündigung 252—267.
Marienklage 149.
Marienkult 8.
Marienlegende 338 ff.
Mariologie und Entwicklung 2 ff.
Mantelschaft Marias 212, 304.
Martyrer 259.
Martyrerfeiern 251.
Messe 372.
Minnegesang 361.
Mutter Gottes 54.
Mutter und Kind 332 f.
Mystik, marianische 148, 216 f.
Neuprotestantismus 384, 387.
Nizäa 57.
Optimismus und Keuschheitsideal 82.
Priestertum 281 ff.
Protestantismus und Maria 373 ff.
Protoevangelium 18.
Reliquienkult 352.
Sakrament 317.
Salve Regina 219.
Schmerzenslieder 269 ff., 368 ff.
Sehnsucht, religiöse 110.
Stundengebet 371.
Symbolische Bücher 379.
Taufe 27.
Taufgnade 201.
Taufspendung 250.
Teufel und Legende 339, 345 f.
Teufelsbund 348 f.
Theophiluslegende 346.
Titel, marianische 56.
Union, persönliche 62.
Vadis Propitiator 152.
Vesperbilder 161.
Virginitas corporis u. mentis 302.
Virgo singularis 285.
Vision 243, 342.
Wallfahrten 356 f.
Weihegeschenke 356.
Werl 357.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
1. Eingang	1
2. Ewig erwählt	14
3. Immaculata	26
4. Botschaft Gottes	36
5. Heiligenbesuchung	47
6. Gottes Mutter	54
7. Jungfrau der Jungfrauen	64
8. Immerwährende Jungfrau	73
9. Maria im Gebet	84
10. In Gott verborgen und geborgen	97
11. Im Glauben selig	108
12. Im Glauben geprüft	120
13. Weihe der Schmerzensmutter	135
14. Mater dolorosa	148
15. Die Sündenlose	170
16. Marias Geistesgröße	186
17. Sittlicher Fortschritt	196
18. Unsere Liebe Frau	209
19. Maria und Joseph	221
20. Maria in der Liturgie	244
21. Maria Wegweiserin	266
22. Maria und das Priestertum	280
23. Maria und die Ordensfrau	293

24. Maria und die Kirche 309
25. Maria und die Frau 321
26. Maria in der Legende 335
27. Marias Gnadenbild 350
28. Maria im Liede 358
29. Maria und der Proteſtantismus 373
Anmerkungen 393
Perſonenregiſter 399
Sachregiſter 401

Bartmann, B.

Katholische Lebenswerte

DUNS SCOTUS COLLEGE
LIBRARY
SOUTHFIELD, MICH. 48075

DEMCO

R008804981